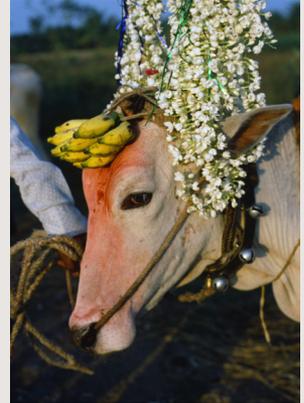


Die Augen der Geier

Zwei Jahre in Südindien



Anna Barbara Fischer



Giessen University Library Publications

Anna Barbara Fischer

Die Augen der Geier

Zwei Jahre in Südindien

Giessen University Library Publications

2021

Giessen University Library Publication

ISBN: 978-3-347-19404-5

Druck und Verlag: tredition GmbH, Halenreihe 42, 22359 Hamburg

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Seereise nach Indien	14
Bombay.....	21
Bahnfahrt nach Mysore.....	22
Erste Eindrücke von Stadt und Zoo	30
Maharani's College Hostel.....	44
Bangalore und Nandi Hill.....	60
Zoo, Käfigbau und Experimente	65
Weihnachtsferien mit Reise nach Coorg.....	78
Neue Freunde	85
Universität und Teresian College.....	92
Neue Perspektiven	102
Weitere Gefährten in Haus und Garten	129
Van Ingen & Van Ingen: Taxidermie und <i>Shikar</i>	140
Reitschule	148
Das Umland von Mysore	151
Am Kaverifluss	168
Die Kaffeeplantage	190
Nationalparks	209
Mysore-Stadt.....	213
Fürstliches Mysore	226

Weitere Feste	235
Religionen und Tempel.....	243
Abschiedszeit.....	254
Vom Kap Kormorin bis Kaschmir	260
Résumé	284

Vorwort

Gerade als ich ernsthaft darüber nachdachte, die Hochschule zu wechseln, fand ich einen Doktorvater, der mich nach Indien schicken wollte. Professor Dr. Rudolf Altevogt, Physiologe am Zoologischen Institut der Universität Münster, hatte das Thema für eine Doktorarbeit in der Schublade, die zu mir passte, und signalisierte bald, dass ich diese Aufgabe nicht nur in Deutschland durchführen könnte, denn er hatte schon mehrere seiner Doktoranden ins Ausland vermittelt.

Ich sollte zur Klärung der Frage beitragen, wie gut Greifvögel, die visuellen Weltmeister, sehen können. Neben den rein qualitativen Verhaltensbeobachtungen stammten bislang alle objektiven Daten zu dieser Frage allein aus anatomischen Untersuchungen, und es gab dazu Berechnungen, die unglaubliche Sehleistungen postuliert hatten, die Professor Altevogt in Frage stellte. Ein realistischeres Ergebnis sollten Tests an lebenden Tieren liefern. Im klassischen „Zweifachwahltest“ sollten die Vögel lernen, schwarz-weiß gestreifte Musterkarten von gleich hellen grauen zu unterscheiden, worauf sie anschließend in der Testphase ihr Futter bei den Rasterkarten abholen mussten. Nach und nach sollten sukzessiv feinere Streifen präsentiert werden, bis die Vögel sie nicht mehr vom Grau unterscheiden konnten. Auf diese Weise konnte die Trennschärfe, das sogenannte *Minimum separabile*, ermittelt werden.

Ich hatte Erfahrung im Umgang mit Vögeln, da ich mich nach den ersten Studiensemestern beim Osnabrücker Tiergarten um eine Praktikantenstelle beworben hatte, um die theoretische Zoologie durch lebendige praktische Anschauung zu ergänzen. Der Zoodirektor

teilte mich der Vogelabteilung zu. Rasch zog mich die unglaubliche Fülle der fliegenden, schwimmenden und laufenden geflügelten Geschöpfe mit ihrem mannigfachen Formen, Farben, Stimmen und Verhaltensäußerungen vollkommen in den Bann. Vögel kommen auf allen Kontinenten vor und leben in den verschiedensten ökologischen Nischen. Schon die unterschiedlichen Futterbedürfnisse geben Hinweise auf die mannigfaltigen Lebensgewohnheiten: Auf dem Menu der Vogelabteilung standen Fisch, Kleintiere wie z.B. Mäuse, Fleischstücke, Gehacktes und getrocknete Insekten, dicke und feine Körner, Nüsse, Obstsalat und Honigmilch. Es war eine anspruchsvolle Aufgabe, die vielen Schnäbel mit den richtigen Speisen zu versorgen, durch die ich eine Menge lernte und einen neuen Blick auf die gefiederten Lebewesen gewann. Nach dieser Lehrzeit durfte ich während der Semesterferien als Urlaubsvertretung einspringen, und meine guten Beziehungen zum Zoo halfen mir dann auch bei den praktischen Problemen mit meiner Dissertation.

Die Reise nach Indien ließ allerdings noch einige Zeit auf sich warten. Das war auch sinnvoll. Als erstes musste ich mich mit der Physiologie des Sehannes und mit Tierpsychologie befassen, die relevanten Publikationen suchen und auswerten. Noch schwieriger war es, passende „Probanden“ für meine Experimente zu finden und eine geeignete Versuchsanordnung zu entwickeln. Zuerst versuchte ich, mit zwei wunderschönen Turmfalken zu arbeiten, fand es aber zu schwierig, die Tests mit fliegenden Vögeln durchzuführen. Nun kam uns die Idee, Geier zu verwenden, die gut laufen können und ihre Aufgaben „zu Fuß“ ausführen konnten. Gleichzeitig zeichnete sich die verlockende Möglichkeit ab, die Versuche in Indien durchzuführen, denn mein Doktorvater hatte gute Beziehungen zu dem angesehenen Ornithologen Dr. Salim Ali in Bombay. Der Osnabrücker Tiergarten

bot mir die Möglichkeit für erste Experimente mit einem Gänsegeier, für umfangreichere Versuche fehlten jedoch der Platz und weitere Geierarten. Ich nutzte dieses freundliche Angebot und begann mit einem jungen Geier zu arbeiten, um auszuprobieren, ob die gewählte Methode funktionierte.

Da in Indien mehrere Geierarten zu Hause sind und es dort leichter sein würde, genügend Versuchstiere zu bekommen, wandte sich Professor Altevogt an Dr. Ali mit der Frage, ob er mir einen Ort für meine experimentelle Arbeit vermitteln könne. Salim Ali traf auf einer Konferenz mit einigen Zoodirektoren zusammen und erhielt zwei Zusagen, eine aus Kalkutta, die zweite aus Mysore. Meine Eltern rieten mir von Kalkutta ab, vor allem weil sie das Klima in Bengalen mit den anstrengend feuchtheißen Sommern aus eigener Erfahrung kannten. Dagegen musste Mysore, welches in Südindien knapp achthundert Meter hoch auf dem Dekkanplateau liegt, deutlich günstigere Temperaturen aufweisen. Dass die Stadt nicht so riesig wie Kalkutta war, als schön beschrieben wurde und sich sogar eines Maharadschas in einem prachtvollen Palast rühmen konnte, klang ebenfalls einladend. Ich war begeistert, dass ich tatsächlich die Chance bekam, in Indien zu arbeiten, bedankte mich herzlich bei Dr. Ali für seine Bemühungen und teilte ihm mit, dass ich mich für Mysore entschieden hätte. Krishne Gowda, der Kurator der dortigen Zoologischen Gärten, schrieb mir, dass er mir verschiedene Geierarten zur Verfügung stellen könne, reichlich Platz für die Versuche habe und auch eine Unterkunft in einem Studentenheim für mich arrangieren könne.

Nachdem ich in Osnabrück mit meinem ersten Geier befriedigende Ergebnisse erzielt hatte, standen dem Vorhaben keine großen Hindernisse mehr im Weg. Durch mein zweites Studienfach Ang-

listik war ich gut vorbereitet für einen Aufenthalt in Indien, wo als frühere britische Kolonie das Englische neben ungefähr zwanzig weiteren Amtssprachen eine offizielle Sprache geblieben ist. Außerdem ließ sich als Stipendiatin der Studienstiftung des Deutschen Volkes die Zeit im Ausland für mich auch finanziell meistern, wobei die Volkswagenstiftung mir dankenswerter Weise ein zusätzliches Reise-stipendium gewährte. Mit einer Mischung aus Neugier, Furcht und Entzücken trat ich, dankbar für die Chance einer der großen östlichen Kulturen zu begegnen, die Reise in den Orient an.

Schon lange hatte ich davon geträumt, fremde Länder kennenzulernen, und Indien stand ganz oben auf meiner Wunschliste, seitdem ich es verpasst hatte, mit meiner Mutter und den beiden jüngeren Geschwister meinem Vater für ein Jahr nach Dhaka in Ost-pakistan, dem späteren Bangladesch, zu folgen, wo er beruflich zu tun hatte. Damals stand ich kurz vor dem Abitur und sah ein, dass es natürlich vernünftiger war, erst die Schule abzuschließen als in der Weltgeschichte herumzugondeln. Aber ich hatte es doch ziemlich bedauert, dass mir die Auslandserfahrung in so einem exotischen Land entgangen war. Ich hatte mich damals ausführlich mit dem indi-schen Subkontinent beschäftigt und versucht, mithilfe von Büchern und den zahlreichen Briefen meiner Familie ihre Eindrücke und Er-lebnisse nachzuvollziehen.

Obwohl ich zunächst in meinen Vorstellungen nur „Indien“ im Blick hatte und in Gesprächen mein Ziel derart bezeichnete, entdeckte ich bereits bei den Reisevorbereitungen, dass der indische Subkon-tinent neben einer unbestrittenen gemeinsamen kulturellen Identität sehr unterschiedliche Klima-, Sprach- und Kulturregionen aufweist, mit einer Vielfalt, die ohne weiteres mit derjenigen des europäischen Raumes verglichen werden kann. Daher möchte ich einige Informati-

onen über die äußeren Umstände und den Ort vorausschicken, an dem ich fast zwei Jahre (1965-1967) für meine Forschungsarbeiten verbrachte.

Die Großstadt Mysore, die damals knapp eine halbe Million Einwohner hatte, befindet sich in Karnataka, einem der größten indischen Bundesstaaten, die nach der im Jahre 1947 errungenen Unabhängigkeit entsprechend den Empfehlungen von Nehru auf linguistischer Basis reorganisiert wurden. Mit 192.000 km² ist es flächenmäßig etwa so groß wie die halbe Bundesrepublik Deutschland. Der Staat setzt sich zusammen aus dem ehemaligen Reich der Maharadschas von Mysore im Süden und einem ungefähr ebenso großen nördlichen Anteil, der vor der Unabhängigkeit zu Britisch-Indien gehört hatte. Hier wird das drawidische Kannada bzw. Kanaresisch gesprochen; weitere wichtige verwandte Sprachen sind Tamil, Malayalam und Telugu, die in den südindischen Bundesstaaten Tamil Nadu, Kerala und Andhra Pradesh zu Hause sind. Die drawidischen Sprachen gehören zu den älteren in Indien heimischen Sprachfamilien. Sie haben, wie die übrigen indischen Sprachen, ihre eigenen Alphabete, die wiewohl formell vom Sanskrit abgeleitet ganz unterschiedlich aussehen.

Mysore liegt auf dem Dekkanplateau auf circa 770 m Höhe und hat damit angenehme tropische Temperaturen. Der Sommer ist erträglich: 35 °C ist meistens das Maximum; nachts kühlt es sich – je nach Bewölkung – auf etwa 20 bis 25 °C ab. Im Winter liegen die durchschnittlichen Tagestemperaturen bei ca. 20 bis 25 °C; nachts fällt das Thermometer auf 5 bis 10 °C. Die Hochebene ist semi-arid, sie erhält in den Sommermonaten Regenbewässerung durch den Monsun. Der Monsun setzt von Südwesten kommend ein, und in Karnataka sollten die Niederschläge von Anfang Juni bis Mitte Okto-

ber anhalten. In diesem Raum können gelegentlich auch Ausläufer des winterlichen Nordostmonsuns von der bengalischen Bucht ankommen, allerdings ergeben sie nur eine geringe Ausbeute. Auftreten und Ergiebigkeit des Monsuns schwanken von Jahr zu Jahr und beeinflussen die Ernteerträge. Traditionell wird während der Regenzeit in vielen künstlichen Teichen und Stauseen Wasser gespeichert, und ein riesiges Reservoir, der Krishnarajasagar, ist für die Gegend nahe Mysore ein Segen.

Bis 1973 hieß Karnataka noch Mysore, da es zum großen Teil das Territorium der Maharadschas von Mysore umfasste, welches zu den bedeutendsten damaligen Fürstenstaaten gehörte. Nach dem Zerfall des Mogulreiches zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde die indische Landkarte neu gezeichnet. Die Britische Handelskompanie entwickelte sich zu einer Kolonialmacht. Eine Hälfte von Großindien stand unter direkter britischer Verwaltung. Die zweite Hälfte blieb unter der Herrschaft einheimischer Fürsten, die Verträge mit der englischen Krone abgeschlossen hatten und ihre Positionen gegenüber der imperialen Regierung in einer *Chamber of Princes* vertraten. Im Austausch für außen- und innenpolitischen Schutz erlaubten sie der Krone eine subtile Art der Supervision ihrer Verwaltung durch sogenannte Politische Regenten, die die Verbindung zum *Viceroy* in Delhi aufrechterhielten. Das Fürstentum Mysore galt während der britischen Kolonialzeit als Modellstaat und hatte mit einer beträchtlichen Selbständigkeit einen Sonderstatus inne. Nach Mysore wurden die jungen Prinzen geschickt, um das Regieren zu erlernen.

Der vorige Maharadscha Krishnaraja Wodeyar IV (1894-1940), der Onkel des Fürsten Jayachamaraja, den ich noch antraf, war ein aufgeklärter Regent. Er soll ein Fünftel des Staatseinkommens für Erziehung und Ausbildung verwendet haben; er gründete eine große

Universität, baute Krankenhäuser und errichtete das erste Wasserkraftwerk Indiens am Krishnarajasagar-Staudamm. Nach der Erringung der indischen Unabhängigkeit im Jahre 1947 mussten die Maharadschas ihre Macht abgeben. In Mysore stand Jayachamaraja Wodeyar (1919-1974) noch bis 1956 einer Übergangsregierung vor und war anschließend für zwei Regierungsperioden Gouverneur des Bundesstaates Mysore.

In diesem Bundesstaat, wie im übrigen Indien, bilden die Hindus die dominierende Religionsgemeinschaft mit mehr als 80% der Bevölkerung. Muslime machten dort 1966 circa 12% aus und traten, ähnlich wie weitere Glaubensgemeinschaften, wenig in Erscheinung, so dass ich mich praktisch nur mit den Ausprägungen der hinduistischen Kulturen konfrontiert sah. Die Religionskundler sind sich einig, dass es keinen einheitlichen Hinduismus gibt. In den uralten Schriften der Veden und Upanishaden der brahmanischen Tradition werden Rituale und Vorstellungen zur Kosmologie behandelt; dann entstanden Schriften, welche sich mit Kunst, Kultur und gesellschaftlichen Angelegenheiten befassen, zu denen unter anderem die großen Epen *Mahabharata* und *Ramayana* zählen. Diese Gedankensysteme wurden in den Jahrhunderten von verschiedenen Denkern aufgenommen und teilweise modifiziert. Außerdem entstanden wiederholt religiöse Strömungen, die die alten Vorstellungen und Vorschriften in Frage stellten. Es existiert keine oberste Lehrautorität. Diese Mannigfaltigkeit erschwert das Verständnis, ist auf der anderen Seite aber auch sehr reizvoll und erlaubt immer wieder neue Einblicke und Einsichten.

Neben den experimentellen Arbeiten, die ich in den Zoologischen Gärten von Mysore durchführen durfte, eröffnete sich mir die Möglichkeit, für ein akademisches Jahr an einem College zu unter-

richten. Gleichzeitig erweiterten sich meine Kontakte allmählich von den Freunden und Bekannten im Zoo und an der Universität zu amerikanischen Entwicklungshelfern und Angehörigen des in Mysore residierenden Maharadschas. Auch die Freundschaft mit einer britischen Familie, gewissermaßen ein Relikt aus der glorreichen Kolonialzeit, gab mir wichtige naturkundliche, soziale und kulturelle Impulse. Durch Ausflüge mit ihnen erschlossen sich mir die abwechslungsreiche Umgebung der Stadt und das Westghat-Gebirge; außerdem konnte ich meine ornithologischen Studien ausbauen.

Möglicherweise klingt es banal, darauf hinzuweisen, dass in den sechziger Jahren die Kommunikationsmittel und der Informationsfluss begrenzt und die Bedingungen in Indien zudem noch enorm von denjenigen im damaligen Europa entfernt waren. Zu dieser Zeit gab es auch noch kein indisches Fernsehen, nur Radio in den Landessprachen – und mit flotten oder sentimental-filmelodischen Melodien. Die englischsprachigen indischen Zeitungen bekam ich nur selten zu Gesicht; sie enthielten kaum Nachrichten aus der weiten Welt, geschweige denn aus Deutschland. Das Internet war noch nicht erfunden. Teure Telefonate nach Deutschland fielen für mich gänzlich aus; Ferngespräche wurden generell über das Amt vermittelt, und es brauchte Stunden, bis Auslandsverbindungen zustande kamen. Briefe waren das Mittel der Wahl, wobei Luftpost allerdings zwei Wochen unterwegs war, sodass die Rückantworten frühestens in einem Monat erwartet werden konnten. Wenn ich ein Problem hatte, überlegte ich manchmal, ob ich es überhaupt Familie und Freunden mitteilen sollte, denn es konnte möglicherweise schon überwunden sein, wenn mein Brief sie erreichte. Es kam auch einige Male vor, dass meine Mutter beanstandete, dass ich ihre Fragen ignoriert hatte, die ich erst nach dem Absenden eines meiner Briefe erhielt. Luftpostpäckchen

waren teuer, auf dem Land- und Seeweg benötigten die Sendungen sogar mehrere Wochen. An diese Situation konnte ich mich gut gewöhnen; die ausführliche briefliche Korrespondenz mit zu Hause machte mir Spaß, die Zeitintervalle konnten eingeplant werden. Was ich allerdings manchmal bedauerte, war der Mangel an Sach- und Fachbüchern, Landkarten und Belletristik. Doch durch die vielfältigen fesselnden Erlebnisse und Eindrücke gab es für mich keinen langweiligen Tag.

Von den reichen kulturellen Schätzen Indiens, die ich während meines Aufenthaltes zu sehen wünschte, konnte ich bereits in Karnataka einige ausgezeichnete Beispiele bewundern und mir ein Bild von ihrer historischen, religiösen und sozialen Bedeutung verschaffen. Eine siebenwöchige Abschlussreise zu zahlreichen bedeutenden Kulturdenkmälern zwischen der Südspitze und Kaschmir im hohen Norden des Landes bot mir viele neue Eindrücke, erweiterte meine Kenntnisse und motivierte mich zum vertiefenden Studium relevanter Literatur und wiederholten weiteren Reisen nach Indien. Diese Strategie hat sich als günstig erwiesen, denn ich nehme meist zunächst die Dinge wahr, die ich in einen bekannten Kontext einordnen kann, und komme später beim Nachlesen auf neue Aspekte, die ich beim ersten Kontakt noch nicht erkennen konnte. Trotz meiner über die Jahre gewachsenen großen Vorliebe für den indischen Süden fasziniert mich der Norden ebenfalls, zu dem mir persönliche und teilweise auch berufliche Kontakte Zugang verschafften, sodass sich in über zwanzig kürzeren und längeren Aufenthalten meine Kenntnisse über den Subkontinent vertiefen konnten, der an Landschaften, großartigen historischen Zeugnissen und gelebter Kultur unendlich viel bietet.

Seereise nach Indien

Wenn man heute nach Indien reist, besteigt man ein Flugzeug und erreicht in rund zehn Stunden den gewählten Flughafen. Als ich meine Reise plante, fuhren noch viele Passagierschiffe in den Osten, und die Passage war in der einfachsten Klasse nicht teurer als ein Flug. So bezog ich am 25. August 1965 in Triest eine kleine Dreierkabine im MS *Asia* des Lloyd Triestino, das mich in drei Wochen über Venedig, Brindisi, Port Said, den Suezkanal, das Rote Meer, Dschibuti und Karachi nach Bombay brachte.

Die Seereise war erlebnisreich, obwohl ich von den Orten, die angelaufen wurden, tatsächlich nicht viel zu sehen bekam. Man erhielt aber durch die dreiwöchige Dauer und die regelmäßige Umstellung der Uhr immerhin eine Vorstellung von der beträchtlichen zurückgelegten Entfernung, anders als bei den heutigen rasanten Flugreisen. Wie unser Schiff stetig durch das Wasser pflügte, auf Ozeanrouten, die frühere Seeleute und Entdecker mutig in viel kleineren Fahrzeugen zurückgelegt hatten, bekam der Begriff „Weltmeer“ eine neue – emotionale wie rationale – Bedeutung. Vor allem wenn tagelang kein Land in Sicht war, beeindruckte mich die unendliche Weite – nur Wasser, Horizont und Himmel – und offenbarte zugleich ein wenig von der Gestalt unseres Planeten. Als wir in der Arabischen See in einen Sturm gerieten und den spürbaren Kampf der Schiffsmaschinen mit den wütenden Wellen erlebten, wurde ein weiterer Aspekt des nassen Elementes erfahrbar.

Als wunderbare Ausnahme durften wir, gleich zu Beginn unserer Reise, die einzigartige Stadt Venedig ausführlich besuchen, und der Dampfer fuhr schließlich auf der breiten Wasserstraße zwischen Giudecca und dem zauberhaften historischen Zentrum hindurch.

Auch in dem kleinen, italienischen Hafenort Brindisi konnten wir kurz an Land gehen und die berühmte, hohe römische Säule besichtigen, in Port Said mussten wir dagegen an Bord bleiben.

Die Fahrt durch den Suezkanal bei trockener Hitze war langweilig, allein der Gedanke, dass wir Europa verließen und die wichtige Verbindungsstraße zu den asiatischen Ländern passierten, die erst seit 1869 bestand, beflügelte meine Fantasie. Einige Passagiere unternahmen eine Exkursion zu den Pyramiden; die an Bord Zurückgebliebenen erblickten bloß eine leicht wellige, hartsandige Wüstenebene und zerstreute kleine Arabersiedlungen. Auch am spannendsten Punkt, der Ausweichstelle bei Ismailia, wo sich Schiffe aus beiden Richtungen trafen, war außer einigen Frachtern, die wir passierten, nur wenig zu sehen. Das Rote Meer, das wir dann erreichten, war mit hoher Luftfeuchte extrem heiß, aber es entstand bald ein kühlender Fahrtwind, weil das Schiff sich wieder beschleunigte. Wir beobachteten fliegende Fische, und einmal folgten uns sogar Delphine.

Nach dem Bab al-Mandap folgten zwei ziemlich stürmische Tage, dazu gab es eine unvorhergesehene Aufregung: In Aden, das damals noch von der britischen Krone kontrolliert wurde, durften wir wegen örtlicher Unruhen nicht anlegen. Dafür wurde Dschibuti angefahren, das damals noch ein französisches Überseeterritorium war. Dort trafen wir auf dem Landgang einen deutschen Fremdenlegionär, der sich derart über den Besuch von Landsleuten freute, dass er uns die eher farblose Hafenstadt zeigte und in seine – nicht viel aufregendere – Lieblingsbar mitnahm.

Dieser Ausflug führte zu einem kleinen Abenteuer, denn wir verpassten das Boot, das uns abends zurück an Bord bringen sollte. In der kleinen Gruppe gestrandeter Mitreisender sprachen wir uns gegenseitig Mut zu und verharrten leicht beunruhigt am Ufer im Ange-

sicht unseres hell beleuchteten, stattlichen Schiffes, bis wir morgens abgeholt wurden.

Eine ungleich größere Überraschung erwartete uns, als wir am 7. September Karachi anlaufen sollten: Nach monatelangen vorhergegangenen Scharmützeln zwischen Indien und Pakistan aufgrund des seit 1947 ungelösten Kaschmirkonfliktes waren in den ersten Septembertagen beide Seiten zu Luftangriffen übergegangen, Pakistan hatte einen Großangriff auf Kaschmir lanciert, und Indien erklärte am 6. September Pakistan offiziell den Krieg. Eine unglaubliche Nachricht, die sich geradezu unwirklich anfühlte! Da lebten wir in großem Komfort auf unserem schönen Schiff und gerieten plötzlich in eine Situation, deren Bedeutung wir nicht beurteilen konnten. Die *Asia* wurde durch einen Gürtel von Kriegsschiffen allein unter der Auflage in den Hafen von Karachi gelassen, dass anschließend kein indischer Hafen angefahren würde. Auf der Gangway wurden bis an die Zähne bewaffnete Soldaten postiert; die Reisenden, die in Karachi Abschied von Bord nahmen, mussten dieses Spalier passieren. Den Gerüchten nach sollten wir anschließend statt in Bombay in Colombo/Sri Lanka anlegen, wobei als nächster regulärer Stopp sogar erst Djakarta vorgesehen war. Ich machte mir Sorgen, denn die Lage war nach Aussagen der Schiffsoffiziere noch fast zwei Tage lang unklar, bis der Kapitän aus Italien neue Anweisungen bekam und während der Nacht merklich die Fahrtrichtung wechselte, denn wir waren anscheinend schon zu weit nach Süden geraten. So langten wir programmgemäß am 8. September in Bombay an.

Auf diesem Passagierschiff gab es ein völlig anderes Publikum als auf einem Kreuzfahrtschiff. Neben einigen wenigen Weltenbummlern fanden sich hier viele Menschen, die im Osten arbeiteten, als Missionare und in weiteren Berufen. Ganze Familien waren an Bord,

einige kamen vom Heimaturlaub zurück. Kinder tummelten sich an Deck – europäische, indische, indonesische, chinesische – und bekamen im Pool Schwimmunterricht; ich suchte mir für diesen Zweck einen kleinen, malaysischen Liebling.



Reisegefährten (links von mir (Mitte) Pat, Heidrun, Fredi und Erich)

Ziemlich schnell lernte ich sympathische gleichaltrige Mitreisende kennen. Als Freundin gewann ich Heidrun, die beim Deutschen Akademischen Austauschdienst in Delhi arbeiten sollte, wo ich sie gegen Ende meines Indienaufenthaltes besuchen konnte. Nett waren auch drei junge Österreicher: Gerti, die mit ihrer Mutter auf dem Weg zu ihrer Schwester im pakistanischen Rawalpindi war, sowie Fredi und Erich. Bald gesellten sich zwei junge Chinesen zu uns, Danny aus Malaysia und Pat aus Hongkong, beides unkomplizierte Kame-

raden und passionierte Tischtennispieler. Die Tage waren lang und faul, man lag im Liegestuhl, sprang in den Pool, genoss zu Mittag und Abend ausgezeichnete, reichliche italienische Mahlzeiten, bedient von freundlichen Obern.

Wir wurden zum Essen mit einer älteren, lebhaften Dame aus Baden-Baden an einen Tisch gesetzt, die uns fantastisch unterhielt und geschickt aus der Reserve lockte. Wie sie mit dem Steward auf Italienisch schäkerte, war unnachahmlich, und im Übrigen schien sie „Tod und Teufel“ kennengelernt zu haben, erzählte von Elly Ney, Helmuth von Glasenapp, Martin Buber. Ab und zu verschwand sie in der ersten Klasse, in die sie ihre Tochter mit Hilfe eines Angestellten gegen alle Regeln entführte. Diese Tochter, die uns später einmal zu Cocktails einlud, hatte anscheinend genug Geld für die luxuriöse Passage, aber unsere charmante Tischgenossin meinte, ihr gefiele es auf jeden Fall in der zweiten Klasse ebenso gut. Ich vermutete, dass die Mitreisenden hier vielleicht sogar netter waren. Meine eigene enge Kabine tief im Bauch des Schiffes, die ich mit zwei älteren Nordamerikanerinnen bewohnte, die beide in kirchlichem Auftrag unterwegs nach Südostasien waren, reichte völlig als Schlafplatz.

Auch uns Zweitklässlern wurde ein kulturelles Programm geboten. Jeden Nachmittag erklang im Salon Schallplattenmusik. Mehrmals wurde Rachmaninow auf dem Programmzettel angekündigt. Ich hatte eine Vorliebe für das dritte Klavierkonzert, das ich zu Hause oft mit einem guten Freund gehört hatte, aber leider wurde immer nur das zweite gespielt. Außerdem wurden wir zum „*Captain's Dinner*“ eingeladen, eine Gelegenheit für das „kleine Schwarze“, und einmal wurde ein Kostümball veranstaltet, bei welcher Gelegenheit ich mich zum ersten Mal in einen indischen Sari hüllte. An einigen Abenden konnte man tanzen oder einen Film anschauen; unserer

kleinen Gruppe gefiel es jedoch besser, an Deck noch eine Runde *Shuffleboard* zu spielen und zu später Stunde an der Reling stehend im Angesicht von Meer und Sternenhimmel lange Gespräche zu führen.

Besonders interessant waren die Pläne des Jesuiten Erich, der zu einer Mission nach Formosa (heute Taiwan) fuhr und uns im Laufe der Reise seine Unsicherheiten und Zweifel an dem missionarischen Vorhaben offenbarte. Fredi sollte, ebenfalls in Taiwan, eine Tischlerwerkstatt auf einer Missionsstation leiten. Beide sollten in abgelegene Bergregionen bei Ureinwohnern leben – eine Parallele zu Indien, wie ich später herausfand, denn dort kümmern die christlichen Kirchen sich ebenfalls intensiv um indigene Bergstämme.

Allmählich kam ich auch mit anderen Passagieren ins Gespräch. Ein Deutschdozent, der mit seiner Frau nach Ostpakistan zurückkehrte, hatte dort den ehemaligen Arbeitgeber meines Vaters getroffen; da hatten wir gleich Gesprächsstoff. Er wirkte in Dhaka am Goethe-Institut, das weltweit deutsche Kultur und Landeskunde vermittelt, und erzählte humorvoll von seinen interkulturellen Erlebnissen. Das Ehepaar lud uns öfter zu Longdrinks ein, bevor „die trockene Zeit bei den Muslimen“ begann. Ein weiterer Deutscher reiste für Mercedes nach Jamshedpur, nordwestlich von Kalkutta. Die Daimler-Benz AG hatte in den fünfziger Jahren eine Kooperation mit dem indischen Großunternehmen Tata aufgenommen, das zunächst Lokomotiven produzierte. Gemeinsam wurden Nutzfahrzeuge hergestellt, vornehmlich Lastwagen und Busse. In Jamshedpur, einer von Tata zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts gegründeten Musterstadt mit Eisen- und Stahlfabriken, gab es seit wenigen Jahren ein Forschungs- und Entwicklungszentrum dieser Firma, in dem er arbeiten sollte.

Eine weitere informative Bekanntschaft war ein älterer Inder, der fesselnd vom Befreiungskampf der ehemaligen portugiesischen Kolonie Goa erzählte, an dem er allerdings nicht militärisch sondern mit den Mitteln des gewaltlosen Widerstandes, wie ihn Mahatma Gandhi propagiert hatte, beteiligt gewesen war. Der kleine indische Bundesstaat an der Westküste war seit dem frühen sechzehnten Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz der Portugiesen und seit 1757 Mittelpunkt der Kolonie *Estado de India*. Auch in Goa hatte sich eine Kongresspartei formiert, die für die Unabhängigkeit kämpfte. Indien gewann die Unabhängigkeit 1947, doch jahrelange Verhandlungen mit Portugal blieben fruchtlos, bis die indische Armee 1961 Goa annectierte. Die entspannte Atmosphäre an Bord erlaubte manch weitere Plauderei oder intensiveres Gespräch, ich vernahm die verschiedensten Lebensgeschichten und Pläne. Das war eine wertvolle Erfahrung und gab mir erste Eindrücke von dem neuen Lebensraum.



Die MS Asia (Postkarte)

Bombay

Bombay-Port war der erste Hafen, der mir tatsächlich imponierte, obwohl ich natürlich nur den Passagierhafen zu sehen bekam. In das riesige Gelände ragten Kräne, wohl vom Frachthafen her; moderne Hochhäuser waren im Hintergrund zu erkennen. Wir waren in einer verwirrend betriebsamen Welt angekommen; am Pier herrschte ein chaotisches Menschengetümmel zur Vorbereitung unserer Ausschiffung. Dass ich mein vorübergehendes Domizil und die freundlichen Reisegefährten verließ und meine anvisierten Gastgeber nicht kannte, trug zu meiner Nervosität bei. Ein angenehmes Zwischenspiel war zu Ende, eine neue Etappe begann. Nun da das Schiff sich nicht mehr bewegte, wurde man von schwülefeuchter Luft umhüllt; ein abgestandener, dumpfer Geruch, der Bombay zu charakterisieren scheint, stieg mir in die Nase.

Doch bevor schließlich die Gangway für die Passagiere heruntergelassen wurde, hatten mich meine Gastgeber, Dr. Ranjit Majmudar und seine Frau Aruna, glücklicherweise schon ausrufen lassen, sodass ich ihnen zuwinken konnte, und nahmen mich nach den Zollformalitäten in Empfang. Es handelte sich um Verwandte eines Kollegen meines Vaters, die dieser netterweise für die junge, unerfahrene deutsche Studentin herbestellt hatte. Feinfühlig schlugen sie vor, dass ich noch mit meinen Freunden auf dem Schiff zu Mittag essen sollte, und kümmerten sich dann auch um Heidrun, bis jemand vom deutschen Konsulat auftauchte. Schließlich war der Transfer meines Gepäcks in Majmudars Auto gelungen, und wir fuhren zu ihrer Wohnung. Im Auto war es erstickend heiß, die Klimakühlung – damals eine Errungenschaft, die nicht jeder hatte – , wollte nur zögerlich

anspringen, aber das geräumige Apartment, in einem großen Hochhaus auf einem Hügel mit Blick auf das Meer, war hell und luftig.

Da gerade ein wichtiges, religiöses Fest stattfand, wurde ich gleich nachmittags an den Strand mitgenommen, wo gewaltige Menschenmengen versammelt waren, um den glückverheißenden Elefantengott Ganesha zu ehren. Begleitet von Trommeln, Flöten, Klatschen und Tanz trugen Familienprozessionen aus Lehm und Stroh gefertigte, bunt bemalte, mit dicken Blumenketten bekränzte Ganesha-Statuen, dickbäuchige Figuren mit einem freundlich lächelnden Elefantenkopf, ins Meer. Etliche Hausgemeinschaften schleppten bombastische Idole herbei und versenkten sie in den Wellen. Manche Gläubige hatten sich mit roter Farbe bemalt und tanzten ausgelassen. Es herrschte eine lebendige Mischung von gesammelter Frömmigkeit und fröhlichem Volksfest. Fliegende Händler verkauften Snacks, Süßigkeiten, Luftballons, Kinderspielzeug. All das war außerordentlich exotisch und noch ziemlich fremd für mich.

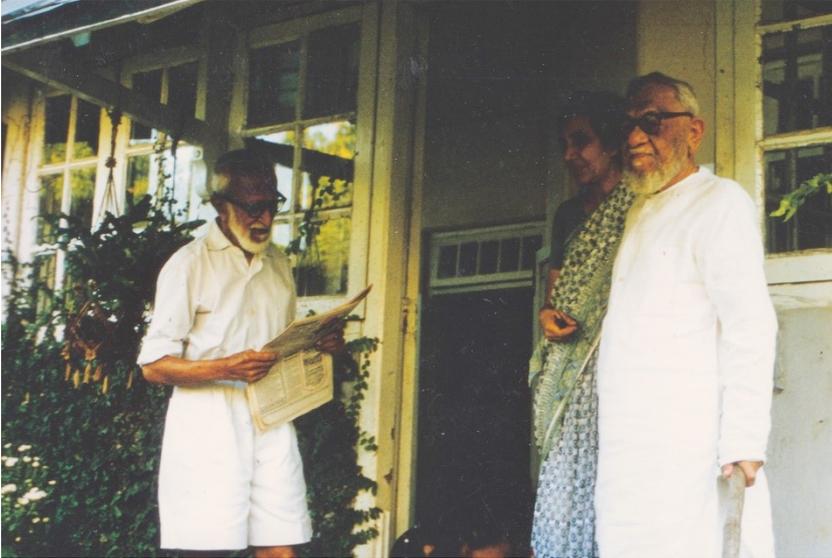
Wegen des indo-pakistanischen Konfliktes, euphemistisch *Emergency* (Notfall) genannt, herrschte nachts Verdunklungsgebot. Autos, die in der Dunkelheit unterwegs waren, fuhren mit Scheinwerfern, deren obere Hälfte geschwärzt war. Die Hausgemeinschaft meiner Gastgeber nahm es locker und traf sich auf dem Flachdach ihres Hochhauses zu einer Art Picknick, was sonst anscheinend ebenfalls ab und zu vorkam. Decken und Kissen wurden ausgebreitet, auf denen man sich niederließ, um ein wenig zu plaudern, Karten zu spielen und den Vollmond zu bewundern. An einem Abend versammelten sich die Bewohner allerdings, um Erste-Hilfe-Kurse zu organisieren und Hauswarte zu bestimmen, falls die Lage ernster würde. Die einhellige Meinung war aber, dass ich mir wegen der Auseinandersetzungen um Kaschmir im nördlichen Grenzgebiet keine Gedanken machen

sollte, Südindien läge ja so „weit ab vom Schuss“, dass ich dort im tiefsten Frieden leben würde. Dass Heidrun berichtete, sie könne nach Delhi weiterreisen, war auch beruhigend.

Majmudars stellten für mich den Kontakt zu Dr. Salim Ali her, den wir im Büro der *Bombay Natural History Society* besuchten mit Geschenken meines Doktorvaters und einem Brief von Frau Professor Angela Nolte, seiner Kollegin am Zoologischen Institut in Münster. Die renommierte naturkundliche Gesellschaft hat ihr Quartier in einem Annex des ehrwürdigen *Prince of Wales*-Museums, einem im indo-sarazenischen Stil aus Sandstein errichteten repräsentativen Gebäude mit riesiger weißer Kuppel, welches sich in einem von Königspalmen beschatteten Park in der *Fort Area*, dem historischen Stadtzentrum befindet, unweit des prunkvollen Triumphbogens *Gateway to India*, welcher zu Ehren des Besuches von König Georg V im Jahre 1911 erbaut wurde.

Der berühmte Ornithologe Salim Ali, der damals schon einundsiebzig Jahre alt war, hager, drahtig, mit weißem Haarschopf, auffallender Hakennase und lebendigen Augen hinter dicken Brillengläsern, imponierte mir durch seine Freundlichkeit und gezielte Fragen. Er hatte sein Leben der Vogelkunde gewidmet, einige Jahre in Berlin bei Professor Erwin Stresemann studiert und stets gute Kontakte nach Deutschland gehalten. In typisch indischer Gastlichkeit, wie ich sie später noch oft erfahren habe, wurden wir zu ihm nach Hause eingeladen. Er wohnte in der vornehmen Vorstadt Bandra, als Hilfe wurde uns gesagt, gleich neben dem Anwesen des bekannten Filmstars Dilip Kumar, einer Größe des Bollywoodfilms – die indische Filmindustrie, die vorwiegend in Bombay produziert (daher der Name Bollywood) war schon in den sechziger Jahren annähernd so umfangreich wie diejenige von Hollywood und hat sogar im Nahen Osten

und Nordafrika begeisterte Anhänger. Ranjit fuhr mich am nächsten Nachmittag nach Bandra, und die Ortsangabe mit dem Filmstar half tatsächlich.



Salim Ali (l.) mit Schwester und Schwager vor seinem Haus

Dr. Ali beschäftigte sich mit der Herausgabe eines neuen, vielbändigen Vogelbuchs. Zwei junge Künstler hatten Illustrationen nach Vogelbälgen gemalt, die er begutachtete, während sich seine lebenswürdige Schwester als Gastgeberin betätigte. Ich bewunderte ihren weißgrundigen Baumwollsari, dessen zartes, gestärktes Gewebe die Struktur von Seidenpapier aufwies und bei aller Schlichtheit außerordentlich raffiniert wirkte; so etwas Feines hatte ich noch nie erblickt. Sie zeigte sich von Professor Noltes Brief sehr gerührt und

lud mich ein, ich müsse später einmal unbedingt einige Tage bei ihnen verbringen; dieses freundliche Angebot habe ich elf Jahre später einmal für eine Nacht angenommen. Die beiden Zeichner nahmen mich anschließend in dem überfüllten Vorortzug mit zurück ins Zentrum und setzten mich dann in ein Taxi zu meinen Gastgebern. Diese hatten für den Abend einen Koch für südindische Spezialitäten angestellt, um mich auf Mysore einzustimmen, ein wirklich netter Einfall.

Bahnfahrt nach Mysore

Am fünften Tag nach meiner Ankunft in Bombay brachten Majmudars mich zum Zug nach Mysore. Die Reise sollte fast zwei Tage und zwei Nächte dauern. Ich war außerordentlich gespannt. In den ersten Stunden klebte ich förmlich am Fenster, um nichts zu verpassen, dann machte ich es mir im Abteil gemütlich. Lange Fahrten in der indischen Eisenbahn sind sehr angenehm, wenn man Schlaf- oder Liegewagen gebucht hat. Während der Fahrt kommt regelmäßig jemand vorbei, der Kaffee oder Tee verkauft. Mahlzeiten können bestellt werden und werden an der nächsten Station heiß an den Platz geliefert. An den Bahnhöfen werden zusätzlich Getränke, Obst und Snacks durch das Fenster angeboten, und man kann das bunte Leben der ein- und aussteigenden Passagiere, Kofferträger, Händler und Bettler beobachten. Zur Nacht werden die Liegen herausgeklappt. Auf manchen Strecken kann man Bettzeug mieten, aber die meisten Passagiere bringen alles Nötige mit; ich hatte mir einen leichten Baumwollschlafsack eingesteckt, in dem ich mich verkriechen konnte. Wenn man das oberste Bett bekommt, kann man sich sogar während des Tages dort etwas ausruhen; das untere wird zum Sitzen gebraucht. Und wenn man sich, wie bei dieser Reise, die erste Klasse leisten kann, ist es natürlich besonders bequem, doch später habe ich mich in der zweiten Klasse ebenfalls wohl gefühlt, da man auf den Langstrecken reservierte Plätze hat. Man ist dann noch näher an der einheimischen Bevölkerung und kann leicht Kontakte anknüpfen.

Kurz nach der Abfahrt von Bombay zeigten sich schon die ersten Ausläufer der Westghats, einer Gebirgskette, die sich an der gesamten indischen Westküste entlang zieht. Die Landschaft vor und um die Großstadt Puna war auffallend schön: großzügige Berge mit

Wasserfällen und Bachläufen in den Tälern. Wir passierten viele Brücken und Tunnel. Nach Puna stieg der Zug nicht mehr sondern bewegte sich auf einer Hochebene, die Gegend wurde wieder flacher. Wir waren auf dem Dekkanplateau angelangt, auf dem auch Mysore liegt. Nach kurzer Dämmerung herrschte völlige Dunkelheit.



Felsiges Dekkanplateau mit Inselbergen

Am Morgen ergaben sich weitere vielfältige Eindrücke. In meinem Tagebuch versuchte ich die Beobachtungen festzuhalten: Banangärten, mit Agaven umgrenzte eher trockene Felder, Buschvegetation, Euphorbien, zartgelb blühende Bäume, Palmen, grasende weiße Zebukühe streckenweise Reisfelder. In der Ferne erschienen Hügel mit merkwürdigen Umrissen; kam man näher, so sahen sie aus, als ob man alle Steine der Gegend, zum Teil Riesenbrocken, auf einen Platz geworfen hätte. Die Dächer der Dörfer waren teilweise mit grauen Palmwedeln gedeckt. Vom Zug aus konnte ich schon einige

Vögel identifizieren, z.B. auf den Stromleitungen Bienenfresser, an einem Teich einen Eisvogel, an Sträuchern hängende Nester von Weibervögeln, am Himmel Gabelweihen und einen Schmutzgeier auf einem Baum. Irgendwo unterwegs standen wir auf einem Bahnhof, als ein Affe durch mein Abteil lief und zur nächsten Tür hinausprang. Seine Behändigkeit und das kräftige Gebiss erschreckten mich, aber mein Zoologenherz frohlockte: Ja, jetzt befinde ich mich wirklich in Indien!

Umsteigen in Guntakal: Zwei rotgekleidete Träger nahmen sich meines Gepäcks an und brachten mich zum Bahnsteig in Richtung Bangalore. Wie sie sich meine Koffer auf dem Kopf legten und rasch vor mir her liefen, bekam ich beinahe Angst, sie und mein gesamtes Hab und Gut in der dichten Menschenmenge zu verlieren, durch die ich mich drängeln musste. Die Landschaft, die der Zug dann durchquerte, war weiterhin mit Felsblöcken bestreut, dazu bot sich eine charakteristische Trockenflora. Wir stiegen allmählich höher, Berge rückten näher. Wir überquerten ein breites, bis auf Mäander ausgetrocknetes Flussbett. Danach kam wieder ebenes Land mit entfernteren Bergen, Reisfeldern in weiten Wasserflächen und auch trockeneren Gegenden. Eine Rinderherde graste auf derart kahl wirkendem Gelände, dass man keinen grünen Schimmer darauf erkennen konnte. Dann kletterte der Zug durch eine reizvolle gebirgige, mit Buschwerk bewachsene Landschaft, Termitenhügel reckten sich, Schmetterlinge flogen. Anschließend wurde das Land flacher und fruchtbarer. Die Bahnhöfe erschienen sauberer als im Norden, es gab hier auch weniger Slums an den Bahnstrecken.

Vor *Yeswantpur*, einem Ort mit Industriegebäuden, erblickte ich einen kleinen See. Frauen legten an den Gleisen Dungkuchen zum Trocknen aus; würden sie anschließend an Hauswände angepappt,

wie ich es auf Bildern gesehen hatte? Nein, natürlich trockneten sie dort vollständig und konnten anschließend als Brennmaterial verwendet werden. Wir passierten ärmliche Viertel, mit Ziegeln gedeckte Häuser, dazwischen Gassen mit Abflussrinnen, Latrinen in der Nähe. Die Stadt entpuppte sich schon als Vorort von Bangalore, meinem Umsteigeort.

Vier Stunden lang musste ich auf den Zug nach Mysore warten. Mein Gepäck stand neben mir, ein Träger wartete in der Nähe, bis der Zug nach Einbruch der Dunkelheit kam, und verstaute die Koffer im richtigen Abteil. Da ich ziemlich müde war und nicht wusste, wie weit es noch bis Mysore war, schlief ich rasch ein und wurde unvermittelt geweckt, als wir schon dort angekommen waren. Es wurde erst gerade hell; irgendwen direkt anzurufen erschien mir sinnlos. Also brachte ich meine Koffer zur Gepäckaufbewahrung, frühstückte in der Bahnhofsgaststätte und versuchte ab neun Uhr mein Glück im Zoo.

Schließlich wurde das Telefon beantwortet, und ich erfuhr, dass ich eine Tonga, eine kleine, zweirädrige, von einem Pony gezogene Droschke, zu den *Zoo Gardens* nehmen solle. Der Zootierarzt, der meinen Anruf entgegen genommen hatte, zeigte mir einen Teil des schönen, parkartigen Gartens, bevor der Kurator Krishne Gowda auftauchte, mich freundlich begrüßte und alle Hilfe versprach. Er erzählte mir gleich, dass der Zoo gute Kontakte zur Hannoverschen Tierhandlung Ruhe hatte. Die fruchtbare, langjährige Beziehung zu Deutschland mag mit dazu beigetragen haben, dass die Zooleitung mir so bereitwillig eine Möglichkeit für meine Forschungstätigkeit angeboten hat.

Erste Eindrücke von Stadt und Zoo



Platz am Maharadschapalast

Mit einem Jeep wurden nun meine Sachen vom Bahnhof abgeholt und zum Studentenwohnheim des *Maharani's College for Women* gebracht. Zu meiner Überraschung wollte die Heimleiterin Miss Sharadamma mich jedoch nicht aufnehmen. Die Zusage sei von ihrer Vorgängerin gemacht worden; jetzt habe sich die Situation geändert, man habe keinen Platz. Außerdem sei das *Medical College Hostel* wahrscheinlich für mich viel besser geeignet, denn dort würde ich auch Fleisch zu den Mahlzeiten erhalten, wie ich es aus Deutschland gewöhnt sei, bei ihnen gebe es ausschließlich vegetarisches Essen. Immerhin erklärte sie sich bereit, mich in ihrer eigenen Wohnung zu beherbergen, bis eine Lösung gefunden würde. Sie lebte in

einem kleinen Haus auf dem Hostelgelände zusammen mit einer Freundin.

Die erste Probe bestand ich einigermaßen bei der Mittagsmahlzeit. Sharadamma stellte einen großen runden Stahlteller vor mich, auf dem in der Mitte duftender, weißer Reis aufgehäuft war, rund herum drei oder vier verschiedene gekochte Gemüse, deren einheimische Namen sie mir nannte, dazu je ein Becher mit pikanter Linsenbrühe und Buttermilch und ein Schälchen mit einer Süßspeise. Dazu gab es einen Becher Wasser. Diese Zusammenstellung charakterisiert das südindische Thali, das ich im Laufe der Zeit sehr schätzen gelernt habe. Aber vollkommen unvorbereitet überwältigte mich die extreme Schärfe des Gerichtes derart, dass ich hustend förmlich explodierte. Tränen liefen aus Nase und Augen, ja, ich hatte das Gefühl, sogar aus den Ohren. Bestürzt reichten mir die beiden Frauen Wasser und dann Dickmilch, die die Schärfe etwas abmilderte. Tapfer wischte ich meine Tränen ab und sagte, dass es nicht so schlimm sei; ich würde mich schon mit der Zeit an das ungewohnte Essen gewöhnen.

Rasch wurden in der Pfanne *Chapattis*, dünne Fladen aus grobem Weizenmehl, gebacken und mit Zucker bestreut; so etwas bekommen kleine Kinder, bevor sie das reguläre Essen vertragen. Wir unterhielten uns nun einige Zeit, ich ruhte mich etwas aus und abends machten wir einen Spaziergang über das weitläufige Collegegelände. Das College war Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts von der damaligen Maharani von Mysore gegründet worden und befand sich in einem klassizistischen „*Heritage Building*“. Ringsum grünte und blühte alles, überall gab es schöne Zierbüsche. Mysore ist zu Recht als Gartenstadt bekannt.

Am nächsten Morgen wurde ich von einem älteren Mann abgeholt und in einer Pferdedroschke zum Zoo gebracht, hinter der

er her radelte, für mich eine skurrile Szene, aber anscheinend ganz ortsüblich. Ich bat den Kurator, dass jemand mit mir zur Bank ging, wo ich Geld tauschte und einen Antrag für ein Konto ausfüllte. Während ich wartete, brachte man mir eine Tasse süßen Milchkaffee. Derart zuvorkommend wurde ich jedes Mal behandelt, wenn ich – wiederholt – in der Bank zu tun hatte, denn die Kontoeröffnung brauchte ihre Zeit. Wie ich mich neugierig umsah, fiel mir auf, dass auf den Papierstapeln und den dicken Büchern, in die alle Vorgänge eingetragen wurden, große, runde Wackersteine lagen, um die Blätter im Luftzug offener Fenster oder der Deckenventilatoren vor dem Davonfliegen zu schützen. Der ausgezeichnete Kaffee und die dicken Steine, beides gefiel mir.

Der junge Mann, der mich begleitete, zeigte mir netterweise auch etwas von der Stadt. Das Zentrum wies großzügige, breite Straßen auf, die teilweise von Bäumen gesäumt waren, und ich bemerkte mehrere weite Plätze und kleine Parks. Die meisten Bauten waren im hellen Cremegelb getüncht, was dem Stadtbild eine einheitliche, freundliche Note verlieh. Die geschäftige Menschenmenge bot ein buntes Bild: Die Frauen wirkten mit wunderschönen, farbigen Saris und mit Blumen im schwarzen Haarknoten oder langen Zopf außerordentlich gepflegt. Ebenso anziehend waren die offensichtlich ärmeren Passantinnen oder Straßenhändlerinnen in ihren leicht verknitterten Baumwollsaris. Einige Männer trugen westliche Kleidung, andere einen schmalen, langen Rock, der aus einem weißen oder karierten gebundenen Hüfttuch, dem traditionellen *Lungi*, bestand und zum knielangen Rock hochgeschlagen werden konnte. Die Polizisten zeigten sich in Khakiuniform, manchmal auch in Khakishorts mit steifer Bügelfalte, ergänzt durch Wickelgamaschen. Später sah ich auch gelegentlich Polizistinnen in den gleichen Uniformen wie ihre Kolle-

gen. An einigen wichtigen Straßenkreuzungen standen Verkehrspolizisten auf Podesten, die mit weißen Handschuhen und imposanten Hüten, deren breite Krempe über einem Ohr hochgeklappt waren, welche die chaotischen Fahrzeugströme aus Osenkarren, Autos, Motor- und Pferderikschas regelten.



Gemüse und Korbwaren im zentralen Markt

Der üppige Obst- und Blumenmarkt, durch den mein Begleiter mich zum Schluss führte, begeisterte mich grenzenlos und zog mich auch später immer wieder in Bann. Wir betraten das Marktgebäude, das einen großen Innenhof unter teilweise freiem Himmel hat, durch hohe Torbögen. Eng gesetzte Pfähle verhinderten das Eindringen von Straßenkühen in das einladende Paradies. Als Erstes kamen mit Planen abgedeckte, schattige Gänge, in denen Unmengen

von Blüten und Blumengirlanden angeboten wurden. Es folgten lange Reihen mit verschiedenen Obstarten – mir fielen Weintrauben, Zitrusfrüchte, verschiedene Bananenarten und Papayas auf, andere Früchte konnte ich noch nicht zuordnen.

Die Blumen- und Obstabteilung war in den Händen von Männern, die im Schneidersitz erhöht über ihren prächtigen Auslagen thronten und ihre Waren laut anpriesen, sobald man sich näherte. Der zweite Teil des Marktes wurde von brilliantem Sonnenlicht erhellt. Hier in der Gemüsesektion waren überwiegend Frauen zu finden, welche, die Füße unter den weiten Falten ihrer Saris verborgen, ruhig auf dem Boden saßen und ihre Zwiebeln, Kartoffeln, Gurken, Auberginen, Okras in Häufchen und adretten Pyramiden arrangierten oder Erbsen und Bohnen aus den Schoten palten. Und durch diese reichhaltige Welt schritten die aparten Inderinnen mit ihren Einkaufstaschen und Körben in ihren schönen Gewändern, alle mit einem Blumenschmuck im glänzenden Haar. Selbst die älteren Hausfrauen wirkten auf mich, als seien sie gerade auf dem Weg zu einer Party. Ich war schwer beeindruckt! Zu den malerischen Bildern – dem Licht, all den Materialien, Oberflächen, Strukturen, Farben – gesellte sich eine unvergleichliche Duftkomposition, deren einzelne Komponenten ich im Lauf der Zeit noch näher erkunden musste. Mit dem Stadtbesuch war mein erster Arbeitstag beendet, zum Zoo sollte ich erst wieder am folgenden Tag kommen.

In den nächsten Tagen spielt sich eine gewisse Routine ein: Morgens gehe ich zum Zoo, anfangs nehme ich den Bus für ein Teilstück, später laufe ich meistens den ganzen Weg zu Fuß, ungefähr eine Dreiviertelstunde. Die Strecke gefällt mir ausgezeichnet. Das erste Stück führt an den Mauern der Gelände des *Maharani's* und *Medical College* entlang, bevor ich mich allmählich der Innenstadt

nähere. Dann folgt *Siva Rampet*, eine schmale Straße mit vielen kleinen Läden und mehreren Straßenhändlerinnen, die auf dem Bürgersteig Gemüse feilbieten. Die zum Teil jämmerlich kleinen Mengen von Tomaten und anderen Feldfrüchten sind zu hübschen Pyramiden aufgebaut, neben denen sie auf der Erde sitzen. Andere Frauen bieten Girlanden aus Tagetes- oder Jasminblüten an. Frauen und Mädchen tragen diese Blumenketten gern im glänzenden, dunklen Haar. Besonders fasziniert mich ein schmaler Laden mit bunten Bildern der verschiedenen Hindugottheiten, die durch Christusbilder ergänzt werden. Auch Rahmen werden verkauft, so dass ich mir später dort ein paar Postkarten rahmen lassen kann, um mein Zimmer damit zu schmücken oder kleine Geschenke herzustellen.

Ein weiteres Highlight ist die *Milk Bar*, wo morgens und abends Kühe gemolken werden und die Kunden direkt ihre Milch abholen können. Die schönen, weißen Buckelrinder, Tiere mit schmalen Köpfen, schwarzer Augenumrandung und ausladend langen Hörnern, haben ihre Kälbchen dabei, die mit einem Körbchen vor dem Maul neben ihnen stehen. Die Kälber müssen beim Melken bei ihren Müttern bleiben, denn indische Kühe halten raffiniert die Milch ein, wenn sie ihre Jungen nicht sehen können. Die Kuh wird von den Indern so verehrt, weil sie die Menschen durch ihre Milch wie eine Mutter ernährt. „Wer würde denn seine Mutter töten“, wurde mir gesagt.

Gleich neben der *Milk Bar* befindet sich der Eingang zu einem Kino, dekoriert mit riesigen wechselnden, handgemalten Plakaten, auf denen bezaubernde Filmdiven und furchterregende Helden die Fantasie beflügeln und das Publikum anlocken.

Neben dem Kino wächst ein umfangreicher Feigenbaum, von einem gemauerten Sockel umgeben, auf dem man um den Stamm

herumschreiten kann. Zwischen den Wurzeln stehen mit Blüten und Farbpulver geschmückte Idole. Die Menschen umkreisen den Baum ein paarmal im Uhrzeigersinn und läuten darauf eine vom Geäst herabhängende Glocke, um der Gottheit zu melden, dass die *Puja* (Gottesverehrung) durchgeführt wurde. Morgens sieht man Wanderpriester zu den Geschäften gehen und für wenige Münzen täglichen Segen spenden. In fast allen Hinduläden findet man am Eingang neben einem Götterbild brennende Räucherstäbchen. Das ist auch deshalb praktisch, weil in vielen Straßen unter dem Bürgersteig Abwassergräben laufen, die mit langen Granitplatten abgedeckt sind, durch die der Geruch nicht vollkommen abgeschirmt wird. An der Tür mischen sich beide Düfte, aber im Laden riecht es angenehm.

Siva Rampet mündet auf einen großen, rechteckigen Platz mit einem Uhrenturm, von dem linker Hand der zentrale Obst- und Gemüsemarkt abgeht. Auf der Gegenseite gibt es in schmalen Gassen Großhändler für die wichtigsten Lebensmittel: In Säcken, Tonnen und Kanistern werden verschiedene Getreidearten, Linsensorten, Gewürze, Speiseöle angeboten. Die Waren werden von zweirädrigen Ochsenkarren oder handgezogenen Zweiradkarren angeliefert; man sieht auch Männer, die in gebücktem, raschem Lauf schwere Lasten auf Kopf und Rücken tragen und kontinuierlich rufen, damit man ihnen Platz macht.

Nach Überquerung der belebten Haupteinkaufsstraße kommt dann ein runder, verkehrsreicher Platz – als *Circle* bezeichnet – mit der prachtvollen Statue eines ehemaligen Maharadschas in der Mitte, gesäumt von eleganten Stoffgeschäften. Wenn ich morgens zur Öffnungszeit vorbeigehe, kann ich die Auslagen in Ruhe betrachten, ohne dass mich ein Angestellter nötigt, „nur zum Anschauen“ einzutreten. Jedoch nachmittags muss ich abgewandten Blickes vorüberei-

len, um den lästigen Anpreisungen und Aufforderungen zu entgehen. Nach diesem *Circle* passiere ich den Busbahnhof für Stadt- und Überlandbusse, vor dessen Eingang einige Obsthändler, ein Mann mit einer Personenwaage und ein Chiromant, der einem das Schicksal aus der Hand lesen kann, ihre Dienste anbieten. Gegenüber sind eine Bäckerei, die Weißbrot und kleine, buntglasierte Kuchen verkauft, und eine Buchhandlung, welche leider fast ausschließlich Bücher in der Landessprache führt.



Haupteinkaufsstraße

Nun laufe ich an dem von hohen Mauern umgebenen Mahadschapalast entlang und über eine lange, von Parkbäumen gesäum-

te Straße zum Zoologischen Garten. Unterwegs begegnen mir Kinder auf dem Weg zur Schule, die einfache Schuluniformen, beispielsweise blaue Röcke und weiße Blusen oder entsprechende Hosen und Hemden tragen. Die Mädchen sind schön frisiert und haben bis zum Teenageralter einen oder zwei lange Zöpfe oder „Affenschaukeln“ mit Schleifen, wie ich sie aus meiner Kindheit kenne, und außerdem frische Blumengirlanden im Haar, ein herzerwärmender Anblick. Die Strecke täglich zu durchmessen ist mir eine liebe Übung, um die vielen verschiedenen Eindrücke aufzunehmen, einzuordnen und zu verarbeiten. In dem Prozess der wiederholten Vergewisserung und Aneignung befreunde ich mich Schritt für Schritt – ganz im wörtlichen Sinn – mit meiner neuen Lebensumwelt.

Am Zoo angekommen, führt mich mein Weg gleich links vom Eingang zum Büro des Kurators. Er residiert in einem Raum mit Klapptüren wie in einem Wildwestsaloon: Man kann erkennen, ob jemand am Schreibtisch sitzt, aber der Oberkörper ist hinter den beiden Türhälften verborgen. Ein alter, bemerkenswert magerer Diener, unter dessen Shorts stockdünne Beine hervorschauen, steht in der Nähe und öffnet mir die Tür, sonst harrt er eines Klingelzeichens des Kurators, um Botendienste zu verrichten, beispielsweise jemanden vom Personal zu holen oder Kaffee aus einem kleinen Laden in der Nähe zu besorgen. In den ersten Tagen erscheint mir der Pförtnerdienst seltsam, schließlich lassen sich die Türklappen ganz leicht aufstoßen. Doch nachdem ich es ein paarmal selbst gemacht habe, läuft der Mann bei meiner Ankunft augenblicklich davon. Das geht natürlich nicht, und so gewöhne ich mich daran, ihn mit „*bagilu bitschu*“ zum Türöffnen aufzufordern. Dann muss ich tagelang über Stunden neben Krishne Gowda sitzen, um meine Angelegenheiten nach und nach zu organisieren. Zeit spielt für den Kurator anscheinend keine

Rolle. Er ist mit Anfang dreißig noch ziemlich jung, gibt sich charmant, hält aber nach meiner Auffassung seine Leute gut in der Furcht des Herrn.

Der ängstliche Respekt fällt mir besonders bei dem Tierarzt auf, der im Tierpark nach dem Rechten sieht und vormittags ein Stündchen im Büro seines Chefs verbringt. Er wirkt Krishne Gowda gegenüber oft etwas bedrückt und unsicher. Manchmal begleite ich ihn durch den Garten und habe den Eindruck, dass er wirklich weiß, was mit den Tieren los ist. Die Wärter, meint er, seien derart ignorant, dass man ihren Beobachtungen überhaupt nicht vertrauen könne. Täglich müsse er sich die Tiere ansehen und dann mache er sich viel zu viele Gedanken, wenn eines nicht recht fräße oder gar trotz seiner Behandlung stürbe. „*I worry day and night*“, sagt er mir. Der arme Kerl tut mir aufrichtig leid. Ich entgegne, wenn er wisse, dass er sein Bestes gebe, dann solle er sich zufrieden geben und das Grübeln lassen. „*Yes, I know, but I worry*“. Dabei vermag er ausführlich Auskunft über alle möglichen Einzelheiten, Lebensdaten, Futter, Verhalten der einzelnen Tiere zu erteilen. Immerhin kann er mir ein wenig von dem erzählen, was ihn bewegt, und auch seine Sorgen offenbaren. Später habe ich seine außerordentlich begabte Tochter als Schülerin.

Im Übrigen macht der Zoo wirklich einen vorzüglichen Eindruck. Er ist wie ein Park angelegt mit üppigem Baum- und Buschwerk. Die Gehege sind geräumig, einige davon im orientalischen Stil mit geschwungenen Bögen eingefasst, die Tiere wirken gesund, mit gutem Fell und Gefieder. Es wird nicht nur indische Fauna und Flora präsentiert sondern ebenso Geschöpfe aus anderen Ländern und Erdteilen. Bei den Fütterungen müssen die Tierpfleger neben den Käfigen stehen und aufpassen, dass kecke Krähen und respektlose

Hutaffen, die Verwandten der nordindischen Rhesusaffen, sich nicht als erste bedienen. Ein Tapir löst das Problem selbst, indem es sich einfach in seinen Futtertrog setzt. Die Wärter müssen ihrerseits kontrolliert werden, dass sie das kostspielige Futter tatsächlich ihren Schützlingen geben. Vom Nashornwärter wird berichtet, dass er eine günstige zusätzliche Einnahmequelle anzapft: Er handelt mit Rhinoceros-Urin, der als Medikament und Aphrodisiakum gilt. Wie er den Urin gewinnt, bleibt sein Geheimnis.



Tapire und Krähen im Futterstreit

Der Ort für meine Versuche wird bald gefunden: Es gibt ein Erweiterungsgelände in einem ruhigen Palmgarten mit genügend Platz für meine sechs vorgesehenen Käfige. Geier sind ebenfalls schon vorhanden, und weitere können hinzugekauft werden. Doch die Frage, aus welchem Material die Käfige hergestellt werden könn-

ten, beschäftigt uns wochenlang, mit tagelangen Pausen. Ich laufe mit Zooangestellten zum Markt, um verschiedene Drahtgitter zu besichtigen. Alles ist zu teuer, ich verliere schon langsam den Mut.



Graue Pelikane

Plötzlich löst sich das knifflige Problem: Auf meine Frage, ob denn nicht Bambus für den Käfigbau geeignet sei, erhalte ich die Antwort, der sei „*damn cheap* (verdammt billig)“, leicht zu erhalten und gut zu verarbeiten. Also wird jemand zum Basar geschickt, um passende Bambusstangen zu kaufen, und der Platz für den ersten Versuchskäfig wird abgesteckt. Jetzt hakt nur noch die Wohnungsfrage: Das *Medical College* kann mich nicht aufnehmen, die komfortablen Zimmer im Sportclub, die auch ins Auge gefasst wurden, kosten zu viel, andere Ideen zerschlagen sich.

Innerhalb weniger Wochen wird mir alles unglaublich vertraut. Ich habe einen Zeitplan für den Tag, baue einen kleinen Kreis von Freunden und Bekannten im Collegewohnheim auf, habe Stammbäckerei und -händler und sogar Stammbettler. Das letzte erstaunt mich selber am meisten; ich hätte nie geglaubt, dass ich mit dem Bettelwesen so leicht fertig werden würde. Man steckt einfach ein paar kleine Münzen ein, wenn man ausgeht und gibt sie beispielsweise an der Bushaltestelle einem Menschen, der darauf wartet. In Europa käme ich mir in der Rolle des Almosenspenders ziemlich merkwürdig vor, allein hier erscheint es als das Natürliche und Richtige. Ich habe gelernt, dass Betteln in Indien ein Beruf ist. Vor allem vor den Tempeln bieten Bettler den Gläubigen die Möglichkeit, durch Mildtätigkeit und Mitgefühl „Verdienst zu erwerben“. Nach hinduistischer Vorstellung kann jeder Mensch sein „Karma“, sein persönliches Schicksal, folgerichtig durch das eigne Handeln – möglicherweise allerdings erst in der nächsten Wiedergeburt – beeinflussen. Auch in der christlichen Religion nimmt man ja an, dass die Handlungen einem „vergolten“ werden.

Meine Stammbettlerin ist ein Mädchen von vielleicht elf Jahren, das mich zutraulich mit ihrem Babybruder auf der Hüfte durch die halbe Stadt begleitet. Sie unterhält mich fröhlich auf Kannada, wovon ich kein Wort verstehe, obwohl ich angefangen habe, die Sprache zu erlernen, und auf Englisch, wovon sie ihrerseits nur wenige Brocken kennt. Das kleine Mädchen hat wie viele andere Kinder, die zu Hause arbeiten oder irgendwo Geld verdienen, keine Schule besucht.

Viele Jahre später kann ich eine kirchliche Einrichtung in Mysore ansehen, in der die Tochter deutscher Bekannter ein soziales Praktikum leistet. Hier leben Waisenkinder und Mädchen aus den

Slums. Einige sind noch ganz jung, die größeren gehen alle regelmäßig zur Schule, erhalten Musik-, Kunst- und Tanzunterricht. Stolz werden mir selbst gemalte Bilder gezeigt und klassische sowie Bollywood-Tänze vorgeführt. Solche Projekte ermöglichen, eine gewisse Chancengleichheit herzustellen.



Tragbarer Altar zur Gottesverehrung für Passanten

Maharani's College Hostel

Trotz aller Unsicherheiten, die mich beschäftigen, fühle ich mich bei Sharadamma wohl. Sie behandelt mich sehr fürsorglich, gibt mir Informationen und Ratschläge, die mir helfen, mit vielen kleinen Problemen zurechtzukommen. Manchmal schickt sie eine oder zwei ihrer Studentinnen mit mir in die Stadt, um mir zu zeigen, wo ich beispielweise einen Schneider finde, wo es Nähgarn für eigene Nähversuche gibt und wo ich Brot und Marmelade kaufen kann, um mir mein eigenes Frühstück herzustellen. Ich bin nämlich nicht gewöhnt, morgens schon Gemüsereis zu verzehren, erst recht nicht, wenn er dermaßen feurig gewürzt ist. In den ersten Tagen bereitet sie mir morgens *Chapattis*, das leckere Fladenbrot, mit etwas *Ghi* (Butterfett) und Zucker, abends mit Buttermilch und etwas von dem scharfen Curry, das ich in dieser Kombination gut vertrage. Für den Tag im Zoo wird mir ein praktischer *Tiffin-Carrier* mit Reis, Gemüse und Dickmilch mitgegeben. Das ist ein Essensbehälter, der aus drei übereinander gestapelten Aluminiumtöpfen besteht.

Wenn ich vom Zoo zurückkomme, essen wir gemeinsam, anschließend kann ich einige Kleidungsstücke waschen und mit meinem kleinen Reisebügelleisen bügeln, während Sharadamma ebenfalls ihre Saris plättet, wobei wir gemütlich schwatzen. Sie lässt mich gelegentlich an ihren Feierabendaktivitäten teilnehmen, macht mich mit ihren Freundinnen und Kolleginnen bekannt. Sonst schreibe ich abends entweder Briefe oder nehme mir die Lehrbücher vor, die ich mitgebracht habe. Einmal nimmt sie mich mit zu einem Krankenbesuch im städtischen Hospital. Dabei erzählt sie mir, dass die Angehörigen der Patienten normalerweise für deren Verpflegung sorgen, denn die verschiedenen Bevölkerungsgruppen und Kasten haben so unter-

schiedliche Essensgewohnheiten, dass das Krankenhaus sie nur ungenügend bedienen könnte. Außerdem rechnet man mit der Anwesenheit von Familienmitgliedern.

Eines Tages rät mir Sharadamma, mich gegen Cholera impfen zu lassen, denn in der Zeitung sei von einigen Fällen in der Stadt berichtet worden. Der Arztbesuch ist ein Erlebnis: Erst staune ich, dass auf dem Impfschein Pest und Cholera zur Auswahl stehen – oje, hoffentlich gibt es nicht auch noch Pestkrankheit in der Gegend! Dann nimmt der Arzt eine Spritze zur Hand, deren Kanüle er in ein kleines Fläschchen mit Alkohol taucht und zwischen Daumen und Zeigefinger abstreift, bevor er das Impfserum aufzieht und es mir in den Arm injiziert. Also, wenn ich nicht an der Cholera erkrankte, dann vielleicht an einer Infektion durch diese eigentümliche Desinfektionsmethode! Lammfromm lasse ich die Prozedur über mich ergehen und bleibe gesund.

Ich glaube, dass es der Internatsleiterin gut gefällt, dass ich meine Sachen selbst wasche und nicht zum Waschen fortgebe. Sie macht es ebenso, schließt sich aber im Badezimmer ein, um nicht bei dieser Tätigkeit ertappt zu werden. Jedoch brüstet sie sich ihren Freundinnen gegenüber damit, wie lange ihre Seidensaris halten verglichen mit deren gleichzeitig gekaufter Kleidung, die ja vom *Dhobi*, dem Wäscher, auf den Waschsteinen nach und nach zu Fetzen zertrümmert würde. Die traditionellen *Dhobis* holen nämlich die Wäsche mit ihren Eseln ab, behandeln sie in der Stadt mit Waschmittel, kochen sie zum Teil aus und bearbeiten sie dann an einem Gewässer, indem sie die einzelnen Stücke zusammenrollen und mit Wucht auf große, flache Felsblöcke schlagen, um sie danach im Wasser auszuspülen. Anschließend werden die Teile auf Grasflächen in der Sonne ausgebreitet oder über Büsche geworfen und dort getrocknet. Au-

ßerdem werden weiße Wäschestücke gebläut, wodurch sie strahlender wirken. Dies kann man allerorten in den Außenbezirken beobachten. Vielleicht wird die Kleidung vom Hostel nicht mehr an einem Teich gewaschen, aber die „Steinmethode“ ist immer noch überall üblich. Sharadamma liebt es auch, neben ihrem Häuschen eigenhändig ein kleines Gartenstück mit Blumen zu bestellen und Unkraut zu jäten, anstatt dafür den *Mali* (Gärtner) zu bemühen, und zeigt ihren Besucherinnen befriedigt, wie prächtig alles gedeiht.

An dieser Stelle ist es angebracht, einige Worte zu der andersartigen indischen Hygiene zu bringen, an die ich mich problemlos gewöhnt habe. Wir bekamen abends einen knappen Eimer heißes Wasser zum Duschen. Diese Menge wurde mit Leitungswasser auf eine verträgliche Temperatur gebracht und mit einem Becher über den Körper gegossen. Bei geschickter Einteilung der Wasserration konnte ich gut noch kleinere Kleidungsstücke auswaschen. Diese Methode ist wesentlich wassersparender als unsere Dusche, was im Ggenden, die unter Trockenheit leiden, sinnvoll ist. Sinnvoll erschien mir auch die regelmäßige Mundspülung nach den Mahlzeiten, die sich zum Teil dadurch erklärt, dass die rechte Hand zum Essen gebraucht wird, die anschließend gewaschen werden muss, wobei die Zähne gleichzeitig gereinigt werden. In der Stadt wird, ganz wie bei uns, morgens und abends Zahnpasta benutzt, auf dem Lande verwenden die Leute Zweige des Neembaums, der antibakterielle Stoffe enthält, zum Zähneputzen. Die linke Hand wird übrigens für die Reinigung nach dem Toilettengang genommen – wobei Hocktoiletten die Regel sind, wie sie früher in Frankreich üblich waren. Ich betrachte diese Sitte als ökologisch sinnvoll und praktisch.

Meine Gastgeberin ist Englischdozentin neben ihrer Tätigkeit als Heimleiterin. Sie ist eine recht rationale Frau, gewandt, tatkräftig,

aber auch mit einer gewissen Lässigkeit, hat wie viele Inder eine Menge Zeit. Es erstaunt mich, dass sie bei ihrem Fachgebiet kaum liest; Bücher sucht man in ihrer Wohnung vergebens. Hier kommt man nur schwer an englische Literatur, und es gibt wohl auch nicht viel Literatur in der Landessprache Kannada. Das was die Studentinnen lernen sollen, liegt wahrscheinlich alles im College vor, und das reicht ihr.

Von modernen Gedanken durchdrungen, macht sich Sharadamma ein Vergnügen daraus, regelmäßig bei den Köchen vorbeizuschauen und die Topfdeckel zu lüften. Im *Maharani's College Hostel* wird vegetarisch gekocht. Die Köche sind Brahmanen, weil jeder mann deren Essen genießen kann, während Brahmanen kein Essen verzehren dürfen, das von Nicht-Brahmanen zubereitet wurde. Die Köche ärgern sich natürlich darüber, dass sich eine „unreine“ Nicht-Brahmanin in das Kochgeschäft einmischt, können sich jedoch nicht dagegen wehren. Ich staune stets, welche Mengen von Gewürzen in den riesigen Töpfen verschwinden, vor allem habe ich den Eindruck, dass im Zweifelsfalle eine weitere Handvoll rotes Chillipulver hineingeworfen wird. Extrem boshaft erscheint mir das Würzen von grünen Bohnen mit ähnlich aussehender, extrem scharfer grüner Paprika, die selbst von den Studentinnen aufmerksam ausgelesen und an den Tellerrand gelegt wird. Manchmal hocke ich mich abends zu den Mädchen in den Speisesaal, wo sie in langen Reihen auf Bodenmatten sitzen, den Teller vor sich. Da ich Mühe habe, lange im Schneidersitz zu verharren, esse ich lieber für mich oder bei Sharadamma, mit der ich mich immer besser verstehe.

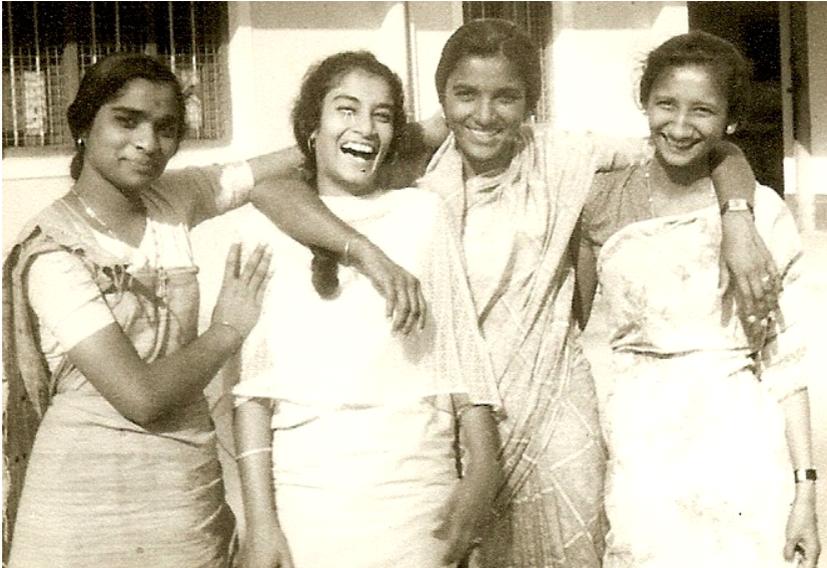
Es ist ungewöhnlich, dass eine Frau über dreißig unverheiratet ist, alle ihre Freundinnen haben einen Mann. Ihr Vater habe sie mit seinen modernen Ideen „verdorben“, erzählt sie, während die

Mutter sehr konventionell gewesen sei. Ihre Mitbewohnerin Gangu ist eine schüchterne, liebe Person, bescheiden, stets freundlich. Sie absolviert eine Ausbildung zur Lehrerin und strebt ebenfalls keine Ehe an. Ich habe noch nie jemand so Graziles erblickt; ihre Magerkeit, ihre dünnen Gliedmaßen würden bei uns auf Anorexie hinweisen, hier würde ich eher auf schwere Unterernährung in der Kindheit tippen. Erst später höre ich, was ihr widerfahren ist: Als jüngste von drei Schwestern, die als einzige noch nicht mit einer guten Mitgift verheiratet worden ist, hat der Vater ihr ein Grundstück vererbt, weswegen sie von ihren Verwandten bedrängt und bedroht wurde. Sie befürchtete sogar, erschossen zu werden. Schließlich verkaufte sie einem ihrem „liebervollen“ Vetter das Land für dreizehntausend statt sechzigtausend Rupien. Was für eine empörende Geschichte!

Ein paar Studentinnen aus Coorg, einem kleinen ehemaligen Königreich, westlich von Mysore in den Bergen gelegen, bemühen sich bald um meine Bekanntschaft und Freundschaft. Kanthy, eine zierliche, kraushaarige Plaudertasche, hat lauter brillante Ideen, was man im begrenzten College-Gelände unternehmen könnte, das die Mädchen nicht ohne weiteres verlassen dürfen, und bringt uns mit ihrem Temperament oft zum Lachen. Kusum, die ruhigere, imponiert durch ihr aristokratisches Aussehen. Kiran, ein hübsches, zartes Mädchen mit klassischem Profil, und Taramani, die als gute Sportlerin und Tennisass brilliert, ergänzen das Quartett. Für mich ist die muntere Freundinnengruppe, die stets verfügbar ist, wenn ich etwas Heimweh habe und Gesellschaft benötige, ein wahrer Segen. Es ist wirklich nett und vergnüglich mit ihnen.

Im alltäglichen Austausch erfahre ich zudem eine Menge über indische Gewohnheiten und kann manchmal eine von ihnen zu kleinen Einkäufen oder zum Schneider in die Stadt mitnehmen. Inte-

ressiert mustern wir die gegenseitige Kleidung: Die Studentinnen tragen meistens nur für besondere Gelegenheiten einen Sari, sonst ist der *Punjabi-Dress*, ein schmales, geschlitztes Kleid mit passender langer Hose, dazu eine breite Stola aus feinem Stoff, üblich. Einige Mädchen tragen auch den *Half-Sari*, einen langen Rock mit taillierter Bluse darüber und passendem Schultertuch, das in ähnlicher Weise wie beim Sari über die Schulter gelegt wird. Sie bewundern mein Etuikleid, das gerade über die Knie reicht, und die schmalen langen Hosen, ich dagegen ihre anmutig wirkenden Flattertücher.



Rosy, Kanthi, Taramani und Devamaji

In den ersten Wochen bekomme ich viel Besuch von Sharad-
ammas Kolleginnen, die die „Exotin“ kennenlernen möchten, und ich

werde auch zu ihnen nach Hause eingeladen. Die *Principal*, die Rektorin des College, bietet mir in ihrem schönen Haus in einem konventionell eingerichteten Wohnzimmer Tee an; ihre Mutter sitzt neben uns bequem auf dem Fußboden, wie es in Indien durchaus üblich ist. Was mich mehr erstaunt als die elegante Yogaposition der alten Dame ist dagegen die Gewohnheit vieler Männer, sich auf den Fersen hockend, die Arme über die Knie ausgestreckt, auszuruhen.

Eine nette Professorin, die im englischen Manchester und in den USA studiert und gelehrt hat, kocht mir eines Sonntags eine Art Gulasch, damit ich auch einmal nicht-vegetarisches Essen bekomme, obwohl ich mich tatsächlich ziemlich schnell an die neuen Speisen gewöhne und eigentlich nichts entbehre – mit manchen Gewürzen könnte ich im Gegenteil sparsamer versorgt werden. In den Briefen nach Hause tauchen allmählich so viele Namen auf, dass meine Mutter sich beschwert, sie würde den Überblick gänzlich verlieren.

In einigen Privathäusern werden mir stolz die eingebauten Küchen gezeigt, die mir ausgezeichnet gefallen. Bereits beim Bau werden gemauerte Regale über eine ganze Seite geführt, wo für Töpfe und andere Utensilien, unter anderem glänzend polierte Messinggefäße, genügend Platz ist. Eine Besonderheit sind Verehrungsecken, die sich meistens ebenfalls in den Küchen befinden; später sehe ich bei Bekannten auch einen separaten „Puja-Raum“. Dort sind kleine Götterstatuen und -bilder auf einem Altar aufgestellt, vor dem Teller für Opfergaben und mit farbigem Pulver stehen, Öllichter oder Kerzen und Räucherstäbchen angezündet werden. So kann täglich diejenige Gottheit, die für die Familie wichtig ist, angebetet werden. Nach dem Gebet wird ein Zeichen mit Pulver oder mit weißer Asche auf die Stirne gemalt. Liebevolle Mütter segnen ihre Kinder vor dem Idol mit einem Aschezeichen. Zum Tempel geht man nur zu speziellen Gele-

genheiten. Aber auch Pilgerfahrten sind verdienstvoll, und bei Reisen werden natürlich immer Tempel aufgesucht.

Zur selben Zeit, als im Zoo endlich das Baumaterial für meine Experimentalkäfige gefunden wird, eröffnet mir Sharadamma, wenn ich bereit sei, mit einem anderen Mädchen zusammen in einem Doppelzimmer zu wohnen, dann könne ich in ihr Internat einziehen. Ich bin außerordentlich erleichtert, denn die fruchtlosen Bemühungen um eine Unterkunft haben mich, zumal sie mit der langwierigen, schwierigen Suche nach dem Material für die Geierkäfige zusammenfielen, allmählich ziemlich belastet.

Das Zimmer ist spartanisch eingerichtet mit zwei – ganz harten – Betten und zwei Tischen. Ein Schrank erscheint unnötig, weil die Inder ihre Kleider zusammengefaltet in Boxen oder Koffern aufbewahren. Für meine Kleider finde ich dieses Arrangement weniger praktisch und bin deshalb froh darüber, dass ich einige Bügel mitgebracht habe, mit denen ich meine Kleidungsstücke am Fenster aufhängen kann. Ein Einzelzimmer wäre mir natürlich lieber, aber ich willige auch deshalb ein, weil ich mich in diesem Umfeld wohlfühle. Anscheinend habe ich die Heimleiterin beeindruckt mit meiner Anpassungsfähigkeit und damit, dass ich so aktiv bin, viele Dinge selbst mache und damit den jungen Studentinnen ein gutes Beispiel gebe. Wie erwähnt wasche und bügele ich meine Sachen, habe mir mit der Hand eine Bluse genäht, verbringe meine freie Zeit regelmäßig mit Lesen und Schreiben.

Die Internatsstudentinnen müssen ihre Räume selbst fegen, was viele von ihnen überhaupt nicht gewöhnt sind, da es sich um eine Arbeit für die niedrigste Kaste bzw. für Kastenlose handelt und sie selbstverständlich alle zu Hause Diener haben. Doch wenn Sharadamma demonstrativ den Besen ergreift und sagt, sie würde fegen,

wenn sie es nicht könnten, dann ist die Sache ein für alle Mal geklärt. Die Sauberkeit im Hostel lässt allerdings etwas zu wünschen übrig, vor allem die schmutzigen Waschbecken, zwei pro langem Flur, sind unsäglich. Jedoch täglich bekommen wir jede einen knappen Eimer heißes Wasser in die allgemeinen Badekammern im Hof gebracht, so dass die persönliche Hygiene bestens gewährleistet ist.

Erst später erfahre ich, dass Sharadamma mit einer afghanischen Gaststudentin erhebliche Probleme gehabt hat, die an heftigem Heimweh litt, das Essen nicht vertrug und gleich nach ihrer Ankunft krank wurde. Wenn sich jemand aus dem kulturell ähnlichen Nachbarland so unwohl fühlte, wie viel schwieriger musste es dann mit einer noch verwöhnteren Person aus dem fernen Europa werden! Daher lehnte sie es ab, mich in das Studentenwohnheim aufzunehmen, als ich in Mysore ankam. Aber ich habe mich rasch an das Essen gewöhnt, mich mit den Studentinnen angefreundet und viel Spaß daran gefunden, mich mit Sharadamma zu unterhalten und ihre Freundinnen und Kolleginnen zu treffen, die mich gelegentlich gern zu sich einladen.

Schließlich habe ich auch die aus Kabul stammende Hamida kennengelernt, die zum Glück in das Wohnheim der Mediziner aufgenommen werden konnte, wo Fleisch auf der Speisekarte stand und ihr das Essen besser schmeckte. Trotzdem wirkte sie in dem fremden Kulturkreis zuweilen etwas verloren und melancholisch.

Meine neue Zimmergenossin Devamaji war überaus taktvoll. Sie war eng mit einem anderen Mädchen befreundet, und entweder waren Devamaji und Rosy beide bei mir im Zimmer oder beide fort. Wenn sie sahen, dass ich arbeiten, d.h. lesen oder schreiben wollte, verschwanden sie. Wenn ich ausging, berieten sie mich, was ich anziehen sollte – letztes Mal zum *Vice-Chancellor* hätte ich genau das-

selbe Kleid angehabt, da hätte ich doch noch weitere hübsche Sachen. Und wenn ihnen mitteilte, dass ich möglicherweise abends spät wiederkommen würde, sagten sie dem Wachmann Bescheid, der kurz nach Einbruch der Dunkelheit die Hoftore zuschloss und über Nacht auf dem Gelände schlief, dass er am Eingang warten und mich einlassen solle. Die Studentinnen mussten sich übrigens sogar tagsüber abmelden, wenn sie das Hostel- und College-Gelände verließen, mich brauchte man zum Glück nicht derart zu bewachen.

Einige Monate später hatte ich ein Erlebnis, das zeigt, wie die so behüteten jungen Studentinnen sich gelegentlich harmlose Vergnügungen gönnten: Eines Abends kam ich nach Einbruch der Dunkelheit zum Wohnheim zurück, und bemerkte eine Gruppe von Mädchen, die den Vollmond im kleinen Kreis feiern wollten. Ich fand die Idee reizvoll und setzte mich dazu. Ich hatte allerdings nicht bedacht, dass die Häuser ab einundzwanzig Uhr verschlossen wurden. Meine liebe Devamaji hatte unsere Aktivität erspäht, reichte mir Pyjama, Zahnbürste und eine Decke zum Fenster hinaus, und wir schliefen in der lauen Nacht draußen.

Von Anfang an fühlte ich mich vertraut mit den indischen Menschen. Sharadamma und ihre Kolleginnen, die lebendige Studentengruppe, der Zookurator und der Tierarzt, sie alle hätte ich mir ohne weiteres in Deutschland vorstellen können. Von der Physiognomie ähneln Inder uns, haben zwar eine dunklere Haut – mit vielen Abstufungen – und sehen häufig besser aus als der typische Deutsche. Vor allem fielen mir immer ihre schönen Zähne auf, dazu kam oft ein angenehmes Lächeln. Die meisten Menschen waren schlank, was sicherlich teilweise der Armut geschuldet war; der Anteil übergewichtiger Menschen hat inzwischen leider auch in Indien deutlich zugenommen. Die Frauen wirkten mit ihren langen, vollen Haaren

und ihrer guten Haltung, dazu noch in ihren malerischen Kleidern, auf mich hinreißend. Die Männer machten durchweg einen gepflegten Eindruck; sie legten Wert darauf, sich regelmäßig beim Barbier die Haare schneiden zu lassen, dessen Dienste sie sogar am Straßenrand in Anspruch nehmen konnten. Und alle Inder besaßen die bewundernswerte Fähigkeit, ihre textilen Hüllen – Schals, Saris, Hüfttücher – gekonnt um sich zu drapieren.

In Bezug auf die Hautfarbe waren meine Bekannten allerdings überraschend farbbewusst. Einmal wurde jemand als „*dark fellow*“ beschrieben, was ich unbewusst in „*dark-haired fellow*“ übersetzte. Sie alle haben doch dunkle Haare, dachte ich, aber es war der dunkle Teint gemeint. Die Studentinnen bewunderten eine ziemlich hellhäutige Kommilitonin, die mir wegen ihrer derben Gesichtszüge nicht gefiel. Ich profitierte von meiner hellen Haut als gutaussehend, obwohl ich an heißen Tagen öfter einen roten Kopf bekam, den ich gar nicht schön fand. Ausländer trugen den bezeichnenden Namen *Parengi*, der auch Papaya bedeutet; Papayas besitzen ein Fruchtfleisch von ähnlichem Orange, wie es mein Gesicht bei Hitze annimmt. Es erheiterte mich, als ein kleines Mädchen einmal auf einer Reise aufgeregt *Parengi* rief, als es mich am Busfenster entdeckte.

Ich hatte das Glück, mit Menschen umzugehen, die gut Englisch sprachen. Da es in Indien ungefähr fünfzehn anerkannte Sprachen gibt – und über diese hinaus noch viele weitere Sprachen, die nur von kleineren Volksgruppen gesprochen werden – ist Englisch eine *lingua franca* für die Gebildeten. So war auch im College Englisch die Unterrichtssprache, und es erregte jedes Mal Staunen, wenn ich erzählte, dass an den deutschen Universitäten auf Deutsch gelehrt wurde. Von der Zentralregierung wurde wiederholt Hindi als Nationalsprache angestrebt, aber die Sünder wehren sich vehement

gegen diese nordindische Sprache. Das Englische erleichterte mir das tägliche Leben. Zudem benutzte ich lieber eine Sprache, in der ich mich gut ausdrücken konnte, anstatt in der mir fremden Landessprache Kannada zu radebrechen.

Auf die Dauer war es natürlich ein Nachteil, dass ich nur wenig gegenüber dem einheimischen Idiom exponiert war. Ein paar nützliche Begriffe wurden mir allerdings bald beigebracht, als Allererstes die Befehlsformen der Verben, um mit den Dienern im Wohnheimbereich umzugehen. Dabei lernte ich immerhin bald, dass das Kannada eine höfliche Sprache ist: Es gibt Anredeformen, die unserem *Du* und *Sie* entsprechen, z.B. *kutko* – setz Dich, *kutkoli* – setzen Sie sich. Für die Diener sollte die Du-Form passen, was mir von Anfang an nicht so recht gefiel, denn ich hatte eine andere Sozialisation gehabt. Um eine Bitte oder Anweisung freundlicher zu machen, konnte ich ein englisches *please* einfügen, was allerdings als affektiert empfunden wurde.

Nun lernte ich, dass für diesen Zweck das Wörtchen *solpa* – wörtlich „ein wenig“ – benutzt wurde (z.B. „komm ein wenig“) und gebrauchte dieses „Zauberwort“ ständig. Nach einiger Zeit fand ich heraus, dass noch eine dritte Anredeform von den Einheimischen häufig untereinander verwendet wird, die ich gern übernommen habe: *Kutka* – etwas weniger förmlich, setzt Euch; wenn man dann noch *-ma* oder *-pa* anfügt, je nachdem, ob man ein männliches oder weibliches Gegenüber anspricht, also *kutkama* oder *kutkapa*, dann zeigt man dem Angesprochen gegenüber Respekt.

Die südindischen dravidischen Sprachen gehören, anders als das nordindische Hindi, nicht zu der indogermanischen Sprachfamilie und haben eine für uns ungewohnte Grammatik und Satzstruktur. Typologisch werden sie als agglutinierend bezeichnet, sie drücken

Beziehungen der Wörter untereinander durch Suffixe aus; die finisch-ugrische Sprachgruppe verfährt nach dem gleichen Prinzip. Durch das Anhängen bezeichnender Endungen werden sowohl die Substantive als auch die Verben sukzessive verlängert, wodurch manchmal ziemlich lange Wortgebilde entstehen. Diese ungewöhnliche Struktur machte es mir schwer, Kannada zu lernen, zumal es kein vernünftiges Lehrbuch gab, sondern ich darauf angewiesen war, in mündlicher Weitergabe Wörter und kleine Floskeln aufzuschnappen. In einem kleinen Büchlein, nach dessen Titel man Kannada in dreißig Tagen lernen können sollte, standen Phrasen wie: „Das Hemd ist schlecht gebügelt; die Knöpfe sind abgegangen; das Essen ist kalt; das Geschirr ist nicht sauber; du kommst zu spät...“ Solche für manche Situationen zweifellos nützlichen Sätze wollte ich mir nicht als erstes einprägen.

Es hätte sicherlich etwas geholfen, wenn ich gleich die Schrift gelernt hätte, da vor allem die behauchten und unbehauchten Konsonanten (insgesamt sechsunddreißig Konsonanten!) dem Gehör nach schlecht auseinander zu halten sind, so dass auch meine Aussprache nicht immer ganz stimmte. Wenn man die Buchstaben kennt, ist es leichter, die Aussprache zu verbessern. Weil man mir sagte, es sei schwer erlernbar, begann ich mit dem Studium des Kannada-Alphabets erst bei späteren Aufenthalten. Ich hatte angenommen, dass sich mir spätestens nach einem Jahr im Lande die Ohren öffnen würden und ich fließend Kannada sprechen könnte. Das war leider nicht der Fall. So kam es, dass ich zwar auf dem Markt Obst einkaufen konnte, aber bei einer Einladung gerade einmal fähig war, das Essen zu loben. Mit den netten Hausfrauen kam es leider meistens zu keinem weiteren Gespräch, während ich mit ihren Ehemännern auf Englisch plaudern konnte.

Doch selbst meine mageren Sprachkenntnisse wurden, besonders von den einfachen Leuten, sehr gewürdigt, und die Überraschung war manchmal groß, wenn ich ein paar Wörter wusste. Dann wurde ich nach Namen, Alter, Familie, Heimatland gefragt. Ich erinnere mich an einen Rikschafahrer, der kurz anhielt, als er bei Bekannten vorbeifuhr, und ihnen begeistert zurief: „Sie kann Kannada, sie hat gesagt, dass ich den Taxometer anstellen solle!“. Im Anschluss an meine Erledigungen bestand er dann darauf, mich auch wieder nach Hause zu befördern.

Eine Dozentin, die ursprünglich aus Nordindien kam, schlug vor, im Austausch etwas Hindi und Deutsch zu üben. Mir fiel gleich auf, dass Satzstruktur und Vokabular des Hindi deutlich verwandt mit den europäischen Sprachen sind, z.B. bedeutet *mera nam* mein Name. Relativ rasch erlernte ich auch die dekorative Devanagari-Schrift, die für das klassische Sanskrit und moderne Hindi verwendet wird und deren Zeichen einfacher zu identifizieren sind als diejenigen des aus verschiedenen Bögen und Schleifen komponierten Kannada-Alphabets. Aus Zeitmangel kam es leider bloß zu wenigen Stunden, so dass ich nur einige Hindi-Wörter lernte. Außerdem fehlte hier leider vollständig die Exposition gegenüber dem gesprochenen Wort. Die Kenntnis der Schrift war mir später in Nordindien nützlich, denn so konnte ich wenigstens Ortsschilder entziffern. Leider habe ich das Hindi nicht systematisch weiter verfolgt, kann aber immerhin einiges verstehen.

Neben dem Umgang mit den Menschen interessierte mich natürlich die indische Fauna und Flora, vor allem die Vogelwelt. Schon die ersten sporadischen Beobachtungen im Collegebereich vermittelten mir eine Vorstellung von einer großen Fülle, die sich mir nach und nach immer besser erschloss. Unübersehbar und unüber-

hörbar waren die Krähen, mit zwei Vertretern: Die Hauskrähe mit einem grauen Kopf war etwas häufiger, kleiner und zweifellos auch ein wenig kecker als die rabenschwarze Dschungelkrähe. Mit ihrer unerschrockenen Präsenz und dem aufmerksamen Blick vermittelten die Krähen den Eindruck von Intelligenz, ja Durchtriebenheit; in Windeseile erspähten sie Möglichkeiten, Nahrung zu stibitzen und Abfälle zu beseitigen. Zusammen mit streunenden Hunden, Ameisen und weiteren Lebewesen spielten sie eine nützliche Rolle im natürlichen Kreislauf; Straßenhunde und verschiedene Ameisenarten schien es in genügender Menge für diese Aufgabe zu geben. In diesem Zusammenhang erinnerte ich mich an die anschaulichen Briefe meines Vaters, die er uns schickte, als er noch allein in Ostbengalen war. Lebendig schilderte er, wie die Ameisen seiner Hauswirtin den Abwasch bestens ersparen könnten: Er brauche seine schmutzigen Teller nur für ein, zwei Stunden auf den Balkon zu stellen, und schon seien sie blitzblank!

Ähnlich ubiquitär wie die Krähen waren die Hirtenmynas, etwas mehr als amselgroße Starenvögel, schwarz-braun mit gelbem Schnabel und gelben Hautlappen um die Augen herum, die sich überall herumtrieben, über den Boden stolzierten und sich im Laub der hohen Bäume lärmend unterhielten. Am Himmel segelten verschiedene Greifvögel: Ob wohl auch Geier darunter waren, meine künftigen „Versuchskaninchen“, auf die ich mich schon freute? In den Bäumen narreten mich häufig kleine Palmhörnchen mit ihrem spitzen, penetranten Ziep, Ziep, Ziep, das ich anfangs für Vogelrufe hielt, bis ich ihr Geschrei im Ohr hatte und nicht mehr jedes Mal erwartete, eine interessante Vogelart zu erspähen. So wie unsere Eichhörnchen sind sie ausnehmend niedliche Geschöpfe. Flink turnen sie durch das Geäst, kommen aber auch zuweilen kurz auf die Erde. Ihre drei hellen

Streifen, die den gesamten Körper entlang bis über den buschigen Schwanz laufen, sollen sie einer Liebkosung von Gott Siva verdanken.



Wiedehopf

Vollkommen überrascht war ich vom Anblick eines bei uns sehr seltenen Vogels, des Wiedehopfes im Hostelgelände. Mit seinem braun-schwarz-weißen Gefieder ist er schon Kindern aus Bilderbüchern bekannt, jedoch wer hat ihn schon einmal tatsächlich gesehen? Als ich diesen Gesellen das erste Mal entdeckte, wie er geschäftig über den Hof spazierte und mit dem langen, gebogenen Schnabel in der Erde nach Nahrung stocherte, mochte ich meinen Augen kaum trauen. Als er dann, offenbar als Reaktion auf einen guten Fund, seine ansehnliche Federhaube fächerartig aufstellte, war ich mir meiner Identifikation ganz sicher.

Bangalore und Nandi Hill

Nachdem die Wohnungsfrage gelöst, eine Ladung Bambusstangen gekauft, die Zimmerleute bestellt und auf dem Versuchsgelände die ersten Löcher für die Außenwände der Käfige gebohrt worden waren, wurde der Käfigbau begonnen. Nun nahm ich den Rat der Zooangestellten an, den *Director of Horticulture* Dr. M.H. Marigowda in Bangalore zu besuchen, der für sämtliche Parks im Bundesstaat Karnataka zuständig war. Das war ein Riesengebiet, denn dieser Bundesstaat ist flächenmäßig gut viermal so groß wie Niedersachsen. Er war auch für den Zoologischen Garten von Mysore zuständig und somit der Chef des Kurators. Mir wurde berichtet, dass er sehr nett sei, und so nahm ich voller Erwartung den Bus in die Metropole und begab mich zum Botanischen Garten *Lal Bagh*, wo Dr. Marigowda arbeitete und residierte.

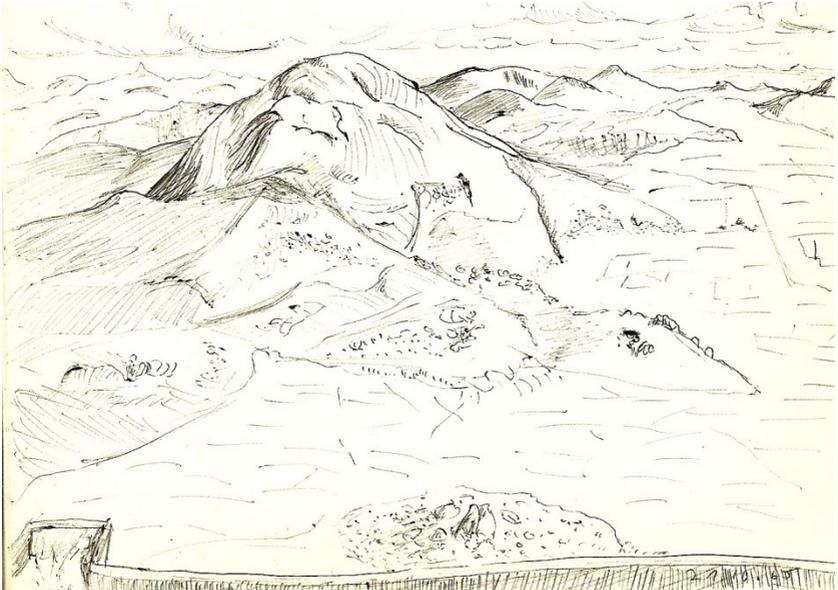


Dr. Marigowda mit Familie um 1990

Als ich mich in seinem Büro meldete, sagte er sofort: „*Come home*“ und lieferte mich bei seiner Familie ab. Er hatte fünf Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, von denen sich vor allem die beiden ältesten Töchter reizend um mich kümmerten. Ich wurde wunderbar bewirtet, vornehmlich mit fantastischem Obst, im ausgedehnten Garten mit seinen gepflegten Blumenrabatten, dekorativen Büschen und Bäumen, geräumigen Gewächshäusern und einem großen See herumgeführt, für Fotos in einen Sari gesteckt und zu weiteren Besuchen so herzlich eingeladen, dass ich mich stets in dem gastlichen Haus willkommen gefühlt habe. Zum Beispiel wurde ich zu Weihnachten desselben Jahres mit einem geschmückten Christbaum erfreut. Ich bin auch bei späteren Indienbesuchen gern zu diesen Freunden gegangen und habe zwei der Geschwister bei mir zu Hause zu Gast gehabt und sie später in den USA besucht, wohin mehrere Mitglieder der Familie auswanderten.

In dem langgestreckten Haus, das aussah, als ob man es ständig erweitert hätte, reihte sich ein Zimmer an das andere, zum Teil mit seitlichen kleineren Nebenräumen, deren Türen meistens durch Vorhänge oder Paravents ersetzt worden waren, so dass die Luft ungehindert zirkulieren konnte. In einer Kammer wurden allerlei Früchte aufbewahrt und getrocknet. Für mich war es spannend zu sehen, was es alles gab und wie man hier Obst und Gemüse konservieren konnte. Einer der Wohnräume enthielt ein breites Sofa, das wie eine Hawaiischaukel mit vier Ketten an der Decke hing. Auf diesem Diwan konnte eine ganze Familie hin und her schwingen; wir waren da einmal zu fünft versammelt, dazu zwei kleine Kinder. Ich habe noch ein Foto in meinem Flur hängen, auf dem die älteste Mari-gowda-Tochter im Schneidersitz auf dieser Schaukel ihr Baby auf dem Schoß hält und es aus einer bananenförmigen Milchflasche füttert.

Die Mutter der Kinder, die leider kein Englisch konnte, sah ich zunächst selten. Eines Mittags beobachtete ich eine rührende Szene in der Küche: Dr. Marigowda war spät aus dem Büro nach Hause gekommen und aß am Küchentisch. Seine Frau stellte ihm nach dem Mahl eine Wasserschüssel zum Händewaschen hin, und danach nahm er einfach ein Ende ihres Baumwollsaris, um sich damit die Hände abzutrocknen. Mir zeigte das die große Vertrautheit der Eheleute.



Bergkette, vom Nandi Hill aus skizziert

Dr. Marigowda organisierte für mich anschließend noch einen dreitägigen Aufenthalt auf der Nandi-Hill-Bergstation unweit von Bangalore, die ebenfalls zu seinem Zuständigkeitsbereich gehörte.

Ein Jeep brachte mich hoch, der Superintendent zeigte mir verschiedene kleine Cottages, die von gepflegten Gärten umgeben waren. Ich suchte das billigste aus, durfte aber in dem Badezimmer des Bungalows *Gandhi Nilaya* duschen, das einen elektrischen Wasserboiler aufwies. In diesem Bungalow, in dessen Flur man eine lebensgroße, bekränzte Gipsstatue von Gandhi aufgestellt hatte, sollten schon Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru zu Gast gewesen sein. Ich fühlte mich außerordentlich geehrt, in der Nachfolge solch illustrier Persönlichkeiten mein Bad nehmen zu können.



Treppenbrunnen und Tempel auf Nandi Hill

Der Nandi Hill ist Glied einer Kette von Inselbergen. Der Erholungsort liegt auf dem höchsten der runden, schieren Granitberge annähernd fünfzehnhundert Meter hoch. Es stehen dort einige kleine mittelalterliche Tempel mit harmonischen Proportionen, die direkt auf den Felsen gebaut sind. Außerdem war hier eine Rückzugsfestung des berühmten muslimischen Eroberers Tipu Sultan, auf den ich weiter unten im Kapitel über den Kaverifluss eingehe, mit einer Stelle namens *Tipu's Drop*, von wo er seine feindlichen Gefangenen zweihundert Meter tief in den Abgrund werfen ließ.

Die Überreste der Festung und die Zeugnisse der kriegerischen Vergangenheit zogen mich nicht so sehr an, doch die überwältigende Aussicht, die Tempel und einen tiefen Treppenbrunnen habe ich in meinem Tagebuch skizziert. Ich kam mir hoch oben auf dem Inselberg tatsächlich vor wie auf einer Insel und genoss die Abgeschlossenheit.

Mit dem Aufseher hatte ich ein aufschlussreiches Gespräch. Er teilte mir den Wunsch mit, wenn seine Kinder versorgt seien, ein „heiliger Mann“ zu werden, d.h. er wollte sein Haus verlassen und bis an sein Lebensende von Tempel zu Tempel ziehen. Diese Idee entspricht dem alten Ideal vom Leben eines Hindus als Wanderasket in der dritten, letzten Lebensphase. Ich musste an die armen Frauen denken, die in einem solchen Fall zurückgelassen werden und an ein Gedicht des bengalischen Schriftstellers und Nobelpreisträgers Rabindranath Tagore, in dem der von zu Hause aufbrechende Narr zur Umkehr ermahnt wird, denn Gott befinde sich genau dort, wo er sich jetzt aufhält.

Käfigbau und Experimente

Nach Mysore zurückgekehrt, fand ich die Arbeit an den Käfigen genauso vor, wie ich sie verlassen hatte. Ich musste täglich auf dem Bauplatz zugegen sein, damit die Handwerker erschienen und weitermachten. Die sechs Käfige wurden in einem ruhigen Palmengarten erbaut, wo sich die Männer manchmal mit Kokosnüssen erfrischten. Einer von ihnen erkletterte den Baum und schnitt die Früchte ab, die dann mit einem sichelartigen Messer an der Spitze geöffnet wurden. Man konnte den leicht süßen, kühlen Saft direkt aus der Nuss trinken und anschließend aus der aufgespaltenen Frucht noch das köstliche Kokosfleisch genießen. Es gab dort auch ein reiches Vogelleben, so dass mir die Zeit nicht lang wurde. Sechs Wochen dauerte es noch bis zur Fertigstellung der Käfige, denn zwischendurch gab es einen Engpass beim Bambus, sodass die Arbeit unterbrochen werden musste. Eines Tages erschien Dr. Marigowda kurz im Zoo und erkundigte sich nach meinem Projekt, was eine große Hilfe war. Ich bin ihm und dem Kurator Krishne Gowda heute noch sehr dankbar, dass trotz kleinerer und größerer Probleme die Arbeit gut zu Ende geführt wurde.

Schließlich wurden die Vögel in die Käfige gesetzt, und ein Zooarbeiter kam täglich mit Fleisch zum Versuchsgelände und half mir bei den Experimenten. Ich erhielt zwei Lappengeier, zwei Schmutzgeier, einen Bengal- und einen Indiengeier, die jeder in einem eigenen Käfig getestet wurden. Die sandbraunen Indien- und Bengalgeier ähnelten dem Europäischen Gänsegeier mit langem, spärlich befiederten Hals, weißer Halskrause, funkelnden Augen und kräftigem Schnabel. Auf die Lappengeier passte der englische Name *King Vulture* gut, denn die stattlichen Vögel wirkten königlich durch

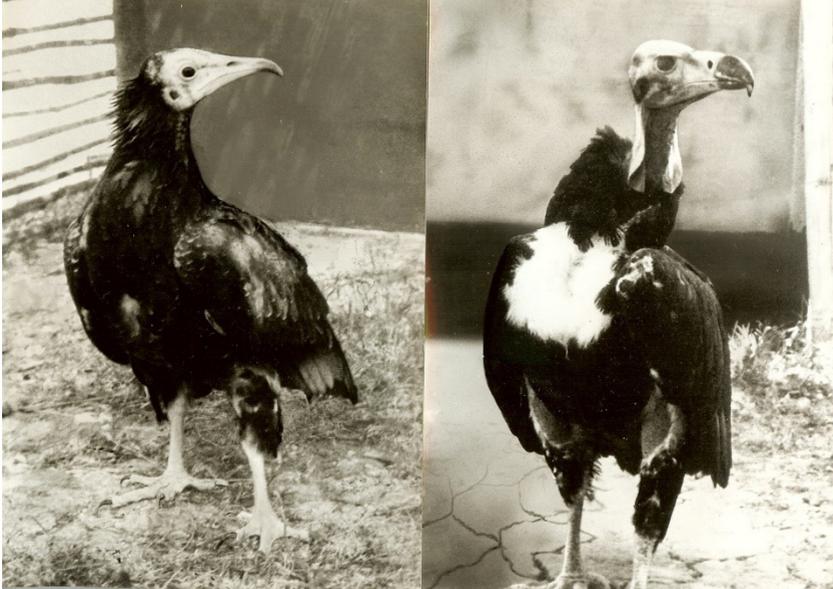
rabenschwarzes Körpergefieder und einen dunkelroten Kopf, an dem seitlich rote Hautlappen hingen, sowie rote Beine.

Die Schmutzgeier waren die kleinsten meiner Schützlinge. Sie waren beide jung und hatten noch braunes Gefieder, während die adulten Vögel bis auf die schwarzen Flügelfedern weiß sind. Ihr Gesicht und der relativ dünne, schwache Schnabel sind leuchtend gelb. Diese Geier, die mit ihrer gedrungenen Gestalt an Hühner erinnern, wurden von den alten Ägyptern auf Grab- und Tempelwänden dargestellt und werden deshalb auch als Ägyptische Geier oder Pharaonenhennen bezeichnet.

Eines Morgens bekam ich einen Riesenschreck, weil es ein Geier geschafft hatte, aus seinem Käfig zu entweichen, da eine Bambusstange schlecht befestigt worden war. Ich benötigte also Ersatz und musste die gesamten Konstruktionen nochmals auf ihre Stabilität überprüfen. Ein Vogelfänger wurde bestellt, ein *Hakki Pikki*. Es handelt sich um nomadische Ureinwohner, die ihren Lebensunterhalt mit Vogelfang verdienen. Hinter Kühen versteckt treiben sie Rebhühner und Wachteln in ihre raffinierten Fallen und verkaufen die Beute an Händler oder direkt an Hotels. Es hieß, dass sie eine jede Vogelart, die unverkäuflich war, selbst verspeisten, sogar Geier und Krähen. Nun kam so ein *Hakki Pikki* mit einem einäugigen Bengalgeier an. Ich sagte: „Zwei Augen, voller Preis, ein Auge, halber Preis“, entschied mich dann jedoch, lieber zu warten, bis ich einen gesunden, zweiäugigen Vogel erhielt, was glücklicherweise nicht allzu lange dauerte.

Jeden Morgen ging ich nun zu den Vögeln, die ich zunächst an die Käfige, meinen Helfer und mich gewöhnen musste, bevor die eigentlichen Experimente durchgeführt wurden. Die Versuchsanordnung sah folgendermaßen aus: Jeder Käfig war unterteilt in einen Hauptteil, in dem sich der Geier normalerweise aufhielt, und – durch

einen Schieber abgetrennt – zwei parallele Gänge für die Sehschärfe-tests. Wenn der Schieber hochging, sollte er nachschauen, in welchem Korridor die richtige – gestreifte – Karte war und sich dort seine Belohnung abholen; das ist eine klassische Zweifachwahlapparatur.



Schmutzgeier und Lappengeier

Das Training ging in kleinen Etappen vorstatten. Zunächst zähmte ich die Geier in Gegenwart meines Helfers durch Darreichung von Fleischstücken in allen Teilen des Käfigs. Danach wurden die Stücke abwechselnd in den rechten und linken Gang geworfen, damit sie es lernten, um die Trennwand herum zu laufen. Nach dieser „Umwegdressur“ wurde das Fleisch direkt vor eine grob gestreifte Karte gelegt, damit sich die gedankliche Verbindung zwischen Streifen und

Futter herstellte. Erst dann begannen die eigentlichen Sehtests mit den zunehmend feiner werdenden Rastern. Weil die Sehleistung von den Lichtbedingungen abhängt, mussten die Rasterkarten bei verschiedenen Helligkeiten dargeboten werden, so dass für jedes Raster mehrere Testserien nötig waren. Da ich von dem natürlichen Licht abhing, musste ich täglich die Rückstrahlhelligkeit der Musterkarten messen und danach die zu prüfende Rasterstärke auswählen. Die gesamten Untersuchungen nahmen daher, auch weil das Wetter nicht immer mitspielte, ein gutes Jahr in Anspruch.

Die Arbeit mit den indischen Geiern war schwieriger als mit dem Gänsegeier in Osnabrück, vielleicht weil sie Wildfänge waren, aber es zeigten sich auch Unterschiede zwischen den Geierarten – soweit man eine Aussage bei so wenigen Individuen treffen konnte. So wie der ihnen ähnelnde Gänsegeier hatten anscheinend Indien- und Bengolgeier die geringsten Probleme mit der „Vogelschule“; vor allem der Indiengeier wurde allmählich ziemlich zahm. Die schönen, schwarzen Lappengeier erwiesen sich bei all ihrer imposanten Größe als enorm scheu und verfielen in den ersten Wochen in Schreckstarre, wenn man sich mit ihnen befasste. Das wird interpretiert als ein Schutzmechanismus gegen Panik – wenn ich dich nicht sehe, siehst du mich auch nicht.

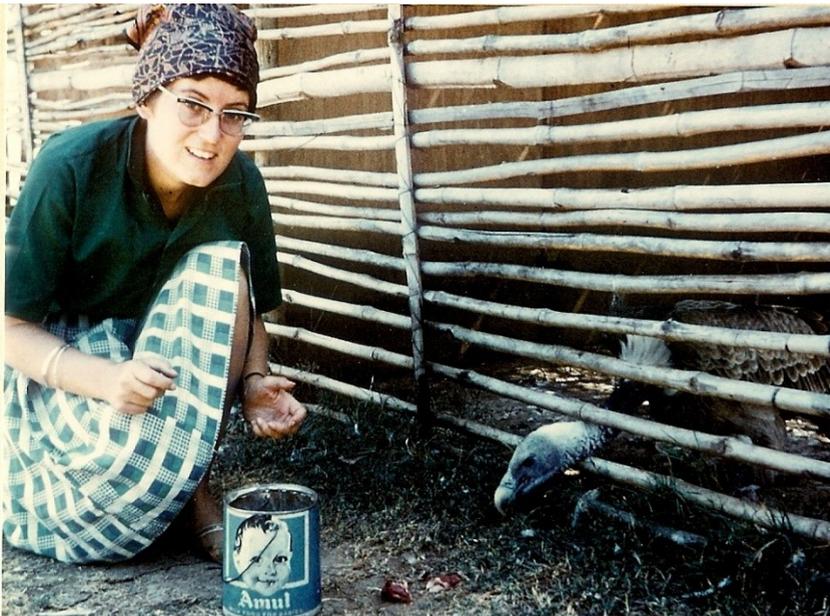
Aus diesem Zustand konnte ich sie nur locken, indem ich ihnen das Fleisch direkt unter den herabhängenden, vor Angst erblassten Kopf warf. Wenn sie das Futter sahen und ergriffen, löste sich die Starre, und dann konnte das eigentliche Training vorsichtig beginnen. Bei einem der Lappengeier funktionierte die Methode, er gewöhnte sich an die menschliche Gegenwart. Den andern musste ich ersetzen, wobei sein Nachfolger leider ebenfalls ziemlich schreck-

haft war und die Versuche mit ihm später abgebrochen werden mussten.

Die beiden jungen Schmutzgeier lernten ihre Aufgaben am schnellsten. Wie verständig meine kleinen Pharaonenhennen mitarbeiteten und brav ihre Läufe ausführten, war auch rückblickend ein kleines Wunder. Sie beeindruckten mich durch ein sehr unterschiedliches Temperament. Das eine „Hühnchen“, das mir schon zu Beginn etwas nervöser als das andere erschien, lief bei den Sehtests immer so rasch, dass es schien, als ob Falschwahlen darauf zurückzuführen waren, dass es bei der hohen Geschwindigkeit nicht richtig hinsah. Durch das Ausstreuen kleiner Zweige in die Korridore wurde es langsamer, passte auf, ob sich der „Slalomlauf“ lohnte, und machte weniger Fehler. Als die Wahl schwieriger wurde, gab es für einige Tage auf, so dass ich es erneut mit kleinen Futtergeschenken zähmen musste. Der andere Schmutzgeier war bedächtig, schaute genau nach den Testkarten und erreichte deshalb schnell gute Ergebnisse. Dann aber bei den feinsten Rastern wirkte er mehrmals irritiert, blieb stehen und putzte erst einmal sein Gefieder – vielleicht überfiel ihn ein nervöses Jucken? Man sah deutlich, wie ihn die schwierigen Aufgaben beanspruchten. Einmal hatte ich aus Versehen das Fleischstück nicht in das Loch hinter der Rasterkarte gelegt, so dass er seine Belohnung nicht vorfand. Da zog er die Karte aus dem Rahmen und trampelte erregt auf ihr herum.

Die größeren Geier beschäftigten sich ebenfalls gelegentlich mit den Musterkarten. Es kam ein paarmal vor, dass sie nach einer falschen Wahl die Graukarten wütend anpikkten. Alle meine Probanden musste ich ständig gut beobachten und auf ihre individuellen Eigenheiten und tägliche Befindlichkeit eingehen. Morgens fing ich immer zuerst mit bekannten Aufgaben an; erst wenn ich feststellte,

dass der Vogel, mit dem ich arbeitete, aufmerksam war, präsentierte ich ihm die eigentlichen Tests. Denn wenn die Geier sehr hungrig oder am Ende der Sitzung schon satt waren, passten sie nicht auf. Es war offensichtlich, dass die feineren Raster ihre gesteigerte Aufmerksamkeit forderten. Wenn ihnen die Unterscheidung schwerfiel, dann wurde manchmal der Hals nach rechts und links gereckt oder die Füße wurden abwechselnd gehoben, bevor eine Wahl getroffen wurde. Wurde eine falsche Entscheidung bemerkt, so kehrten sie oft um und liefen anschließend zur richtigen Seite. Wenn schließlich die Unterscheidung „Streifen gegen Grau“ zu schwer wurde, rannten sie ohne Überlegung los.



Der Indiengeier

Interessant waren auch die Beobachtungen zum Spielverhalten, über das bei Vögeln seltener als bei Säugetieren berichtet wird. Schon der Gänsegeier in Osnabrück spielte gern mit einem Stöckchen oder einer Feder, die ich ihm durch das Gitter entgegensteckte, oder versuchte, mir nach der Experimentalsitzung die Futterschale durch das Loch, in dem sie lag, zuzustoßen und erwartete, dass ich sie zurückschob. Ich konnte ihn sogar nach meiner Rückkehr im Osnabrücker Tiergarten wieder mit einem derartigen „Spielzeug“ zu mir locken. Einer der Schmutzgeier in Mysore rollte seine Wasserdose mit Picken, Treten und Schieben herum. Ich konnte dieses Verhalten meistens beobachten, wenn er schon satt war und sich in einem entspannten Zustand befand.

Der Indiengeier hatte sich ein besonderes Spiel ausgedacht: Nach jedem Lauf lockte ich die Versuchstiere mit einem kleinen Stück Fleisch zum Hauptkäfig zurück, während mein Helfer Nanja verborgen hinter den Türen stand, wo die Testkarten ausgewechselt wurden, und den Schieber zu den Wahlkorridoren herunterließ. An einigen Tagen ließ sich dieser Geier gegen Ende einer Testperiode schwer zurücklocken, weil er schon ziemlich satt – und vielleicht schon müde – war. Einmal bat ich Nanja, leicht an die Tür zu klopfen. Der Erfolg trat ein, der Vogel lief schnell zum Hauptkäfig. Nachdem dieses Verfahren ein paarmal durchgeführt worden war, gab es eine neue Phase. Der Geier stellte sich so hin, dass er Nanja durch den Spalt neben der Tür sehen konnte und wartete auf das Pochen. Sobald es erfolgte, drehte er sich mit einem kleinen Satz auf der Stelle um und galoppierte zum Hauptkäfig zurück. Dies erinnerte mich an ähnliche Spiele, in denen kleine Kinder es genießen, „erschreckt“ zu werden.

Bei den Sehschärfetests kam schließlich heraus, dass die Geier, wie erwartet, vorzüglich sehen können und die bisher – und auch

später von anderen Forschern – untersuchten anderen Vogelarten deutlich übertrafen; allerdings wurden die fantastischen hypothetischen Sehleistungen, die mein Doktorvater von Anfang an angezweifelt hatte, keineswegs erreicht. Unter den gleichen Versuchsbedingungen war die menschliche Sehschärfe nur halb so gut – ausgedrückt als *Minimum separabile*, die Trennsehschärfe, die den jeweils geringsten Sehwinkel angibt, unter dem das geprüfte Objekt noch erkannt wird. Ein interessanter Befund war, dass die Geier eine wesentlich höhere Helligkeit für ihre Bestleistung benötigten als der von mir parallel getestete Helfer und ich; unsere Sehleistung ließ dagegen bei dem uns blendenden Licht wieder nach. Eine Erklärung dafür liefert eine „intraokulare Sonnenbrille“ der Vögel: Es befinden sich nämlich vor jedem Sehzäpfchen bräunliche Ölkügelchen, deren Lichtabsorption, bei anderen Vögeln untersucht, circa achtzig Prozent beträgt. Geier fliegen ja erst auf, nachdem sich der Boden morgens erwärmt hat und die Thermik sie bei ihrem Schwebeflug unterstützt und halten sich dann in einer außerordentlich hellen Umgebung auf.

Bei der Nahrungssuche kommen ihnen ebenfalls gute Lokalkenntnisse und weitere erworbene Erfahrungen zur Hilfe. Bei einem abschließenden Experiment, in dem ich ein totes Pony auslegen ließ, waren als erstes Krähen, Milane und die kleinen Schmutzgeier zur Stelle, die allesamt nicht in der Lage waren, ein so großes Tier zu öffnen und anschließend zu beseitigen. Diese Beobachtung zeigt, dass ein totes Tier in der Regel von den niedrig fliegenden Suchvögeln in kurzer Zeit entdeckt wird. Bis der erste große Geier eintraf, dauerte es ungefähr eine Stunde, innerhalb von insgesamt zwei Stunden kamen dann jedoch sechzehn Bengal- und drei Indiengeier an, und es entwickelte sich ein turbulentes Festgelage. Der einzelne in bedeutenden Höhen schwebende Geier ist also nicht auf sich allein

und sein ausgezeichnetes Sehvermögen angewiesen. Er arbeitet mit den wie ein Netz im Luftraum verteilten Nachbarn und den sich in Bodennähe aufhaltenden Anzeigervögeln zusammen. Sein Erfolg bei der Nahrungssuche wird also durch Sehschärfe und Assoziationsvermögen bestimmt.



Königskobra (Kurator Krishne Gowda vierter von rechts)

In den ersten Monaten verbrachte ich nach meiner Arbeit immer noch einige Zeit im Zoo und ging mit dem Tierarzt oder den Pflegern durch die weitläufige Parkanlage mit ihrem umfangreichen Tierbestand. Vor allem aber setzte ich mich regelmäßig zum Kurator in das Büro, um von meinen Experimenten zu berichten und Neuigkeiten auszutauschen. Nachmittags kamen regelmäßig Krishne Gow-

das ehemalige Studienkollegen zu Besuch und tranken Kaffee. Einer von ihnen begann, deutlich mit mir zu flirten, zum Beispiel bot er mir an, mich auf seinem Motorrad auf den Hausberg von Mysore zu fahren. Ich sah keinen Grund, das verlockende Angebot auszuschlagen, da ich Chamundi Hill leider bisher nur aus der Ferne bewundern konnte. Als wir dann oben anlangten, gelang es mir schnell, ihn dezent davon zu überzeugen, dass nicht er sondern der Berg mit seiner schönen Aussicht mich angezogen hatte. Dass mir als geehrtem Gast aus Europa nicht viel passieren konnte, war von vorneherein klar.

Eines Tages schlepten zwei kleine, schwächliche Männer einen großen Sack an. Sie wollten dem Zoo eine Königskobra verkaufen, die sie gefangen hatten. Es waren Angehörige eines indigenen Stammes aus den Dschungelgebieten. In Karnataka, wie in den anderen indischen Bundesländern, gibt es noch Ureinwohner, die als *Adivasi* bezeichnet werden und überwiegend in den Bergregionen leben. Ich war äußerst gespannt, wie die Kobra aussehen würde. Die Männer holten sie vorsichtig aus dem Sack, wobei der ältere von beiden geschickt den Kopf ergriff und der jüngere den Rest der gut zwei Meter langen, grob schwarz und grau gestreiften Schlange auseinander zog. Der Kurator und seine Freunde stellten sich zu einem Foto auf, indem sie sich über gesamte Länge des Reptils verteilten und jeweils ein Stück festhielten. Die äußerst giftige Kobra wurde erworben. Ein praktisches Problem bestand darin, dass Königskobras nur von Schlangen leben, ich weiß nicht, wie das auf Dauer gelöst wurde.

Der Zoo in Mysore kaufte und verkaufte auch Tiere. Viele seiner Tiere hatten Nachwuchs, was für eine gute Pflege sprach. An den Geschäften war die Tierhandlung Ruhe beteiligt, die in Alfeld/Leine gegründet enge Beziehungen zu den Zoologischen Gärten Hannover und Hagenbeck/Hamburg hatte. Albert Meems, ein damals schon

achtundsiebzigjähriger Holländer, der in Hannover wohnte, war einer der weltweiten Mitarbeiter dieses Imperiums und kam regelmäßig nach Mysore, um Tiere zu erwerben. Man kann sich heute nicht mehr vorstellen, in welchem Umfang früher Wildfänge um den Globus transportiert wurden, bevor 1973 die Washingtoner Artenschutzvereinbarung abgeschlossen wurde. Wie viele Tiere selbst heute noch bei der – oft illegalen – Überführung von exotischen Ländern nach Europa umkommen, lässt sich nur erahnen. Bei Vögeln ist der Verlust meistens betrüblich hoch.

Herr Meems, ein stämmiger, blonder, umgänglicher Mann, verschiffte ausschließlich Säugetiere – ganz selten auch Reptilien – von denen einige vor der Zusammenstellung einer Fracht in Mysore untergebracht wurden. Detaillierte Kenntnisse von den Bedürfnissen und dem Verhalten der einzelnen Arten waren nötig, damit sie die Verschiffung ohne Schaden überstanden. Sie mussten zunächst nach Bombay gebracht werden, von wo die Schiffsreise nach Hamburg bis zu fünf Wochen dauerte; all das gelang nur mit guter Betreuung. Mit seinem Enthusiasmus erinnerte er mich an die engagierten Tierpfleger im Osnabrücker Zoo. Für ihn als Tierfreund und Kenner ging es nicht allein ums Geschäft, das zeigten die lebendigen Erzählungen aus seinem Berufsleben, denen ich gespannt lauschte. Durch sein holländisch geprägtes Deutsch und Englisch gewannen seine Reminiszenzen eine große Unmittelbarkeit und Originalität.

Während Herr Meems noch in Mysore weilte, kam John Chipperfield, Mitglied einer Familiendynastie, die einen traditionellen, berühmten englischen Zirkus besaß und als erste die Idee zu einem Safaripark hatte, mit mehreren Löwen und einer Giraffe aus Afrika zum Zoo und wollte im Austausch Elefantenbabys nach England mitnehmen. Da die Familie Chipperfield mit van Ingens, von

denen ich weiter unten erzählen werde, seit langem gut bekannt war, nahm ihn Botha van Ingen bei sich auf. Mir wurde eine denkwürdige Geschichte davon erzählt, wie seine Schwester einmal mit einem jungen, halb gezähmten Tiger eine Zeitlang bei van Ingens gewohnt hatte: Der Tiger wurde in ihrem Betrieb zwischen lauter ausgestopften Trophäen von Wildtieren untergebracht, und die Schwester trainierte täglich mit ihm. Botha überließ John seinen Jeep mit einem „Learner“-Schild (er war erst sechzehn Jahre alt) und unterstützte ihn nach Kräften.

Natürlich lernte ich John kennen, zumal Botha mich zu der Zeit auch oft einlud. Ich zeigte ihm meine Geierschule. Für jemand aus einer Familie von Tigerdompteuren waren ein paar Vögel im Seh-test nichts wirklich Besonderes, aber anscheinend amüsierte ihn meine „Dressurnummer“, jedenfalls zeigte er höfliches Interesse. Er war ein dunkelhaariger, mittelgroßer, kräftiger Bursche und ziemlich selbstbewusst für sein Alter, was wiederum nicht so erstaunlich war, wenn man bedachte, dass ihm sein Vater den Transport und die Betreuung der kostbaren Tiere anvertraut hatte. Wir verbrachten einmal einen amüsanten Nachmittag miteinander. Als er nämlich erfuhr, dass ich noch keinen Führerschein hatte, versuchte er, mir auf einem abgelegenen Gelände am Stadtrand im Jeep Fahrunterricht zu geben. Da er mir jedoch nicht erklären konnte, wieso man die Gänge wechseln musste, stellte ich mich so unglaublich dumm an, dass er aus dem Lachen nicht herauskam. Aus Sorge, an dem fremden Fahrzeug einen Schaden zu verursachen, gab ich die Sache rasch auf.

John hatte Pech, da Herr Meems sich gerade schon bedient hatte mit drei Elefanten vom Zoo und vier aus den Ställen des Maharadschas. Er verhandelte noch mit verschiedenen möglichen Partnern, um andere Tiere zu finden, doch die Kommunikationsmöglich-

keiten waren begrenzt und alles dauerte mühselig lange, denn alle Ferngespräche mussten damals noch über das Amt hergestellt werden. Telegramme waren die einzige schnelle, zuverlässige Verbindung, aber eben mühselig und teuer. Schließlich telegraphierte sein Vater, dass er die Suche aufgeben solle, und John reiste erleichtert zurück nach Afrika.



Saruskraniche

Weihnachtsferien mit Reise nach Coorg

Zu Weihnachten hatte meine Mutter mir Pakete mit Süßigkeiten und kleinen Geschenken geschickt, um die ich gebeten hatte. Ich konnte mich so bei Sharadamma und den Freundinnen erkenntlich zeigen und selber etwas naschen. Während der Ferien fuhren die Studentinnen nach Hause, und die Küche des Studentenwohnheims wurde geschlossen. Ich hatte wunderbare Pläne für diese Zeit. Zunächst siedelte ich für ein paar Tage zu Grace Hostetler über, einer Amerikanerin, die ich vor kurzem kennengelernt hatte und von der ich noch berichten werde. Am ersten Weihnachtstag hatte ich eine nette Einladung zu einer Party, am sechszwanzigsten feierte ich im Zoo mit Krishne Gowda und seinen Freunden meinen fünfundzwanzigsten Geburtstag, dann beschloss ich, ein paar Tage frei zu nehmen. Mein Zodiener Nanja, dem ich zum Fest Stoff für ein Hemd schenkte, fütterte die Geier in meiner Abwesenheit.

Zunächst fuhr ich nach Bangalore zu Marigowdas, deren Töchter mich mit einem bezaubernd geschmückten Weihnachtsbaum erwarteten. Sie hatten sich in einer amerikanischen Zeitschrift informiert, wie so ein Baum aussieht, und freuten sich diebisch über meine Überraschung. Ich war froh, dass ich einige kleine deutsche Geschenke für sie hatte. Das vierjährige, lebhaftes Kind der ältesten Tochter genoss diese Neuigkeit mit so viel Begeisterung und Charme, wie es zu einem Christfest passte.

Anschließend Tage hatten mich meine Freundinnen Kusum und Kanthy aus dem *Maharani's College* nach Coorg eingeladen, einem Bezirk von Karnataka, der früher ein eigenständiges Königreich gewesen ist. Das üppig bewachsene Mittelgebirgsland am Rande der Westghats voller Plantagen für Kaffee und Gewürze, war eine ganz

neue Welt für mich. Im Kontrast zu der überwiegend flachen Gegend bei Mysore mit weiten Horizonten gab es hier eine parkartige, hügelige Landschaft mit gepflegten Grundstücken, die sich hinter blühenden Bougainvillea- und Adventssternhecken versteckten. Auch die Architektur der Häuser war eigentümlich; häufig kamen gestaffelte Doppeldächer vor.

Die Bevölkerung hatte eine eigene Kultur, zu der eine dem Kannada verwandte drawidische Sprache gehörte, das Kodava. Bei den Frauen fiel mir auf, dass sie den Sari auf eine spezielle Weise trugen: Sie arrangierten die Gehfalten am Rücken, während sie üblicherweise vorn sind, so dass bei ihnen das Vorderteil glatt anlag. Den *Pallu*, das Schlusstück mit der Schmuckborte, zogen sie von hinten über die rechte Schulter und befestigten es mit einer Brosche über der Brust, dagegen wurde der *Pallu* bei dem mir bislang bekannten Stil von vorn locker über die linke Schulter geworfen. Die Männer hatten ein Renommée als gute Krieger und bewährten sich beim indischen Militär. Sie wiesen immer wieder voller Stolz auf den aus Coorg stammenden, legendären General Cariappa hin, der im zweiten Weltkrieg unter den Briten gedient hatte und nach der Unabhängigkeit Oberbefehlshaber der indischen Armee geworden war.

Kusums Familie besaß eine Kaffeeplantage, wo ich zum ersten Mal Kaffeesträucher, Betelnusspalmen und Pfefferpflanzen sah. Die Kaffeebüsche erinnerten mich mit ihren dunkelgrünen, festen, glatten Blättern etwas an den Kirschlorbeer, die Arekanuss-Palmen wuchsen mit dünnen Stämmen kerzengerade in die Höhe und trugen erstaunlich kleine Kronen von Palmwedeln, der Pfeffer rankte sich als Liane an Bäumen hoch. Zusätzlich gab es Orangenhaine und für den eigenen Gebrauch üppige Bananen- und Papayapflanzen im Hausgarten.



In Madikeri, dem Hauptort von Coorg

Hinter dem Haus befand sich als typische Einrichtung ein kleines Badehaus. Dort befand ein mit Holz geheizter Lehmziegelherd, in den ein großer Wasserkessel eingebaut war, aus dem man heißes Wasser schöpfen konnte. Durch den Holzrauch hatte die Luft und selbst das Badewasser ein charakteristisches, würziges Aroma. Die lebhaft Kanthy wohnte um die Ecke, und wir sahen uns häufig. Überall wurde ich reizend aufgenommen. Im Gegensatz zu den meisten Hindus, bei denen der Alkoholkonsum verpönt, jedoch trotzdem verbreitet ist, wird in Coorg ohne Umstände getrunken. Als Europäerin musste ich an Alkohol gewöhnt sein, das war ja wohl selbstverständlich; also wurde mir überall eine Auswahl von Spirituosen angeboten, ich sollte mich bloß nicht zieren.

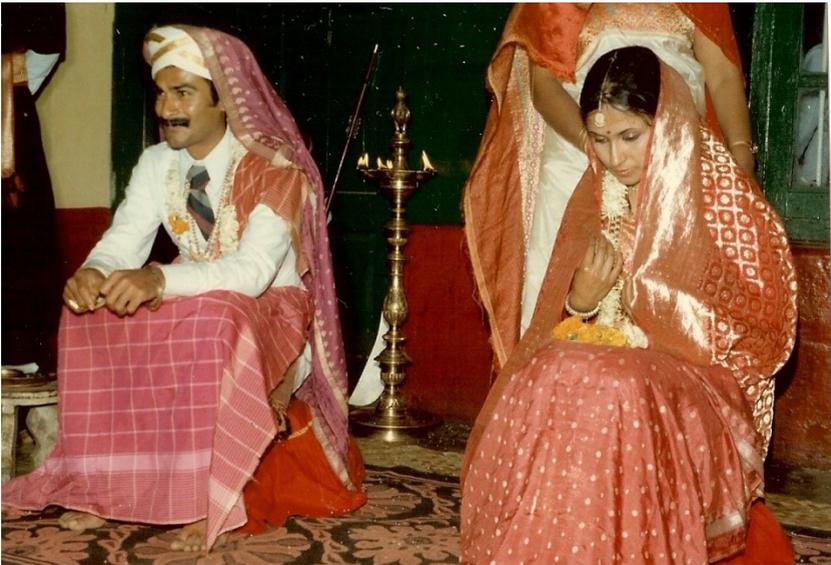
Die Zeit nach der Wintersonnenwende wird als günstig für Hochzeiten angesehen. Die Saison war eröffnet, und so wurden wir

zu einem Hochzeitsfest eingeladen. Am Tag vor der Vermählungszeremonie gab es ein opulentes Essen. Die Gäste saßen in langen Reihen auf dem Hof an Bänken und Tischen. Reis mit Schweinefleisch, das Nationalgericht von Coorg, wurde auf Bananenblättern serviert. Heißes Wasser wurde regelmäßig in Stahlbecher nachgefüllt. Nach dem Hauptgang wusch man sein Blatt durch Übergießen mit dem Trinkwasser, das einfach auf die Erde floss. Nun kam der Nachtisch, ein süßer, halbflüssiger Reibrei. Alle Gäste hielten das Bananenblatt vor sich etwas hoch, nur ich wusste nicht, was mich erwartete, so dass die leckere Speise auf meinem roten guten Rock landete. In dem warmen Klima war das Missgeschick zum Glück nicht schlimm. Ich spülte den Fleck am Wasserhahn aus, und der Rock trocknete schnell. Ich fand übrigens die Idee mit den Bananenblättern recht praktisch: Sie waren hygienisch, der Abwasch entfiel, und um das „Einmalgeschirr“ kümmerten sich Kühe und Ziegen gerne.

Am selben Abend führten junge Männer, in weiß-goldenen Turbanen, schwarzen Mänteln und roten Schärpen, einen kriegerischen Tanz vor. Zwei Gruppen aus den Familien des Brautpaares traten im symbolischen Kampf gegeneinander an. Mit kurzen Schwertern zerschnitten sie dicke Bananenstauden zum Zeichen dafür, dass die Partei des Bräutigams ihre Feinde besiegt hatte, bevor er die Hand seiner Braut gewinnen konnte. Ich hörte, dass die Heiratszeremonien ohne Brahmanen-Priester durchgeführt wurden, welche bei anderen Hindugesellschaften absolut notwendig sind.

Zu dem Empfang am nächsten Tag wurde ich in einen Sari nach einheimischem Stil gewickelt und fühlte mich extrem schick. In einer großen Halle, speziell für prunkvolle Hochzeitsfeierlichkeiten gebaut, begrüßten und segneten die Besucher das junge Ehepaar und beschenkten es mit Geld. Bei über hundert Gästen dauerten die Be-

grüßungen und freudigen Gespräche sehr lange. Zwischendurch ging ich etwas an der frischen Luft spazieren und war stolz, als ich von Passanten im *Coorgese Sari* für eine Angloinderin gehalten wurde. Es ist nämlich nicht ganz leicht, elegant mit einem Sari zu laufen. Bei manchen Westlern sieht es ungeschickt aus, doch ich hatte schon etwas geübt.



Hochzeit in Coorg

Ich hatte über Kanthy die Anfrage erhalten, ob der Zoo einige europäische Ferkel zur Zuchtzwecken abgeben könnte, denn in Coorg wird mit Vorliebe Schweinefleisch gegessen, welches von den meisten anderen Hindus als unrein verschmäht wird. Die indischen Schweine, die in Dörfern und teilweise auch in Städten herumlaufen,

werden höchstens halb so schwer wie die deutschen. Im Zoo von Mysore standen die Besucher daher stundenlang vor dem Schweinegehege und bestaunten die enormen Sauen. Ich konnte die Ferkel vermitteln und wurde zum Dank von Kanthys Nachbarn in die Tibetische Kolonie bei Kushalnagar mitgenommen. Seit der Dalai Lama 1959 vor den Chinesen nach Indien geflüchtet ist, sind ihm viele Landsleute gefolgt, die Indien in großzügiger Weise aufgenommen hat.



Tibetisches Klostertor in Sera

In Karnataka gibt es zwei größere Siedlungsgebiete für die Flüchtlinge. In Coorg leben gegenwärtig mehr als zehntausend Tibe-

ter, wie viele es 1966 waren, weiß ich nicht. Die Tibeter erhielten Waldgebiete, die sie rodeten und bebauten. In Handwerksbetrieben stellten sie ihre charakteristischen Teppiche her. Wir besuchten eine Verwandte des Dalai Lama, die uns salzigen Buttertee anbot, wobei ich fasziniert beobachtete, wie sie das Getränk in einem hohen zylindrischen Gefäß verquirlte, das an ein Butterfass erinnerte. Der Tee schmeckte anders, als wir uns „Tee“ vorstellen, eher wie eine Bouillon. Inzwischen gibt es in der Siedlung mehrere sehr gepflegte Ortschaften, darunter Sera mit wunderschönen, großen Klöstern zur Ausbildung von Mönchen.

Nach den Weihnachtsferien sorgte ein wichtiges politisches Ereignis für Schlagzeilen: Aufgrund der Intervention der Großmächte war der indo-pakistanische Konflikt, der während meiner Schiffsreise nach Bombay begonnen hatte, schon Ende September durch einen Waffenstillstand beendet worden. Im Januar 1966 vermittelte Alexej Kosygin ein Gipfeltreffen zwischen dem indischen Ministerpräsidenten Lal Bahadur Shastri und seinem pakistanischen Kollege Muhammad Ayub Khan in Taschkent. Am 10. Januar unterzeichneten beide einen Friedensvertrag; am Tag darauf starb Shastri an einem Herzinfarkt. Diese Nachricht bewegte alle meine Bekannten ebenso wie die Tatsache, dass am 24. Januar Nehrus Tochter Indira Gandhi neue Premierministerin wurde. Der Friedensvertrag beschwichtigte allerdings nicht die Differenzen um Kaschmir, den Streitapfel zwischen den beiden Ländern, die seit der Staatsgründung bestehen. Auch 1971 und 1999 flammte der Kaschmirkrieg wieder auf; bis heute wurde leider keine Lösung gefunden.

Neue Freunde

Ein großer Glücksfall war die Bekanntschaft mit dem amerikanischen Ehepaar Grace und Ivan Hostetler, die ich zufällig in der Bank sechs Wochen nach meiner Ankunft kennenlernte. Ich hatte die Formalitäten zur Einrichtung eines Kontos immer noch nicht abgeschlossen und wartete bei der üblichen Tasse Kaffee auf den Fortgang der Angelegenheit. Ivan wurde als emeritierter Professor der Universität von North Carolina von der *USAID* an die Mysore-Universität geschickt, um Entwicklungshilfe im *Regional College* zu leisten. Die beiden waren gerade eben in der Stadt angekommen, zusammen mit einem Kollegen aus Delhi, der ihnen bei den ersten Schritten helfen sollte. Der Kollege sprach mich an und vermittelte eine Einladung zu diesen liebenswerten Menschen.

So sehr wie mich alles Indische faszinierte und obwohl ich durchaus die Möglichkeit hatte, in meinem Umfeld Fragen zu stellen und zu diskutieren, genau so sehr fehlte mir jemand aus meinem eigenen Kulturkreis, mit dem ich ohne Umschweife Erlebnisse und Eindrücke besprechen und einfach unbefangen plaudern konnte. In fast unglaublicher Weise waren die beiden mir bald vertraut, ein wenig wie Eltern; sie dagegen bezeichneten mich als ihre deutsche Tochter in Indien. Sie wohnten knapp fünf Minuten vom College-Hostel entfernt im Metropole-Hotel, einem gediegenen Haus, das vom vorigen Maharadscha für seine europäischen Gäste im typischen Kolonialstil erbaut worden war, in einer Suite mit geräumiger Veranda, die einen einzigartigen Blick über die Stadt – und abends auf den Sternhimmel – bot.

Ivan war tagsüber beschäftigt, aber Grace konnte ich schon nachmittags besuchen, wenn ich vom Zoo zurückkam. Schon bei den

ersten Treffen fanden wir viele gemeinsame Interessen: Menschen- und Naturbeobachtungen, Literatur, Weltanschauliches. Ich freute mich, dass ich ihr auch, wenn nötig, meine aktuellen Schwierigkeiten und damit verbundenen Überlegungen darlegen konnte und sie mir mit ihrer großen Lebenserfahrung raten konnte. Dabei war sie aufmerksam und behutsam, beeindruckte mich durch ihren Realismus und eine gute Portion Humor.

Im Gegenzug fragte Grace mich nach Erklärungen für manches, was ihr in Mysore auffiel, denn sie war ebenso neugierig wie ich auf alles, was sie zu sehen bekam. Sie pflegte mir ihre Beobachtungen mitzuteilen, die sie oft mit einem staunenden „chuckle“, einem tiefen, verhaltenen, fröhlichen Lachen begleitete. Was hatten die Menschen an, und was sagte die Kleidung über sie aus? Was bedeuteten ihre Stirnbemalungen? Welche Tätigkeiten führten sie aus, und wozu dienten ihre Geräte und Werkzeuge? Was wurde in den kleinen Läden und von den Straßenhändlern zum Verkauf angeboten? Ich konnte mit einem gewissen Wissensvorsprung schon einiges erklären und wo ich nicht Bescheid wusste, gab ich das gern zu. Genau wie ich hütete Grace sich vor vorschnellen Urteilen sondern wollte erst einmal bloß gut hinschauen.

Mit Ivan verband mich die Liebe zur klassischen Musik. Wir beide genossen es, die Schallplatten, die er mitgebracht hatte, in einer „ordentlichen“ Lautstärke hören, während Grace stets zu großer Rücksicht mahnte, um andere Hotelgäste nicht zu stören. Es war anregend, mit ihm die Probleme zu diskutieren, die sich für amerikanische Entwicklungshelfer ergaben, speziell auch im Kontext seiner Arbeit in der Universität. Dies blieb natürlich „*in the family*“, wobei er mir sicherlich keine kontroversen Punkte preisgab. Umgekehrt fand

ich es hilfreich, meine speziellen Probleme und Eindrücke „*in the family*“ mit Ivan und Grace zu besprechen.

Die frühen Abende eigneten sich ausgezeichnet, um von der breiten Veranda die Vogelschwärme zu beobachten, die durch das weite Himmelsrund zu ihren Schlafbäumen flogen. Man sah Wolken weißer Reiher, lange Ketten von Ibissen oder Gruppen pfeilschneller Sittiche. Viele Vögel in Indien haben die Angewohnheit, sich zum Übernachten zu versammeln. Im Krankenhausgelände mitten im geschäftigen Zentrum entdeckte ich eines Abends einen Riesenbaum voller weißer Reiher. Die Mynas, eine häufige Starenart, trafen sich in den hohen, alten Bäumen am Wohnheim und verursachten, ähnlich wie unsere Stare, wenn sie sich im Herbst zusammenfinden, viel Krach.

Wenn es ab ungefähr sechs Uhr dunkelte, holte Grace ein ausgezeichnetes Buch hervor, mit dessen Hilfe wir anfangen, den Sternhimmel zu mustern und uns die Konstellationen herauszupicken: Ausgehend vom Sternbild Orion – Betelgeuze hat eine amüsante englische Aussprache (es klingt wie „Käfersaft“) – erschlossen sich uns der Große Hund mit Sirius, der Kleine Hund, der Hase, dann der Stier mit Aldebaran, den Plejaden und Hyaden, die Zwillinge mit Castor und Pollux, der Löwe mit Regulus und Denebola, die Jungfrau mit Spica sowie weitere Konstellationen und Sternkreiszeichen. Eines Abends erspähten wir, schwach zwar, sogar das berühmte Kreuz des Südens. Wir hatten viel Spaß am Sternegucken, es war absolut faszinierend! Während der Wintermonate war die Luft klar und trocken, auch störte die damals noch geringe Lichtverschmutzung durch die nahe Stadt kaum. Mit Beginn der Monsunzeit verschlechterten sich die Bedingungen für unsere Liebhaberei, und da ich zu der Zeit aus

dem *Maharani's College Hostel* auszog, konnte ich nun nicht mehr so häufig mit Grace den Nachthimmel betrachten.

Es war mir peinlich, dass ich immer zum Abendessen eingeladen wurde, wenn ich zu der Zeit da war, wenn meine Freunde in den Speisesaal des Hotels hinuntergingen. Daher bemühte ich mich, entweder rechtzeitig vorher zum Heim zurückzukehren oder erst nach dem Dinner zu erscheinen. Doch spät abends lohnte der Besuch nicht mehr richtig, und vor dem Dinner hatten Grace und Ivan eine raffinierte Art, mich in Gespräche zu verwickeln. Es war mir klar, dass es ihnen finanziell wenig ausmachte, mein Essen mit zu bezahlen, aber ich wäre den Einladungen lieber gefolgt, wenn Grace selber gekocht hätte. Eine Lösung war, vor meinem Besuch etwas zu essen und sie nur zum Tee und vielleicht einem Nachtsch mit in den Speisesaal zu begleiten.

Ivan hatte für seine Arbeit einen Chauffeur zur Verfügung sowie einen Sekretär, der als Dolmetscher diente und ihn allgemein unterstützte. Eines Abends luden Hostetlers mich zusammen mit den beiden jungen Männern zum Dinner ins Hotel ein, um sich bei ihnen für ihre gute Zusammenarbeit zu bedanken. Der ohne Zweifel hochintelligente Sekretär kam mit Messer und Gabel nicht zurecht, was ihm sichtlich peinlich war. Ich zeigte ihm unauffällig, dass man mit einem Stück Brot nachhelfen kann, das Essen auf die Gabel zu schieben, und so ging es etwas besser. Dagegen hatte der Fahrer, ein Mann der Praxis, mit dem Besteck keine Probleme. Die Inder essen normalerweise mit den Fingern der rechten Hand, und gerade die konservativen, guten Familien kämen nicht ohne weiteres auf die Idee, einmal mit Tafelbesteck zu üben. Ich passte mich gern bei Einladungen in indischen Haushalten an, aber häufig wurde mir ein Löffel angeboten.



Mit Hostetlers 1975 in North Carolina

Über Grace und Ivan lernte ich weitere Amerikaner kennen, allein es entstand nicht noch einmal eine solche Sympathie. Sie hatten eine außergewöhnlich freundliche, bescheidene Art, mit Menschen umzugehen. Etwa ein Vierteljahr vor Beendigung ihrer Periode in Mysore kam als Ablösung ein neues Ehepaar im Hotel an, Ruth und Will. Grace freute sich über die Gesellschaft von Ruth und Ivan darüber, dass er Will in Ruhe als seinen Nachfolger einarbeiten konnte.

Indes hatte Will eine ganz andere Einstellung zu Indien und den Indern, sah nur, was nicht klappte und seinen Vorstellungen

nicht entsprach, war arrogant und eingebildet. Eines Tages waren alle zu einem Fest im *Regional College* eingeladen. Grace fragte mich, ob ich Lust hätte mitzukommen, es könnte sehr nett werden. Will wandte sich scherzend an mich: „*We'll eat their garbage*“. Nichtsahnend lachte ich mit. Grace wurde ernst, nahm mich zur Seite und fragte, ob ich wisse, was er gesagt hätte. Das Wort *garbage* (Abfall) war mir bis dahin unbekannt, und ich ärgerte mich über die Unverschämtheit dieser Bemerkung, denn in allen Kulturen ist die Nahrung etwas Kostbares, das man nicht verspotten sollte. Die Inder hatten manchmal den Eindruck, dass die Amerikaner sie überheblich betrachteten. Wahrscheinlich haben Menschen, die aus einer stark technisierten Welt kommen, größere Probleme, die Lebensumstände in der fundamental agrarischen, teilweise noch feudalen Gesellschaft zu verstehen, und bemerken daher bloß die Rückständigkeit. Zum Glück gehörten die taktvollen, aufgeschlossenen Hostetlers nicht zu dieser Kategorie.

Ich freute mich, durch meine Freunde vier *Peace Corps*-Volontäre kennenzulernen, die zunächst in Mysore Kannada lernten, um anschließend in umliegenden Ortschaften insgesamt zwei Jahre lang Entwicklungshilfe zu leisten. Es handelt sich um ein staatliches Programm mit jungen Freiwilligen, das zum Verständnis amerikanischer Kultur im Ausland beitragen soll und umgekehrt Amerikaner mit den Kulturen anderer Länder in Kontakt bringt. Die Arbeit, typisch von Menschen mit einem College-Abschluss geleistet, hat soziale und wirtschaftliche Entwicklung zum Ziel. Die Organisation ist auch heute noch weltweit tätig, nur nicht mehr in Indien.

Zwei junge Frauen begannen in einem Nachbarstädtchen ein Projekt mit Hühnerzucht. Das zweite Paar, Ann und Chip, zog auf ein abgelegenes Dorf, wo ich sie einmal besuchen konnte. Sie mussten

ohne Strom leben; auf der Einladungskarte an mich hatte Ann beschrieben, wie lächerlich ihr Ventilator auf den Umzugsgut gethront hatte. Die beiden hatten ein traditionelles Bauernhaus bezogen, das um einen kleinen Hof herum gebaut war. Der offene Mittelraum war mit einem Drahtgitter abgedeckt, durch das die Affen neugierig herunterschauten, ja, einer versuchte sogar die Dachziegel in ihrer Küche abzudecken, angelockt vom Geruch des brutzelnden Essens. Ann und Chip bauten gemeinsam mit den Dorfbewohnern den Dorfbrunnen so um, dass Schmutzwasser nicht mehr hineinlaufen konnte. Da das Vieh in Brunnennähe getränkt wurde, stellte das ablaufende Wasser ein bedenkliches Krankheitsrisiko dar.

Abends hatte ich ein Erlebnis, das die Lebensumstände der Bauern veranschaulichte. Es ertönte großes Geschrei: „Ani“ (Elefant), und die Leute eilten mit Töpfen und anderem „Schlagzeug“ zu den Feldern, um mit Lärm einen Elefanten zu vertreiben, der aus den nahen Urwäldern aufgekreuzt war. Meine Reaktion war ambivalent; auf den spontanen Gedanken, wie großartig es war, einen wilden Elefanten in einem abgelegenen Dorf zu erleben, folgte sogleich Mitgefühl mit den Menschen, deren einziges Mittel zum Schutz ihrer Ernte darin bestand, den Eindringling mit großem Getöse abzuwehren. Glücklicherweise wirkte die Methode, der Elefant zog ab.

Das Dorfleben mit seinen verschiedenen Facetten hautnah zu erfahren, Probleme zu erkennen und in einigen Fällen helfen zu können, das war eine einzigartige Erfahrung für Ann und Chip, anders als meine, aber zweifellos ebenso prägend.

Universität und Teresian College

Um Fachliteratur zu finden, nahm ich Kontakt zum *Centre for Postgraduate Studies Manasagangothri* an der Universität auf. Die dortigen Zoologen waren freundlich, hatten jedoch vollkommen andere Spezialgebiete, und die Fernleihe war schwierig. Ein paarmal konnte ich mir in den *Zoological Abstracts* Kurzfassungen von relevanten Publikationen heraussuchen und Einzelheiten notieren.

Am Zentrum gab es einen Club für ausländische Studenten, zu dem ich bald eingeladen wurde. Da der Campus weit entfernt war, verspürte ich wenig Lust, meine Freizeit bei den Treffen im Club zu verbringen. Offenbar ging es den anderen ausländischen Studenten ähnlich, denn häufig kamen sie auch nicht. Zwei philippinische Mädchen, die am *Central Food Technology Research Institute (CFTRI)* studierten, einer renommierten Einrichtung, die sich mit grundsätzlichen Fragen der Versorgung, Verarbeitung und hygienisch-toxikologischen Sicherheit von Lebensmitteln beschäftigte, fand ich sympathisch und ihre Fachthemen interessierten mich. Doch da sie zu zweit waren, waren sie sich selber genug, und eigentlich war ich schon durch meine indischen und amerikanischen Freunde ausreichend mit netter Gesellschaft versorgt.

Eines Tages organisierte die Universität für den Club einen Tagesausflug zu bedeutenden Kulturdenkmälern in der weiteren Umgebung von Mysore. Das Programm war sehr dicht gepackt mit Beispielen der hinduistischen und Jainistischen Traditionen. Zu der Zeit hatte ich noch keine Kenntnis von der Religion der Jains, die offenbar noch älter als der philosophisch nahestehende Buddhismus ist, und über den Hinduismus wusste ich im Grunde nur, dass es sich um die in Indien vorherrschende Religion handelte – was der ursprünglichen

Definition im Altertum entsprach, dass Hindus Leute waren, die in Indien lebten und ihre eigene Religion hatten.



Hoysalatemple in Belur

Als erstes ging es zu einem jainistischen Heiligtum in Sravanabelagola (10. Jh.) hoch auf dem Granitberg Indrabetta, das ich später noch einmal in Ruhe besuchen konnte. Die siebzehn Meter hohe, aus einem einzigen Felsblock gehauene Statue eines meditierenden Heiligen berührte über ihre wuchtige Größe hinaus durch ihre meditative Ausstrahlung.

Weitere Glanzlichter waren die beiden hinduistischen Hoysala-Tempelkomplexe von Belur und Halebid (11. und 12. Jh.). Die reiche Mythologie der an den Tempelaußenseiten wunderbar skulptierten Gottheiten war mir noch unbekannt. Aber ich konnte die außer-

ordentliche Könnerschaft der Skulpteure würdigen, die in manieristischer Weise die feinsten Details in Speckstein herausgearbeitet hatten; dabei sollen auch Elfenbeinschnitzer beteiligt gewesen sein. In Belur bezauberten mich vor allem die prachtvoll geschmückten Tänzerinnen und Musikerinnen, die an schrägen Säulen unter dem Dach schwebten. Jede einzelne wurde in einer eigenen Pose gezeigt: Eine schlug ein Saiteninstrument an, eine andere betrachtete sich im Spiegel, eine weitere trug einen Sittich auf der Hand, und eine Artistin führte einen komplizierten Schritt vor, während zu ihren Füßen kleine Trommler und ein Flötist Rhythmus und Melodien beisteuerten. Es war ein lohnender erster Einblick in die indische Hochkultur, für den ich sehr dankbar war.

Im Dezember 1965 stattete der Staatspräsident S. Radhakrishnan der Universität zur Eröffnung einer Bibliothek einen Besuch ab. Die ausländischen Studenten sollten ihm vorgestellt werden, und obwohl ich offiziell mit der Universität nichts zu tun hatte, wurde ich ausgewählt, dem Staatsoberhaupt einen Blumenstrauß zu überreichen. Der zerbrechlich wirkende, siebenundsiebzig Jahre alte Herr hielt eine herzerwärmende Rede, die sich deutlich abhob von den üblichen Beiträgen zu solchen offiziellen Veranstaltungen. Ich bin heute noch auf die Begegnung mit dem in Indien hochverehrten Gelehrten und Philosophen stolz. Radhakrishnan hat durch seine Schriften über die indische Philosophie östliche und westliche Gelehrte und Denker inspiriert, indem er die alten Überlieferungen – Veden, Upanishaden und Epen – ausführlich behandelt, interpretiert und kommentiert hat. Er hat nicht nur ihre Bedeutung für die indischen Religionen Hinduismus, Jainismus und Buddhismus erläutert sondern auch einen Bezug hergestellt zu westlichen philosophischen Denkern wie Kant, Hegel, Hume. Mit seinem Standardwerk *Indian Philosophy*

habe ich mich später befasst, um meine Kenntnisse über die indischen Religionen zu vertiefen.

Der Rektor (*Vice-Chancellor*) der Universität lud mich eines Tages zu einem Gespräch in sein Büro ein. Da sein Sohn eine Ausbildung in Deutschland beginnen wollte, bat er mich, seiner Schwiegertochter Deutschunterricht zu geben. Am liebsten sei es ihm, wenn ich auch im College Sprachunterricht halten könnte. Ich sagte, dass ich gern die Privatstunden geben würde, mich aber in meinem Fachgebiet besser auskennen würde. Außerdem fehlte mir relevantes Unterrichtsmaterial. Ich versuchte, dem Mädchen einige Grundkenntnisse zu vermitteln, das junge Ehepaar reiste indes schon bald ab. Zur Frage der Bezahlung hatte ich mir überlegt, entweder einen guten Preis zu fordern oder gar nichts. Ich entschied mich für die zweite Alternative, dafür wurde ich ein paarmal zum Essen in der Familie eingeladen und bekam zum Abschluss eine kleine Geldsumme.

Nach der Abreise seiner Kinder hörte ich lange nichts mehr vom *Vice-Chancellor*. Vier bis fünf Monate später wurde ich zu ihm gerufen. Ich hätte Interesse geäußert, in meinem Fach zu unterrichten; ob ich Lust hätte, eine halbe Stelle als Zoologiedozentin am *Teresian College for Women* zu übernehmen. Dieses College, das von katholischen Schwestern aus Kerala geleitet wird, war im Aufbau und sollte gerade die erste Gruppe von Studentinnen zum Bachelor führen. Ich versprach, mir das Angebot zu überlegen, und nahm schließlich an. Meine Experimente konnte ich weiterhin morgens durchführen, so dass ich nachmittags Zeit für den Unterricht hatte. Zudem befürchtete ich allmählich, dass ich deutlich mehr Zeit benötigen würde als ursprünglich gedacht, um meine Versuche erfolgreich abzuschließen, und dass es mir zum Schluss nicht gelingen würde, meine Dissertation in dem für das Stipendium geplanten Zeitraum fertig-

zustellen. Daher bat ich die Studienstiftung, einige Monate mit dem Stipendium auszusetzen, damit ich anschließend zu Hause in Ruhe schreiben konnte, zumal mir in Mysore die relevante Literatur fehlte. Auch konnte die Unterrichtserfahrung für mich nützlich sein.

Nach dem Placet aus Deutschland meldete ich mich bei den freundlichen KarmeliterSchwestern der Teresa von Avila. Das Kollegium war neben den fünf aus dem Bundesstaat Kerala stammenden Nonnen, die vor allem für die Verwaltungsaufgaben verantwortlich waren, zu etwa gleichen Teilen aus Christen und Hindus zusammengesetzt. Die meisten Studentinnen waren Hindus. Es gab auch einige Christinnen, und mir fiel eine deutliche Anzahl von muslimischen Mädchen auf. Möglicherweise fühlten diese sich bei den katholischen Schwestern wohler als in einem staatlichen College, wo die meisten Dozenten, Dozentinnen und Studentinnen hinduistischen Glaubens waren. Die Studentinnen im ersten Jahr für den *Bachelor of Science* sollte ich in zehn Wochenstunden in die Systematik der wirbellosen Tiere einführen, dazu wurde ein Praktikum mit Hilfe einer Kollegin durchgeführt. Bei der Abschlussklasse standen Tiergeographie, Ökologie und Evolutionslehre mit weniger Stunden auf dem Lehrplan. Für alle diese Fächer gab es gute amerikanische Lehrbücher in der Bibliothek, aus denen ich das Material zusammenstellen konnte.

Das College bot mir auch eine Unterkunft an, denn es lag ein ganzes Stück außerhalb der Stadt. Es handelte sich um ein Zimmer, das nur durch einen Klassenraum zu erreichen war, so dass ich mich nach dem Stundenplan richten musste, wenn ich mich tagsüber einmal zurückziehen wollte. Verglichen mit den anderen Dozentinnen, die in einem Schlafsaal untergebracht waren, hatte ich dennoch Glück. Denen schien der Mangel an Privatsphäre wenig auszumachen, sie gluckten ständig zusammen. Sie waren in engen Familienverbänden aufgewachsen und daran gewöhnt, dass ständig Angehörige in der Nähe waren.



Teresian College Mysore

Zu Beginn bekam ich eine Hilfe für technische Angelegenheiten: Mary Hope war, wahrscheinlich als Waise, im Kloster aufgewachsen und hatte ihren Bachelor in einem anderen christlichen College in Mysore erworben. Nun hatte sie einen Posten in diesem College. Es gab hier noch drei weitere kleine, von den Nonnen aufgenommene Kinder, ein bis drei Jahre alt. Besonders die Kleinste wurde abends im Zimmer der Dozentinnen von Arm zu Arm gereicht und geknuddelt, bis sie müde war und ins Bett gebracht wurde. Das war oft erst um halb zehn, doch indische Kinder kommen oft nicht früh zu Bett.

Die Arbeit mit den Studentinnen machte mir ausgesprochen Spaß. Ich glaube, niemand hätte mit ihnen je Disziplinschwierigkeiten haben können. Das „*Good afternoon, Miss; yes, Miss, no, Miss*“ amü-

sierte mich, rührend, aber durchaus angemessen fand ich das „*Thank you, Miss!*“ am Ende der Stunden. Sie erwarteten, dass ich ihnen alles, was sie wissen sollten, diktierte bzw. an die Tafel schrieb, eine reine Vorlesung genügte nicht. Es gab keine Lehrbücher für sie, so musste ich ihnen die Lehrbücher bereiten. Sie waren es gewöhnt, viel auswendig zu lernen, doch ich wollte sie auch zum Mitdenken und Nachdenken führen.

Leider fand ich den Unterricht der knapp zwanzig Schülerinnen des dritten Jahrganges in dieser Hinsicht unbefriedigend, da sie ziemlich passiv und schwerfällig waren. Sie schauten mich zwar freundlich an, aber auf meine Fragen erhielt ich selten durchdachte Antworten. Dialoge waren sie nicht gewöhnt, und sie schienen überfordert mit meiner Methode, den Lehrstoff ausführlich abzuleiten und zu erklären. Eine erfreuliche Ausnahme bildeten zwei Studentinnen, die sich bemühten mitzudenken. Die anderen Dozentinnen bestätigten, dass man hier keine großen geistigen Leistungen erwarten konnte, aber die Mädchen seien doch alle sehr nett, und die sozialen Fähigkeiten seien ebenso wichtig. Dem konnte ich aufrichtig zustimmen, denn lieb und umgänglich waren sie ja. Im Laufe des akademischen Jahres konnte ich dann die unterschiedlichen Persönlichkeiten der Studentinnen immer besser würdigen: Da war die quirlige Susan mit ihren aufgebauschten Locken, die strebsame, stets liebenswürdig lächelnde Hema, die ausgeglichene, aufmerksame Sheela, ihre unzertrennliche Freundin Chondamma, die noch kindlich wirkende Nusrath mit ihren zwei langen Schulmädchenzöpfen; letztlich mochte ich sie alle.

Mehr Glück hatte ich mit den ungefähr doppelt so vielen sechzehn- bis neunzehnjährigen Studentinnen, die gerade mit dem College anfangen. Sie waren nicht nur angenehm im Umgang sondern

auch interessiert und aufmerksam. Es gab in der Klasse sogar zwei Hochbegabte, die mich mit ihrer raschen Auffassungsgabe und guten Ausdrucksfähigkeit stets erneut überraschten: Das waren Jayashree, die eher ernsthafte Tochter des Tierarztes, und die lustige Shoba, der anscheinend alles zufiel. Einige der Mädchen kämpften mit dem Problem, dass sie in ihren Schulen lediglich in der Landessprache Kannada unterrichtet worden waren und Englisch allein als Fremdsprache gelernt hatten. Nun mussten sie sich den gesamten neuen Stoff auf Englisch aneignen, eine beachtliche Leistung! Die ziemlich dunkelhäutige und auf den ersten Blick nicht besonders anziehende Kamala gehörte zu ihnen. Sie gewann meine Zuneigung durch ihre warme Ausstrahlung. Insgesamt fand ich alle sympathisch und bemühte mich um eine gleichmäßige, wohlwollende Behandlung. Ich empfahl den Schülerinnen, sich gegenseitig zu helfen, was zur Folge hatte, dass einmal drei identische Hausaufgaben abgegeben wurden. Es stellte sich heraus, dass der Text von Shoba stammte, die für ihren eigenen Aufsatz erstaunlicherweise noch andere Formulierungen gefunden hatte. Insgesamt arbeiteten alle fleißig mit und schienen meine Erläuterungen gut zu verstehen. Mit meinen freien Bemerkungen ertete ich ab und zu Heiterkeitsausbrüche, die ich übergang.

Nach dem Unterricht und in den Pausen kamen die Mädchen regelmäßig zu mir, um mich über das Leben in Deutschland und zu allen möglichen anderen Themen auszufragen oder mit mir Lieder zu singen. Für mich war es eine schöne Gelegenheit, mich an zu Hause zu erinnern, von Dingen zu sprechen, die mir lieb und wichtig waren, und gleichzeitig den gar nicht so viel jüngeren Menschen einen möglichst differenzierten Eindruck zu verschaffen, wie man bei uns im „Westen“ lebte, welche Probleme wir hatten, mit welchen Themen wir uns befassten. Durch die persönlichen Erzählungen entstand über

die rein sachliche Informationsvermittlung hinaus auch ein emotionaler Zugang zu den angesprochenen Themengebieten. Für mich war die Offenheit und Zuneigung, die mir die Studentinnen entgegenbrachten, beglückend. Wenn ich nicht mehr weiter wusste bei ihrer unerschöpflichen Wissbegier, halfen ein oder zwei deutsche Volkslieder, um sie zufrieden zu stellen, denn traditionell genoss die Beschäftigung mit Musik eine hohe Wertschätzung, und eine gute Singstimme oder eine Ausbildung in klassischem Tanz wurden für junge Indierinnen in Heiratsannoncen als positives Merkmal vermerkt.



Mit Studentinnen des 3. Jahrgangs

In vielerlei Hinsicht waren die jungen Mädchen noch relativ kindlich, denn sie waren sehr behütet aufgewachsen. Die Bewohnerinnen des Internats kamen alle vom Lande oder aus kleinen Ortschaften und hatten nur einen begrenzten Erfahrungsschatz. Es war klar, dass die allermeisten ihre Studien mit dem Bachelor abschließen und bald nach dem Examen verheiratet werden würden. Die Mädchen erwarteten – damals wie heute – von den Eltern arrangierte Ehen. Eine höhere Bildung wurde als zusätzliche Qualifikation angesehen, um einen guten, vielleicht sogar begüterten Ehemann zu finden. Heute geht die Tendenz auch für die Mädchen etwas stärker als damals in Richtung Postgraduiertenstudium oder Erwerbsarbeit, wobei beides in der Regel entweder die weiterhin übliche, oft ruinös hohe Mitgift günstig beeinflusst oder aber die jungen Frauen sich im Beruf selber die benötigte Mitgift für die Heirat zusammensparen. Offiziell ist die Mitgift verboten, doch hat sie sich so eingebürgert, dass sich um eine geschäftliche Transaktion handelt, mit der der Bräutigam regelrecht eingekauft wird.

Abends fuhr ein Collegebus die aus der Stadt kommenden Studentinnen zurück zum Zentrum. Diesen Bus benutzte ich später auch regelmäßig. Die Nonne, die uns begleitete, schlug beim Einsteigen immer ein Kreuz und betete für eine sichere Fahrt. Als ich dies zum ersten Mal erlebte, fragte ich mich, ob der Verkehr als so gefährlich eingeschätzt würde, dass Unfälle nur durch Gebete verhindert werden konnten. Tatsächlich war der Straßenverkehr in Mysore ziemlich chaotisch, die Landstraße voller Löcher und der Bus alt und klapperig; daher erschien der geistliche Segen wohl angebracht. Wenn die Studentinnen nach und nach ausstiegen, warfen einige der muslimischen Mädchen ein leichtes Tuch über den Kopf, bevor sie in ihr heimisches Viertel einbogen.

Neue Perspektiven

Eine unvorhergesehene Entwicklung, durch die sich mein räumlicher und persönlicher Radius noch einmal bedeutend erweiterte, ergab sich im Frühjahr. Mit Hilfe der Menschen in den Colleges und im Zoo hatte ich vielfältige Eindrücke vom indischen Alltag und dem akademischen Leben gewonnen und durch die amerikanischen Bekannten wurden zusätzliche Facetten beigeleitet. Ich fand mich in Mysore gut zurecht und fühlte mich wohl. Doch nun bekam nun mein Indienaufenthalt durch neue, wichtige Freunde weitere wertvolle Impulse.

Meine Eltern hatten während der Reisevorbereitungen auf verschlungenen Wegen von der Frau eines Professors am Südasieninstitut in Heidelberg gehört, die sich regelmäßig in Mysore aufhalten sollte, weil sie mit dem Maharadscha befreundet sei. Diese Dame, Frau Schiller, hatte mir die Adresse einer Familie Irani mitgeteilt, zu der ich bald Kontakt aufnahm. Sheila Irani war Christin, ihr Mann Faruk Parse. Die ursprünglich persische Volksgruppe der Parsen, die im achten Jahrhundert nach der Islamisierung Persiens nach Indien geflüchtet war, praktiziert eine zoroastrische Religion. Die indischen Parsen sind häufig erfolgreiche Geschäftsleute. Faruk war wohlhabender Besitzer einer Moped- und einer Spirituosenfabrik. Iranis luden mich liebenswürdig ein paarmal zu Partys ein, beispielsweise am Weihnachtstag, zusammen mit Angehörigen der indischen Luftwaffe, welche damals noch in Mysore ein Standquartier hatte. Sonst gab es wenige Anknüpfungspunkte, und wir sahen uns nur selten.

Eines Tages rief Sheila im Zoo an und teilte mir mit, dass Frau Schiller eingetroffen sei und in dem kleinen Palast *Vasantha Mahal* unweit meines Versuchsgeländes wohne. Ich telefonierte mit ihr und

verabredete ein Treffen, bei dem sie mich fragte, ob ich denn schon die van Ingens kennengelernt hätte. Es handele sich trotz des holländisch klingenden Namens um eine englischsprachige Familie, die nach der indischen Unabhängigkeit in Indien geblieben sei, da sie eine berühmte Tierpräparationswerkstatt betriebe; dort würden alle Trophäen der indischen Fürsten hergestellt. Der Betrieb sei für mich sicherlich hochinteressant, und van Ingens würden bestimmt gern eine junge deutsche Zoologin begrüßen. Außerdem besäßen sie eine große Kaffeeplantage in den Bergen, die ich vielleicht auch einmal besuchen könnte. Ich solle diese freundlichen Menschen doch einmal mit einem schönen Gruß von ihr anrufen.

Ich ließ die Sache zunächst auf sich beruhen. Umso überraschter war ich, als eine Woche später ein älterer Herr im Jeep auf meinem Versuchsgelände erschien. „*I'm Botha van Ingen. Mrs. Schiller has told me all about you*“. Ob ich nicht Lust hätte, nachmittags mit ihm nach Bangalore zu fahren, wo er einiges zu erledigen habe. Verblüfft sagte ich zu, ihn am nächsten Tag nach Beendigung meiner Arbeit zu begleiten.

Botha van Ingen war ein guter Unterhalter, unser Ausflug bot mir neue Eindrücke von Bangalore, der betriebsamen Hauptstadt von Karnataka, deren Zentrum mit bemerkenswerten kolonialen Bauten – Kirchen, Regierungsgebäuden, Museen, weiträumigen Parks und Alleen – den britischen Einfluss nicht verleugnen konnte. Dort war der Verkehr „indisch großstädtisch“, nämlich dermaßen schnell und chaotisch, dass die Fußgänger wie flüchtende Hasen über die Straßen springen mussten, wenn sie von einer Seite auf die andere wechseln wollten. Begeistert war ich von der gut sortierten Buchhandlung Higginbothams auf Mahatma Gandhi Road, in die Botha mich führte. Die

MG Road, wie sie abgekürzt wird, ist die wichtigste Geschäftsstraße von Bangalore; heute fährt hoch über ihr eine moderne Metrobahn.

Nach Rückkehr aus der Metropole machte er mich mit seinen Brüdern De Wet und Joubert bekannt, bei denen wir zu Abend aßen. Ich war von ihrem traditionellen Haus beeindruckt, das im Mittelflur eine regelrechte Trophäensammlung und Fotoausstellung enthielt, mehr aber noch von den drei charmanten, älteren Herren, die sich als fantastische Gastgeber erwiesen. Sie hatten spannende Geschichten und Anekdoten zu erzählen und hörten mir gleichzeitig aufmerksam zu.

Bald konnte ich van Ingens Betrieb besichtigen, wo gut dreißig Beschäftigte an verschiedenen Tieren arbeiteten: Tiger, Leoparden und Bären wurden als Vollskulptur oder nur mit Kopf und Fell zurechtgemacht, von wilden Büffeln, Hirschen und ähnlichen Tieren wurde meistens allein der Kopf präpariert. An den Sonntagen wurde ich nun oft zu Ausfahrten aufs Land abgeholt oder zum Abendessen eingeladen und anschließend zurück zum College-Wohnheim gebracht. Die beiden Junggesellen De Wet und Joubert bewohnten das alte Familienhaus im Kolonialstil mit einem abgestuften Ziegeldach, „*Bissal Munti* (Heißer Felsen)“ genannt. Botha, dessen Frau sich gerade in den USA aufhielt, hatte sich einen modernen, flachen Bungalow „*The Land*“ gebaut, den man vom anderen Haus zu Fuß in knapp zehn Minuten erreichen konnte. Beide Häuser waren von großen Grundstücken mit prächtigen, alten Bäumen und Büschen umgeben. Die Brüder waren sehr aufgeschlossen und freuten sich derart über Besuch, dass jeweils der erste, der einen interessanten Fremden traf, ihn gleich zu „*pot-luck*“, einem informellen Essen, einlud, gelegentlich zusammen mit den Brüdern. Ich profitierte von diesem Wettbewerb und ließ mich von allen etwas verwöhnen. Es kam auch immer wie-

der vor, dass Freunde von Freunden oder Verwandten auf ihrer Indienreise bei meinen Gastgebern hereinschneiten und mit großer Selbstverständlichkeit beherbergt und bewirtet wurden. Insofern war ich kein wirklicher Sonderfall.

Ein entsprechendes Erlebnis hatte ich, als mich ein Doktorand aus Cambridge namens Brian Bertram anschrieb und mir mitteilte, dass er auf seiner Reise durch Südindien in Mysore Halt machen würde und mich gern treffen würde; meine Adresse kannte er über die *Bombay Natural Society*. Ich erwartete an dem angegebenen Tag gespannt seinen Anruf, als am Wohnheim van Ingens Fahrer auftauchte, um mich zum Abendessen abzuholen; sie hätten einen englischen Besucher, der sich natürlich als „mein Gast“ entpuppte. Brian war mit dem Jeep in den indischen Urwäldern unterwegs und untersuchte die Lautentwicklung von Beos, einer Starenart, die dafür bekannt ist, dass sie in einem bestimmten Alter die verschiedensten Töne und Wörter lernen kann. Ich kannte diesen Vogel aus dem Osnabrücker Tiergarten; er sprach wie eine Ansagerstimme im Radio und konnte auch eine Melodie pfeifen. Zufälligerweise hatte Brian seine letzten Studien an den südindischen Beos auf der Farm von Kruger, dem vierten van Ingen, durchgeführt, der wie seine Brüder ein guter Gastgeber war.

Wir verbrachten einen entspannten Sonntag mit einem Bad im *Krishnarajasagar*, dem riesigen Stausee unweit von Mysore, und erkundeten den versunkenen Tempel eines untergegangenen Dorfes, der wegen des in diesem Jahr ausgesprochen niedrigen Wasserstandes aus dem Schlamm hervorschaute. Ganze vierzig Dörfer sollten damals überschwemmt worden sein, von deren Überresten man normalerweise nichts zu sehen bekam. Außerdem fiel in dieses Wochenende der Empfang zur Hochzeit der Nichte des Maharadschas.

Über Frau Schiller erhielt ich eine Einladung, zu der ich Brian mitnehmen konnte, der sich beeindruckt von meinen sozialen Verbindungen zeigte. Mit diesem netten Zoologen, der später in der unter anderem Serengeti arbeitete, bin ich noch bis heute in Kontakt.

Inzwischen hatte ich meine Arbeit im Teresian College aufgenommen. Von dort war es unbequemer und zeitraubend, zum Zoo zu gelangen. Die Übersiedelung in das neue College und die Unterrichtsvorbereitungen erforderten einen intensiven Einsatz, den ich zwar als stimulierend, aber gleichzeitig als belastend empfand. Auch die Arbeit mit den Geiern lief nicht immer glatt. Einer der Lappengeier, von Anfang an ängstlich, weigerte sich, weiter an den Tests mitzumachen, und musste wieder vorsichtig gezähmt werden – mit ungewissem Ergebnis. Dazu hatte die Monsunzeit eingesetzt. Wie meine indischen Bekannten war ich erleichtert, als der Monsun begann, und feierte die ersten heftigen Regengüsse, die mich in Sekundenschnelle bis auf die Haut durchnässten, mit einem Freudentanz. Aber die Bedingungen für meine Versuche wurden schwierig: Manchmal goss es, an anderen Tagen schwankten die Beleuchtungswerte ständig, so dass ich deshalb den Vögeln lediglich die an die dunkleren Phasen angepassten gröberen Raster präsentieren konnte, deren Beherrschung sie bereits nachgewiesen hatten. Ich musste jedoch unabhängig vom Wetter täglich mit ihnen arbeiten, damit sie ihre Aufgabe nicht verlernten. Es war eine ziemlich schwierige Zeit für mich.

Nun wurde ich von De Wet und Joubert eingeladen, zu ihnen überzusiedeln. Zunächst zögerte ich, denn ich wusste nicht, ob unsere angenehme, unkomplizierte Beziehung sich nicht ungünstig verändern würde, wenn ich im Hause wohnte. Bei aller Sympathie waren es doch Fremde, und mein Aufenthalt würde sich noch über mehrere Monate hinziehen. Konnte ich denn überhaupt einschätzen, welche

Belastung meine Betreuung für sie bedeutete? Ich zögerte auch, weil mir das Angebot fast zu attraktiv erschien, denn ich befürchtete, dass ich bei meinen Schwierigkeiten zu schnell die bequemste Lösung akzeptieren könnte, ohne mich erst einmal gehörig anzustrengen. Zu der Zeit plante De Wet eine Reise nach England und teilte mir mit, dass er auf dem Wege gern meine Eltern in Deutschland aufsuchen würde. Also unterbrach er seinen Flug in Frankfurt, lernte meine Eltern kennen und versicherte ihnen: „*We'll look after your daughter*“.



Bissal Munti von der Rückseite gesehen

So war die Sache entschieden, und es begann für mich eine glückliche Zeit in nachkolonialem Luxus. Es gab in „*Bissal Munti*“ genügend Platz und Personal, und ich hatte ein eigenes Zimmer mit Ankleideraum und Bad. Bei meinem vollen Tagespensum mit Geierschule und Collegeunterricht, beides mit Vor- oder Nachbereitung,

war die gewonnene Privatsphäre die größte Erleichterung. Ich genoss die angenehme Umgebung, inspirierende Gesellschaft und kontinuierliche Unterstützung durch meine Gastgeber, die bei all ihrem – ihnen selbstverständlichen – Wohlstand wenig aufwändig lebten und ihrer Arbeit diszipliniert nachgingen. Sie verbrachten den größten Teil des Tages, vom Montag bis zum Samstagmittag, in der Werkstatt; an den Wochenenden fuhr einer der Brüder zu ihrem Kaffeegut, das sich drei Fahrstunden entfernt in den Westghats befand, um nach dem Rechten zu sehen. Ihre finanzielle Freiheit zeigte sich in der Möglichkeit, jederzeit ihrer wichtigsten Liebhaberei nachzugehen, den Ausfahrten in die Natur. Diese Ausflüge gaben mir wertvolle Einblicke in die indische Fauna und Flora.

Nach meiner Übersiedlung sah ich erst, wie zweckmäßig und zugleich ansprechend das alte Haus gebaut war: An die in der Hausmitte erwähnte „Trophäengalerie“ unter dem hohen Ziegeldach schlossen sich beiderseitig niedrigere Räume an, rechts ein großer Wohnraum sowie ein Schlafzimmer, gegenüber Schlafzimmer, Esszimmer und ein weiteres Schlafzimmer. Auch diese Räume hatten keine Zwischendecke, und man konnte die Tauben auf den Dachziegeln spazieren hören. Von den seitlichen Schlafräumen gingen, wieder nach außen, Ankleidezimmer und Bäder ab, vom Esszimmer die Küche mit einer Vorratskammer und vom Wohnzimmer ein kleiner Speicher sowie die Haupteingangstür mit einer durch Zierpflanzen in bauchigen Messingkübeln geschmückten Veranda, vor der Gäste mit dem Wagen vorfahren konnten. Auf der Rückseite des Hauses, mit Zugang vom Wohnzimmer und dem hinteren Schlafzimmer, erstreckte sich über die gesamte Hausbreite eine überdachte Veranda mit Tisch, Korbsesseln und vielen Pflanzentöpfen, von der man in den von hohen Bäumen beschatteten Garten schauen konnte. An der

vorderen Schmalseite des Hauses gab es einen entsprechenden geschlossenen Vorbau, der als Abstellraum diente.

Die gesamte Bauweise war dazu gedacht, in den warmen Monaten die direkte Sonne von den Haupträumen abzuhalten. Die Decken fehlten deshalb, damit die Wärme bis unter die Dächer aufsteigen konnte und es unten in den Zimmern kühler blieb. Leider konnten von den Dachpfannen, auf denen die Vögel herumliefen, Staub oder kleine Lebewesen herunterfallen; daher wurden Nahrungsgefäße immer mit Deckeln verschlossen, und es gab zum Abdecken der Milchkännchen hübsche, mit einem Perlenrand versehene Netze. Die Wohnung war mit alten, schönen, englischen Möbeln eingerichtet, Bilder zierten die Wände, alles wirkte angenehm benutzt bis leicht abgenutzt. Mir sagte der „Junggesellenhaushalt“ zu.

Das Haus stand in einem geräumigen Grundstück, das zur Rückseite des Hauses abfiel. Dort unten am Hang waren die Garagen für die Fahrzeuge. Gegenüber dem Haupteingang wurde ein ovaler Gartenplatz von Ziersträuchern eingerahmt, darunter verschiedenfarbige Bougainvilleen, Hibiskus in Rot- und Gelbtönen und purpurblühende Weihnachtssterne, die – so beklagte sich De Wet – leider viel zu üppig wuchsen, was ich völlig anders sah, denn in Deutschland gelten die größten Pflanzen als am wertvollsten. Das Gelände wurde zur Straße durch eine Hecke aus dichten Büschen begrenzt.

Auf der Küchenseite befanden sich an einem gepflasterten Hof ein kleineres Nebengebäude mit Aufenthaltsräumen für die Diener und einer Abstellkammer sowie ein Hundezwinger. Gegenüber diesem Komplex gab es noch ein größeres langgestrecktes Gebäude mit einer langen Veranda, in dem die beiden Brüder jeweils ein weiteres Zimmer hatten. Der Hof war der Fokus des täglichen Lebens, denn normalerweise betrat man das Haus von dort durch den Kü-

cheneingang, und die Hunde wurden hier versorgt. Außerdem ging es vom Hof direkt zum weitläufigen Werkstattgelände, das sich zur anderen Seite anschloss.

Werkstatt und Wohnhaus waren ursprünglich am Stadtrand gebaut worden. Auf drei Seiten erstreckte sich die Polizeikolonie mit Wohnsiedlungen und einer Ausbildungsakademie, die in einem parkartigen Gelände untergebracht war. Unterhalb des Workshops schloss sich ein muslimisches Viertel mit einer kleinen Moschee an, weiter entfernt gab es eine stattliche christliche Kathedrale, eine der Sehenswürdigkeiten von Mysore, christliche Schulen und ein College. In der Morgendämmerung konnte ich die verschiedenen Kulturen akustisch erleben: Ein monotoner hinduistischer Gebetsgesang wurde vom Ruf des Muezzins abgelöst, aus der Ferne erklangen Kirchenglocken, und anschließend wurden die Polizeirekruten mit traditionellen britischen Fanfarentönen zum Frühsport aufgerufen. Diese einzigartige, kontrastreiche Musik begleitete mich allmorgendlich.

Zu der sinnvollen Bauweise von „*Bissal Munti*“ passte die gute Organisation der Hausgeschäfte: Der Tagesablauf mit den jeweiligen Pflichten für Hausherrn und Gesinde war bestens geplant und lief überwiegend reibungslos. Die Zahl der Diener war beeindruckend: Koch, Putzhilfe, Fahrer, Bote, Gärtner, Nachtwächter, dazu ein Mann, der täglich von der Werkstatt hochkam, um die Hunde zu bürsten und massieren, sowie ein Pferdeknecht, der frühmorgens De Wets Wallach zum Pferderennplatz brachte, damit er dort eine Runde reiten konnte. All das erschien mir zunächst überreichlich, doch ich lernte, dass auf diese Weise viele Menschen eine Arbeit in einem angenehmen sozialen Umfeld hatten. Eine klare Rollenverteilung ist in Indien überdies üblich, so dass jeder Diener nur seine eigenen

Pflichten versieht und normalerweise nicht zusätzlich bei anderen Aufgaben einspringt.

Die Dienerschaft war ausgesprochen nett; es war erstaunlich, wie intensiv die Leute an den familiären Ereignissen teilnahmen. Ich sah, dass sie sich gegenseitig halfen und respektvoll miteinander umgingen. Bei ihrem Kannada hörte ich noch eine weitere freundliche Anredeform, mit dem Suffix *-ka* anstelle von *-pa*, was man vielleicht mit „Bruder“ übersetzen konnte. Die meisten hatten einen hinduistischen Hintergrund, nur der Chauffeur war Muslim und die Putzfrau Christin; es war ein kleiner, typisch indischer, in der Regel verträglicher Kosmos. Sie erschienen mir alle gutwillig und fast immer guter Laune. Die meisten von ihnen habe ich durch meine späteren Aufenthalte über mehrere Jahrzehnte erlebt, und die Freude des Wiedersehens war immer wechselseitig. Jedoch gelegentlich kam es zu Dramen, weil die Arbeit nicht zufriedenstellend gemacht wurde oder weil die Diener sich nicht gerecht behandelt fühlten. Wenn der Koch Siddha schmolte und einen Tag zu Hause blieb, war das keine solche Katastrophe, wie wenn das Hundefutter nicht pünktlich gekocht wurde.

Es passierte allerdings einmal, dass wir ein paar Tage lang keinen Koch hatten, weil Siddha nach Hause geschickt worden war und nicht so leicht ein passender Ersatz gefunden werden konnte. Anscheinend war er betrunken zur Arbeit gekommen, seine Vorliebe für Alkohol war bekannt. Mysore war zu der Zeit „trocken“, nur Ausländer oder Gäste in internationalen Hotels erhielten eine Genehmigung, Alkohol zu erwerben. Aber natürlich gab es viele illegale Quellen für teilweise gefährlichen Fusel. Der Gärtner, der für das Tierfutter verantwortlich war, konnte das Mittagessen nicht zubereiten, also musste der Fahrer Akbar in die Stadt geschickt werden, um Gemü-

securry für uns zu holen. Abends versuchte ich, meine bescheidenen Kochkünste einzusetzen, wobei die beiden älteren Herren sich bemühten, mir die nötigen Ingredienzien hinzustellen, Toast rösteten und sich großzügig anerkennend über die Mahlzeiten äußerten. An den ersten Tagen war es wirklich lustig, weil sie an allen Komfort gewöhnt waren (Sahib in Indien!) und nun aufgeregt durch die Küche irrten und auf die Dinge hinwiesen, die der „*rascal*“ (Gauner) Siddha nicht ordentlich genug gehalten hatte. Dann stellte sich eine gewisse Routine ein, ich ließ mir den Schlüssel vom Vorratsraum geben und ging ans Werk. Doch war das natürlich kein Dauerzustand. Bei dem umfangreichen Haushalt brauchte man jemand, der den Laden kannte. Bald war Siddha wieder in Amt und Würden, flink und tüchtig. Allerdings wurde seine Frau bestellt, um seinen Lohn abzuholen, damit er ihn nicht wieder gleich vertrank. Danach sah ich sie ein paar mal, eine kleine, scheue, in eine schwarze Burka gehüllte Gestalt, auf dem Hof, wo ihr der Umschlag mit dem Geld ausgehändigt wurde.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich, als der Fahrer Akbar entlassen wurde. Seine Aufgabe war, die damals vorhandenen Fahrzeuge – Jeep, Landrover und eine alte Ambassador-Limousine – nicht nur zu chauffieren sondern auch in Stand zu halten, aber wenn die Autos von einer Reparatur zurückkamen, hatten sie oft neue Mängel. Vielleicht steckte er mit den Mechanikern unter einer Decke. Jedenfalls wurde ein anderer Fahrer besorgt. Einige Zeit später traf ich den armen Akbar am Markt, ich fand, er sah krank aus. Wenige Tage danach erzählte Joubert, dass er ebenfalls Akbar in jämmerlichem Zustand gesehen habe. Er habe ihm Geld gegeben für einen neuen Anzug und den Zahnarzt („*Get some new teeth!*“), und kurz darauf hatten wir wieder den gewohnten Chauffeur, was allen am liebsten war.

Als Akbar mehrere Jahre später starb, folgte ihm sein Sohn Ayub, der ein angenehmes Wesen hatte und bei Joubert bis zu seinem Tode blieb. Die van Ingens waren als kleine Kinder von muslimischen Kinderfrauen (*Ayahs*) gehütet worden, die Urdu sprachen, und konnten daher Urdu besser als Kannada, wobei sie sich jedoch auch in dieser Sprache gut verständigen konnten. Ich hörte sie gern bei den Landausflügen in die mit den mitgenommenen Helfern oder der Landbevölkerung plaudern, aber Joubert meinte, er könne nur „Küchen-Kannada“. Dagegen unterhielt er sich in seinen letzten Lebensjahren vertraut mit dem höflichen muslimischen Ayub auf Urdu.

Die Weitergabe von Posten in der Familie kam häufiger vor. Auf dem Hofe erschien manchmal der klapperdürre, aber zähe alte Mara, um den Sahibs Bericht zu erstatten, wenn die ersten jagdbaren Zugvögel im Süden eintrafen, und eine Verabredung für das Wochenende zu vereinbaren. Meistens wurde er von seinem jungen Enkel Nanja begleitet, der mit ihm den weiten Weg vom Dorf in die Stadt zu Fuß zurücklegte, zu den Jagdausflügen mitkam und sich nützlich machte. Der kleine Kerl, der auch in den folgenden Jahren nur wenig wuchs, nahm schließlich die Stelle seines Großvaters ein und erwies sich als intelligent und sehr anständig.

Als ich Jahre später zu Besuch war, vernahm ich die traurige Nachricht, dass Nanja im Alter von inzwischen siebzehn Jahren mit seinem Mofa einen tödlichen Verkehrsunfall erlitten hatte. Nun erlebte ich bei den Ausflügen einen zweiten freundlichen, zuverlässigen Nanja, den Vater unseres kleinen Helfers. Wie fassten schnell Vertrauen zueinander, denn ich wusste, woher er stammte, und er kannte mich natürlich schon vom Sehen und aus Erzählungen als Gast der van Ingens.

Wichtige Mitglieder des Haushaltes waren die Hunde. Es gab eine dunkelbraune, deutsche, kurzhaarige Vorstehhündin mit kupiertem Stummelschwanz, zwei erwachsene englische Pointer, weiß mit leberfarbenen Flecken und mit langen, rutenartigen Schwänzen, dazu zwei „Puppies“, etwa ein Jahr alte junge Pointer, sowie eine helle Labradorhündin. Die zutraulichen Tiere mit ihren weichen Schnauzen, langen Schlappohren und sanften Gemütern zogen mich sehr an. Sie spielten auf dem Hof und im Garten, kamen im Jeep mit auf die Ausflüge, gaben abends den Wohnräumen eine behagliche Note. Die Hündinnen Minnie und Gypsy schiefen im Haupthaus gleich neben meinem Zimmer auf Pritschen. Gypsy wollte für die Nacht zugedeckt werden. Wenn sie sich während des Schlafes abdeckte, forderte sie durch Winseln wieder ihre Decke an oder kam zu meinem Bett und stieß mit der Schnauze an das Moskitonetz, bis ich aufwachte und mich um sie kümmerte. Die anderen Hunde schiefen auf der Veranda des Nebenhauses oder im Zwinger. Morgens, wenn sie ins Haus gelassen wurden, begrüßten sie mich am Bett, ein herzerwärmender Tagesbeginn.

Die Welpen machten mir besondere Freude. Sally war mein Liebling. Sie hatte allerdings eine schlechte Angewohnheit: Sie wollte nicht von alleine fressen. Während die übrigen Hunde ihre Mahlzeiten eilig vertilgten, die Blechschalen ausleckten, so dass sie laut auf dem Hofpflaster hin und her schepperten, und dann nachsahen, ob ihre Gefährten etwas in ihren Töpfen übriggelassen hatten, setzte sich Sally vor ihr Essen und verlangte, dass man ihr die Fleischstücke anbot. Der Gärtner und abends der Nachtwächter, die aufpassen sollten, dass die anderen Tiere Sally nicht das Futter wegnahmen, liebten Sally und fütterten sie gerne. Mir gefiel es ebenfalls, wenn sie manchmal ihren Hirsebrei aus meiner hohlen Hand schlürfte. Wenn

Joubert sah, dass jemand Sally derart bediente, rief er erbost: „*Don't feed her!*“. Allein sie war sehr dickköpfig – was konnte man da machen? Glücklicherweise ging diese Phase irgendwann zu Ende, aber Sally war, solange ich sie kannte, außerordentlich zärtlichkeitsbedürftig und anschmiegsam. Joubert nahm sich vor dem Frühstück eine Stunde Zeit, um die jungen Tiere zu trainieren. Sie mussten bei Fuß gehen lernen, anhalten, apportieren, auf Zurufe und Gesten reagieren. Das Pointen, also das Anzeigen von Jagdbeute, konnten sie von selbst und praktizierten es schon mit Spatzen.

Ohne Schwierigkeiten konnte ich mich in den Tagesablauf einfügen. Morgens brachten mich Akbar oder einer meiner Gastgeber zum Zoogelände, mittags wurde ich abgeholt und rechtzeitig zum College gefahren, von wo ich abends bequem mit dem Bus zurückkam. Danach traf man sich zum Tee auf der Veranda. Nach Sonnenuntergang zogen wir uns ins Wohnzimmer zu einem Drink zurück, zu Unterhaltung oder Lektüre. Vor dem Abendessen wurde auf dem Hof für jeden von uns mit Hilfe eines Holzofens ein knapper Eimer Wasser erhitzt und durch die Außentür in das jeweilige Badezimmer gestellt für die bewährte indische Dusche. Das frühabendliche Bad ist gerade in heißen Ländern sehr angenehm. Wenn man anschließend saubere Sachen anzieht, beginnt der Abend wie ein frischer Zeitabschnitt. Leider kam es öfter zu Stromausfall, der besonders unangenehm war, wenn man im Dunkeln nass im Bad stand. Für solche Notfälle waren dort, wie auch in den übrigen Räumen, Kerzen und Streichhölzer greifbar.

Wenn wir alle gebadet hatten, wurde gegessen. Das Mittagessen war die Hauptmahlzeit, für den Abend stellte der Koch nur eine einfache Speise auf den Tisch und durfte dann nach Hause gehen. Allein wenn Gäste kamen, wurde abends ein größerer Aufwand ge-

trieben. Bemerkenswert fand ich, dass außer Servietten auch stilvoll Fingerschalen gedeckt wurden, eine praktische Sitte. De Wet pflegte nach der Mahlzeit seine Prothese kurz in seiner Fingerschale zu spülen. Diese Gewohnheit führte zu einem amüsanten Ereignis: Als meine beiden Gastgeber eines Abends, da der Koch Ausgang hatte, mit mir in einem guten Lokal gespeist hatten, fragte De Wet plötzlich bei der Rückfahrt: „*Where are my teeth?*“. Geistesabwesend hatte er sie in der Fingerschale des Restaurants liegen gelassen. Wir kehrten rasch um und retteten die kostbaren Zähne.

Mir fiel auf, dass die Tischwäsche teilweise ziemlich verschliffen war; vor allem aus England stammende Dinge, die überwiegend schon ziemlich alt waren, wurden äußerst sorgfältig gehütet und anscheinend niemals weggeworfen. Zu Weihnachten kaufte ich ein handgewebtes, bedrucktes Tuch für den langen Esstisch und erntete aufrichtige Freude. Die Reaktion der beiden Brüder war charakteristisch: De Wet war gerührt über das Geschenk als solches, Joubert schätzte die farbigen Muster, denn er hatte ein künstlerisches Auge, was auch in den von ihm modellierten Trophäen zum Ausdruck kam, bei denen er großen Wert auf eine naturnahe, ästhetische Darstellung legte.

Ich genoss es, nach dem Dinner noch einige Zeit gemütlich gemeinsam mit den beiden Brüdern im Wohnzimmer zu verbringen. Ich hatte viel Lesestoff. Zunächst nahm ich mir regelmäßig in Salim Alis *Book of Indian Birds* vor, um gesichtete Vogelarten zu identifizieren oder mich über Aussehen, Vorkommen und Verhalten der bekannten Arten zu informieren. Neben den Bildern waren auch die Texte sehr anschaulich, denn sie enthielten ausführliche Angaben über charakteristische Aufenthaltsorte, Bewegungsarten, Stimmen, Nestbau oder die elterliche Pflichtenverteilung der Vögel. Nach ei-

nem arbeitsamen Tag fand ich solche sachliche Lektüre beruhigend und entspannend.

Es gab im Hause außerdem eine gute Bibliothek mit weiteren Werken über Fauna und Flora, die ich im Laufe der Zeit ergänzend studierte. Dazu kamen anregende Bücher über Entdecker in Afrika und Asien sowie Romane, die häufig im kolonialen Großindien spielten. Die meisten stammten von der Schwester Rosamond, die ihre Brüder aus England liebevoll versorgte und dabei ihre Vorlieben berücksichtigte. Joubert versenkte sich immer wieder in seine Lieblingsbücher oder die regelmäßigen Berichte der *Bombay Natural History Society*, und empfahl mir Lektüre, die er interessant fand. De Wet beschäftigte sich gern mit seinen Fotos, widmete sich seiner weltweiten Privatkorrespondenz, freute sich über Gespräche oder las die lokale Abendzeitung. Wenn ich mich mit Vorlesungsvorbereitungen und Versuchsprotokollen befasste oder Briefe schrieb, zog ich mich am liebsten in mein Zimmer zurück.

De Wet und Joubert beeindruckten mich nicht nur durch ihre Gastlichkeit sondern ebenfalls durch ausgesprochene Höflichkeit und ausgezeichnete Umgangsformen. Wenn der Koch den Tee gebracht hatte, wurde immer durch Joubert eingeschenkt. Wollte ich mich irgendwie nützlich machen, so hieß es: „*Sit still, Anna*“. Erst allmählich fand ich heraus, was ich gelegentlich für sie tun konnte. Das Wichtigste war allerdings, zuzuhören und an ihren Aktivitäten teilzunehmen. Mir gefiel das schöne, gepflegte Englisch der beiden mit allerlei amüsanten Redewendungen und Sprichwörtern. De Wet erfreute mich durch eine besonders farbige Ausdrucksweise. Joubert hatte eine außerordentlich musikalische Stimme, so dass ich ihm schon deshalb gern zuhörte. Die englische Sprache hat viele interessante Wörter, und dank meiner Lesesucht verfügte ich über ein

reichhaltiges Vokabular. Wenn ich es anwendete, fragte Joubert oft verblüfft, wo ich denn mein Englisch gelernt hätte.



Joubert und De Wet ca. 1989

Leider kann man sich bei englischen Wörtern, selbst wenn ihre Bedeutung klar ist, nie ganz sicher sein, wie sie ausgesprochen werden; ohne ein entsprechendes Lexikon kann man – in gewissen Grenzen – nur raten. Wenn ich einen Fehler machte, korrigierte Joubert ihn taktvoll, indem er in der Antwort meinen Satz teilweise wiederholte, so dass ich mir den richtigen Ausdruck oder die korrekte Aussprache gleich merken konnte. Anstelle einer Aufforderung, etwas zu tun, wurde ich meistens höflich gefragt: „*Would you like to ...?*“, worauf es nur eine positive Antwort geben konnte: „Natürlich gerne“. Wenn bei Tisch geschäftliche Probleme besprochen wurden,

so ist mir De Wets entschiedenes Plädoyer im Gedächtnis geblieben: „*Whatever you do, don't...*“. Das war die schärfste Kontroverse, die ich jemals zwischen den beiden Brüdern gehört habe. Allerdings gab es gelegentlich Reibungspunkte mit Botha, dessen freierer Weltanschauung De Wet nicht folgen konnte.

Die beiden Junggesellen ähnelten sich durch ihre schmale, lange Statur, wobei De Wet fast einen Kopf größer als sein jüngerer Bruder war. Zur Arbeit und zu den Exkursionen trugen beide Khakianzüge, abends und zu formelleren Anlässen zog De Wet gern einen Anzug an, was bei Joubert seltener vorkam. Joubert war eine rationale Person und zeigte selten seine Gefühle. Dafür war er ein guter Vermittler bei Konflikten zwischen seinen etwas emotionaleren Brüdern. De Wet hatte ein weiches Herz, was sich beispielsweise darin ausdrückte, dass er sich die Mühe machte, meine Eltern zu besuchen. Ich sah auch einmal, wie er einem dänischen Mädchen auf der Durchreise Geld zusteckte. Der Nordirlandkonflikt betrückte ihn; wenn über Auseinandersetzungen verschiedener Volksgruppen in Indien geklagt wurde, erfolgte sein ständiger Kommentar: „*But what could be worse than Northern Ireland!*“ Dies könnte mir möglicherweise bei späteren Besuchen aufgefallen sein, denn der gewaltsame Nordirlandkonflikt brach erst 1968 aus – er hat sich allerdings schon vorher angebahnt – jedenfalls charakterisierte ihn diese Anteilnahme ausgezeichnet. Mich berührte ebenfalls, dass er bei den abendlichen Rückfahrten vom Lande, wenn wir sahen, wie Frauen mit kleinen wassergefüllten Messingtöpfen von ihren Häusern in die Felder gingen, jedes Mal lebhaft beklagte, dass es keine Toiletten oder Latrinen in den Dörfern gab, sodass die armen Frauen bis zur Dunkelheit warten mussten, um ihr Geschäft zu verrichten. Als Naturfreund war De Wet gar nicht einverstanden damit, dass die Weltbank zur Wiederaufforstung der

praktisch komplett abgeholzten Wälder auf den Hügeln des Dekkans Eukalyptusbäume anpflanzen ließ, „unter denen kein Tier, kein Vogel Nahrung fand“. Nach seiner Ansicht hätte man einheimische Baumarten setzen müssen, selbst wenn die Beschaffung der Schösslinge möglicherweise schwieriger war und Eukalyptus schneller wuchs. Im Lauf der Jahre zeigte es sich aber, dass sich in diesen Pflanzungen wieder einheimische Büsche und Bäume ansiedelten.

Die beiden anderen van Ingen-Brüder Botha und Kruger, die ich schon erwähnt habe, sahen ganz anders aus als meine Gastgeber. Sie waren von eher kräftigem, fülligem Typus und hatten rundliche Köpfe mit Halbglatze, während De Wet und Joubert schlank, fast hager waren und adrett gescheitelte, ziemlich kurz geschnittene, volle Haare hatten. Botha und Kruger hatten Frauen gefunden und Familien gegründet, De Wet und Joubert waren dagegen Junggesellen geblieben. Kruger war verwitwet und hatte einen Sohn und eine Tochter, die beide im Ausland – England und Rhodesien – lebten. Er hatte sich schon früh aus dem Familienbetrieb entfernt und verbrachte sein Leben auf einer Farm südwestlich von Mysore mit Kaffeeanbau und Pferdezucht. Einmal jährlich tauchte er zur Zeit der Pferderennen in „*Bissal Munti*“ auf und verbrachte dann den ganzen Tag an der Rennbahn.

Botha hatte eine amerikanische Frau Barbara und drei Kinder, von denen der älteste Sohn als Geologe in Kanada lebte und die jüngste Tochter in England verheiratet war und bezaubernde Kinderbücher illustrierte. Sein mittlerer Sohn Michael war 1966 mit seiner Frau noch in Indien, wanderte allerdings bald nach Australien aus, weil er mit dem Vater nicht zurechtkam. Er hat schließlich den Besitz – und die rechtlichen Probleme – seines Vaters geerbt und lebt noch heute in Mysore. Botha war eine schillernde Persönlichkeit, wesent-

lich informeller als seine Brüder, ebenso gastfrei und aufgeschlossen, mit lebhafter Fantasie und Humor, wobei er es genoss, durch unkonventionelle Ansichten oder unpassende Witze zu schockieren. Er war für die wirtschaftlichen Angelegenheiten des Familienunternehmens verantwortlich und trug auf diese Weise zu dessen Gedeihen bei.

Ich war gern bei Botha, weil er ähnlich wie seine Brüder meine Naturliebe und intellektuellen Fähigkeiten schätzte, aber darüber hinaus sehr sensibel auf meine Stimmungen und Anliegen einging. Jedoch in dem kameradschaftlichen Umgang seiner Brüder, die mich weniger durchschauten, fühlte ich mich wohler. Zu seinem Haushalt gehörte der sympathische Chauffeur Mayanna, der vielfältige Botendienste ausführte und mir auch gelegentlich zur Verfügung stand. Sein Englisch war besser als dasjenige von Akbar aus „Bissal Munti“, und er war auf eine sehr nette Art hilfreich. Ein zweiter Diener, der ebenfalls heute noch für Bothas Sohn Michael tätig ist, war der jugendliche Abdul, der für verschiedenartige Aufgaben eingesetzt wurde und heute noch im Hause ist.

Auf Bothas Grundstück „*The Land*“ lebten zwei betagte Pointer und ein Saluki namens Paris. Der schlanke Persische Windhund war mit seiner hohen Beinen, langen Ohren und spitzer Schnauze ausgesprochen elegant und war sich seiner Schönheit durchaus bewusst. Ich entsinne mich, wie er sich einmal dekorativ an einen gleichfarbigen Sandhaufen im Garten lehnte, als ob er die Wirkung genau kennen würde. Ich bürstete gern sein lockiges, blondes Fell, in dem sich die scharfen Ähren des Speergrases verfangen. Einmal hatte ihm das Bürsten wohl wehgetan, worauf er leicht zu knurren anfang. Ich redete ihm gut zu und fuhr mit der Säuberung fort. Plötzlich schnappte Paris nach meiner Hand und ritzte sie, sodass etwas Blut austrat. Ich war so verblüfft, dass ich ihm eine kräftige Ohrfeige ver-

passte, ohne zu wissen, wie er darauf reagieren würde. Das war richtig, denn – gefolgt von Ermahnungen seines Besitzers – zeigte er sich zerknirscht, und die rechte Ordnung war wieder hergestellt.

Wie seine Brüder konnte ich Botha immer ansprechen, wenn ich ein Problem hatte. Beispielsweise lieh er mir den jungen Abdul mehrmals aus zu Reparaturen an den Käfigen. Einmal mussten neue Sitzstangen für die Vögel eingebaut werden. Ein anderes Mal, als ich während der Regenzeit feststellte, dass Termiten angefangen hatten, die Käfige heimlich zu unterminieren, kam Abdul mit einem Teereimer und hielt den Verfall auf. Zu meiner Freude gab es in Bothas Haus eine Menge geisteswissenschaftlicher Literatur, auch über indische Kultur, welche zum größten Teil von seiner Frau Barbara stammte, die zunächst noch in Vermont bei ihrer kranken Mutter war. Außerdem hatte Botha selbst ein breiteres Interessenspektrum als seine vorwiegend naturkundlich orientierten Brüder und empfahl mir bisweilen kunstgeschichtliche Bücher aus seiner Bibliothek. Er nahm mich mehrmals zu alten Tempeln an entlegenen Orten mit. Wahrscheinlich hatte er ähnliche Ausflüge ebenfalls gern mit seiner Frau unternommen. Ich war gespannt, sie kennenzulernen und hoffte, dass wir uns verstehen würden.

Nach ihrer Rückkehr aus Amerika war Barbara über alle Erwartungen hinaus entgegenkommend, erzählte als erstes von ihren schönen Schuljahren 1929-1931 in Süddeutschland und bezog mich gleich in gemeinsame Unternehmungen ein. Nun wurden viele Sonntage mit uns allen geplant. Amüsant fand ich es, wenn sie mich bat, irgendetwas mit den „Boys“, ihren Schwägern, zu besprechen, die gut doppelt so alt waren wie ich. Barbara war die Tochter von Robert J. Flaherty, einem der allerersten Dokumentarfilmer, der mit Friedrich Wilhelm Murnau 1931 den Film *Tabu* drehte, nachdem er selbst

bereits mit *Nanook of the North* (Nanuk der Eskimo, 1922) und *Moana* (1926) auch in Deutschland berühmt geworden war. Daher wurde Barbara mit ihren Schwestern Franny und Monica in die Odenwaldschule geschickt. Ihre Eltern nahmen sie von der Schule, als sie gerade genügend Deutsch gelernt hatte, um dem Unterricht gut zu folgen, weil ihr Vater einen Film gedreht hatte, der sich nicht verkaufen



*Dieses alte Foto von Barbara und Botha (ca.1950)
fand ich sehr charakteristisch*

ließ, und es sich nicht mehr leisten konnte, seine Töchter in Europa erziehen zu lassen. Sie habe in Amerika dann andere Schulen besucht, doch keine könne sich mit der Odenwaldschule vergleichen.

Bei den Arbeiten zu dem Film *Elephant Boy* (1937) lernten sich Barbara und Botha kennen und heirateten. Von ihren drei Kin-

dern habe ich zu den beiden Jüngsten bis heute freundschaftlichen Kontakt. Die lebhafteste, weltgewandte Mutter Frances Hubbard Flaherty, wegen der Barbara häufig in Vermont war, habe ich 1975 noch kennengelernt, die Schwestern auch später öfter getroffen. Auf ihrer Farm gab es einen regelrechten Kinosaal, wo wir an einem verregneten Sonntag unter anderem Flahertys Dokumentarfilme *Man of Aran* (1934) und *Louisiana Story* (1948) ansahen.

Barbara und Botha trennten sich Ende der siebziger Jahre, doch kurz vor seinem Tod im Jahre 1996 kehrte sie zurück und sorgte für ihn. Sie war in den dazwischen liegenden Jahren weiterhin intensiv interessiert an allem, was in Mysore passierte und schickte mir kleine Briefe oder eng bekritzelte Postkarten mit den neusten Nachrichten von der Familie, während ich ihr bei jedem Besuch in Mysore ausführlich Bericht erstattete. Ich besuchte sie in Vermont, so oft ich zu Kongressen in Amerika war. In ihren letzten Lebensjahren telefonierte wir regelmäßig, und ich konnte sie 2005 noch in der Woche vor ihrem Tode mit sechsundachtzig Jahren im Hospiz sprechen. Sie wird immer in meiner Erinnerung lebendig bleiben.

Ich fand es schade, dass die Familie sozial so isoliert war. Sie war in der Stadt bekannt und angesehen, so dass sie zu wichtigen öffentlichen Anlässen eingeladen wurde. Diesen Einladungen folgte meistens De Wet. Doch die Brüder hatten zu Indern wenig gesellschaftlichen Kontakt, und die nächsten besseren Bekannten wohnten in Bangalore. Man muss bedenken, dass sie zwischen 1902 und 1912 geboren wurden und den prägenden Teil ihres Lebens während der britischen Kolonialzeit erlebt hatten, wobei sie nach den Erzählungen ihrer in Bristol lebenden Schwester Rosamond in der snobistischen englischen Gesellschaft aus dem Mutterland als in Indien geborene

Menschen auch nie vollständig akzeptiert wurden. Sie waren also, früher wie weiterhin, aus verschiedenen Gründen nie ganz zugehörig.

Die interessante Familiengeschichte erfuhr ich nur stückweise. Manchmal betrachtete ich die Fotos, die in Silberrahmen auf der Anrichte standen und erfuhr gewisse Namen und Details, doch lieber wurde von Jagdgeschichten geplaudert. Es faszinierte mich, dass die Brüder, die jeder noch einen englischen Vornamen trugen, mit den Namen der südafrikanischen Burengeneräle bzw. des Burenpräsidenten gerufen wurden, aber ich scheute mich, sie darauf anzusprechen. Die Schwester Rosamond, die mit einem Professor für englische Literatur verheiratet war, löste später das Rätsel für mich und berichtete ausführlich von der Verwandtschaft.

Ihr Großvater, ein Trainer von Rennpferden, stammte aus einer holländischen Familie und kam wahrscheinlich aus Sumatra nach Indien. Zwei seiner Söhne – die Onkel meiner Gastgeber – waren Maler; einer von ihnen bereiste die indischen Staaten und malte die Pferde der Maharadschas. Eugene Melville, der dritte Sohn, wandte sich nach einer Ausbildung zum Förster der Taxidermie zu. Da er während des Burenkriegs aufgrund seiner Herkunft kaum noch Aufträge bekam, wurde er ein entschiedener Anhänger der Buren und gab seinen Söhnen diese bezeichnenden Namen. Seine Frau glich das aus, indem sie englische Namen dazusetzte. Eugene war wenig an der Gesellschaft von Mysore gelegen. Stattdessen hatte er ausgezeichnete Beziehungen zu den Einheimischen und war Ehrenvorstand eines Nachbardorfes. Auf der Veranda seines Hauses lagen immer Decken, damit die Dörfler dort schlafen konnten, wenn sie in die Stadt kamen; auch die Hakki Pikki, die Vogelfänger, schliefen dort. Er gab ihnen Geld für Mahlzeiten und „lieh“ ihnen größere Summen für

Hochzeiten und ähnliche teure Anlässe. Rosamond schrieb, dass keines seiner Kinder eine derartige Nähe zu den Dörflern entwickelte.

Seine Frau Adelina Patti, die nach einer berühmten italienischen Koloratursopranistin benannt worden war, war die Tochter eines Immigranten aus Oxford. Sie wurde die Gouvernante der Kinder des britischen Residenten Sir Stuart Fraser, der 1896-1902 als Tutor und Betreuer des noch unmündigen Maharadschas von Mysore Krishnaraja Wodeyar dazu beitrug, dass aus ihm ein aufgeklärter, vorbildlicher Regent wurde. Patti wurde von Rosamond – und von Barbara, die sie natürlich erst viel später kennenlernte, – als tolerant, warmherzig und außerordentlich tatkräftig charakterisiert. Sie versorgte ihre alten Schwiegereltern und kümmerte sich später in „*Bissal Munti*“ auch um Neffen und Nichten, wenn nötig. Ihr waren die Restriktionen des kolonialen Klassensystems bewusst, und sie bemühte sich, die Chancen der Kinder durch eine gute Bildung zu verbessern. Als ehemalige Gouvernante achtete sie auf Disziplin und gewissenhafte Bemühungen. Halbe Sachen gefielen ihr nicht: „*Things done by half are never done right*“ war eine ihrer Maximen.

Die Söhne wurden an einer lokalen christlichen Missionsschule und ab dem siebten Lebensjahr in einer Internatsschule in Bangalore erzogen, die für britische und angloindische Kinder gegründet worden war und auch heute noch als Eliteschule gilt, Rosamond wurde nach Conoor in den Nilgiri-Bergen geschickt. Als sich der Präparationsbetrieb sehr erfolgreich entwickelte, wurde das Wohnhaus „*Bissal Munti*“ neben dem Werkstattgelände gebaut. Botha, Kruger und Joubert konnten zur Ausbildung nach England gehen – Joubert verbrachte auch während seines Kunststudiums ein Jahr in Berlin –, während De Wet als der Erstgeborene dem Vater schon früh in der Firma zur Seite stehen musste. Nun konnte man sich arabische Pfer-

de leisten, die Joubert trainierte, wobei er auch an Pferderennen teilnahm und sich bei Jagdabenteuern auszeichnete; beliebt war zu jener Zeit *Pig-sticking*, die Wildschweinjagd mit Speeren zu Pferde. Die Brüder fanden Anschluss an die jungen Offiziere, mit denen sie jagten und fischten, aber De Wet, der gern geheiratet hätte, gewann leider keines unter den intelligenten, jungen Mädchen der Oberklasse, in die er sich verliebte, zur Frau. Der zweite Weltkrieg war ein großer Einschnitt: De Wet durfte zu Hause den Betrieb weiterführen, seine jüngeren Brüder wurden eingezogen und kämpften gegen die Japaner. Joubert geriet in Burma in Kriegsgefangenschaft und benötigte Jahre, um sich zu erholen. Als nach dem Krieg die indische Unabhängigkeit proklamiert wurde, erschien es van Ingens bei der Bedeutung ihres Unternehmens unklug, wie die anderen Landsleute Indien zu verlassen. Die Mutter versuchte, nach England zu gehen, konnte sich jedoch nicht an das Klima gewöhnen und kehrte zurück nach Mysore. Sie starb 1965 im dortigen Missionskrankenhaus, kurz bevor ich die Familie kennenlernte.

Botha hatte durch seine Frau einen etwas besseren Kontakt zu der Gesellschaft in Mysore als De Wet und Joubert; er war auch unkonventioneller. Barbara ging regelmäßig zu den Treffen der Damen des „*Ladies' Club*“. Sie hatte sich mit den Kindern während des Krieges in Amerika aufgehalten, daher gab es eine Lücke von mehreren Jahren. Bothas Sohn Michael, der weiterhin in seinem Elternhaus lebt, hat in gewisser Weise dasselbe Problem wie die Generation vor ihm, obwohl er vollkommen frei und ungezwungen mit den Indern umgeht und die charmante, großzügige Gastlichkeit seines Vaters fortsetzt. Die indische Gesellschaft ist immer noch fragmentiert, nur die gebildete Mittelschicht setzt sich in einem gewissen Ausmaß über Kasten- und andere Schranken hinweg. Natürlich kennen wir in unse-

rer Gesellschaft ebenfalls Einschränkungen, haben aber eine größere Auswahl als ein Westler in Indien.



*Arbeiter aus dem Betrieb, Gärtner und Fahrer
im Hof von „Bissal Munti“*

Weitere Gefährten in Haus und Garten

Direkt auf dem großen Grundstück konnte ich bereits gut Vogelstudien betreiben. Unter den Brutvögeln entzückten mich kleine, gefleckte Brahminenkäuze, die in einem langen, horizontalen Kasten direkt über der Veranda wohnten.



Brahminenkäuze

Wenn einer der niedlichen Gesellen morgens aus dem runden Einflugloch herauslugte und meditierte, ertönte nach kurzer Zeit das schrille Quengeln seines Partners, der ebenfalls ans Sonnenlicht wollte. Anschließend saßen beide Eulen einträchtig auf einem Ast nebeneinander, zusammen mit ihrem Küken, starrten aus großen, runden Augen in die Welt oder schlummerten eine Weile. Ein wenig

Betrieb auf der Veranda störte sie nicht, doch gelegentlich wenn ich still saß und mich nicht rührte, wurden sie unsicher, ob da noch jemand war. Dann knickten sie mit dem ganzen Körper auf und nieder, wohl um auf diese Weise ein besseres Bild zu erhalten: ein köstliches Schauspiel. Nachts vernahm ich manchmal ihr aufgeregtes Gezeter; vielleicht gerieten die Käuze bei ihrer nächtlichen Jagd untereinander in Streit oder setzten sich mit anderen Lebewesen auseinander.

De Wet zeigte mir das unglaublich kunstvolle Nest, das ein Schneidervogel in einem Blumenkübel mit Spinnenfäden aus großen Pflanzenblättern zusammengenäht und innen weich ausgepolstert hatte. Der zierliche, grünbraune, langschwänzige Baumeister hatte sich inzwischen eine neue, versteckte Bleibe genäht, konnte aber weiterhin im Garten beobachtet werden. Irgendwo dort musste auch der zutrauliche Drosselschmätzer brüten, ein kleiner, glänzend schwarzer Vogel mit weißem Flügelfleck und keck aufgestelltem Schwanz, unter dem es brandrot leuchtete. Seine klare, schöne Melodie erinnerte mich am ehesten an den Gesang europäischer Singvögel.

Der Ruf des Kupferschmieds, ein gedrungener, überwiegend grüner Bartvogel, der sein hämmerndes „Tuck, tuck, tuck“ aus hohen Wipfeln den ganzen Tag lang erschallen ließ, zeigte an, dass er dort oben sein Wohnrevier hatte. Morgens war der Koel, der indische Kuckuck, aktiv. Das Männchen, ein fast krähengroßer, schwarzer, schlanker Vogel mit karminroten Augen, fing meistens als erster an laut zu schreien, worauf kurz darauf das braungestreifte Weibchen ungefähr eine Oktave höher in das Duett einstimmte. Ob die Krähen wussten, dass das Paar ihnen seine Nachkommenschaft unterschob? Jedenfalls waren die Koels bei ihnen unbeliebt und wurden gejagt, wo es nur ging. Ich stellte mir vor, wie geschickt das Koelmännchen

die Krähen ablenkte, während das unscheinbare Weibchen heimlich seine Eier in ihre Nester schmuggelte. Wenn ein weiterer Kuckuck, der schwarze Coucal, mit auffälligen rostbraunen Flügeln seine sonoren Glockentöne verlauten ließ, dann konnte ich ihn leicht entdecken, wie er behände durch das Gebüsch schlüpfte oder eher schwerfällig über den Boden hüpfte. Dieser Kuckuck zieht seine Brut selber auf.

Unter den regelmäßigen Gartenbesuchern machten mir die großen Grauen Nashornvögel (Hindutok) viel Spaß. Zu zweit oder mit ihrem Jungen aus der letzten Brut, kündigten sie sich mit rauhen Stimmen an, wenn sie souverän heransagelten und eine Weile auf den Baumästen Platz nahmen und erkundeten, ob genießbare Früchte winkten. Sie wirkten auf mich clownesk, denn mit ihren langen Hälsen und den dicken, schweren Hornschnäbeln gerieten sie beim Landen immer etwas aus dem Gleichgewicht, was sie mit den langen, scheinbar ziemlich locker befestigten Schwänzen ausgleichen mussten. Sie haben ein eigentümliches Brutverhalten: Das Weibchen mauert sich mithilfe des Männchens während der gesamten Brutzeit in einer Baumhöhle ein und wird von ihm über die Periode zusammen mit den Küken gefüttert. Es sollen zwei bis drei Eier gelegt werden, aber in allen Jahren habe ich nie mehr als drei dieser Vögel bei einander gesehen, so dass ich glaube, dass in der Regel bloß ein Junges großgezogen wird. Durch helles Lachen verriet sich der Braunliest, ein türkis-brauner Eisvogel mit markanter, weißer Brust und einem imposanten, roten Schnabel.

Auf dem Rasen stolzierte gelegentlich ein Paar schwarzer Ibisse mit rotem Kopffleck herum und zog Würmer aus dem Boden. Wiedehopfe, die ebenfalls emsig in der Erde stocherten, waren auch nicht selten. Die rotbraunen Vögel mit dem schönen, schwarz-weißen

Zebromuster auf den Flügeln kündigten sich durch ein sanftes, melodisches Huhu an, das ihnen den englischen Namen *Hoopoe* eingetragen hat. Weiße Seidenreier waren frühmorgens seltene, heimlichere Gäste.



Braunliest

Im Garten gab es eine Vogeltränke, wo sich lebhafter Besuch einstellte, sobald der Gärtner sie auffüllte. Als erste waren meistens die frechen Mynas da. Es dauerte ein paar Wochen, bis ich feststellte, dass es neben dem gewöhnlichen Hirtenmyna auch noch den etwas dunkleren Dschungelmyna auf dem Gelände gab, dem das gelbe Augenfeld fehlt und der sich lieber im Blattwerk der Bäume als auf dem Boden aufhält; ein Beispiel dafür, dass man auch das Verhalten der Vögel beachten muss. Sehr hübsch waren die beiden häufigen Bülbülarten mit roten Markierungen in ihrem sonst überwiegend schwarz-

braun-weißen Federkleid. Sie werden manchmal als Nachtigallen bezeichnet und erfreuten durch ihr fröhliches Gezwitzchen, obwohl sie lange nicht so gut singen wie unsere Nachtigall.



Schwarzer Ibis

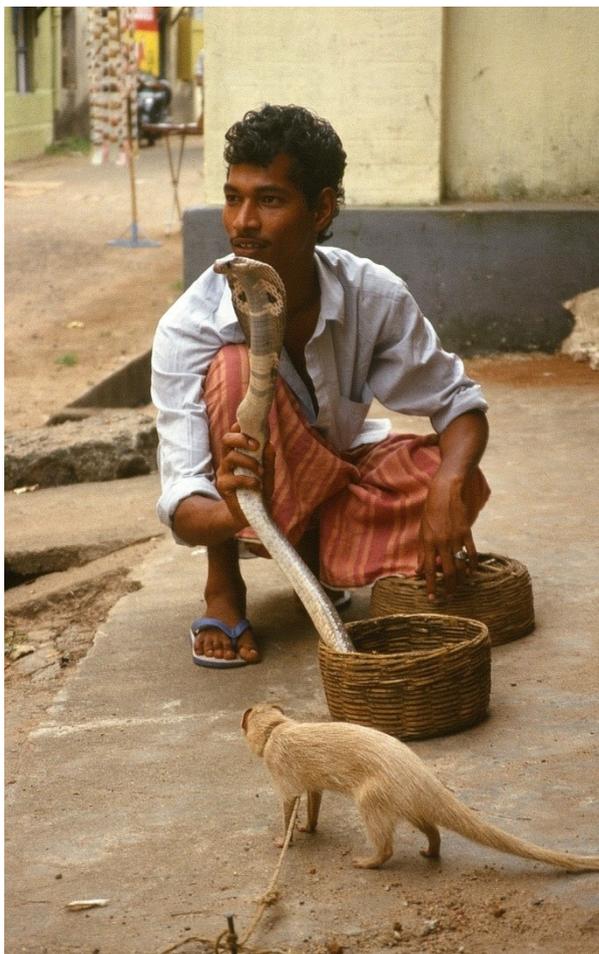
Ich kann nicht alle Arten aufführen, die aus der Steinschale tranken, doch war es stets etwas Besonderes, wenn der Schikra, ein kleiner, schmucker, blaugrauer Falke, sich dort labte; Joubert, dem als passionierten Jäger die Beutegreifer besonders am Herz lagen, machte mich oft auf ihn aufmerksam. Botha hatte in seinem Garten große Wasserschüsseln aufgestellt, die vor allem von den Schwarzen Milanen zum Baden benutzt wurden, die auf seinem Grundstück ihr Nest hatten. Diese häufigen Vögel, auch Schmarotzermilane genannt, waren in „*Bissal Munti*“ nicht gern gesehen, denn sie brachten ab und zu Fleischreste von den Schlachtern aus dem muslimischen Vier-

tel mit, welche sie fallen ließen und auf die sich die Hunde begeistert stürzten. Da parasitenbefallenes Fleisch eine Krankheitsquelle sein konnte – sie bekamen sonst nur gekochtes Fleisch –, musste der Gärtner aufpassen, dass sie die willkommene Beute nicht fraßen.

Nicht nur Vögel belebten das Gelände. Die kleinen, gestreiften Palmhörnchen, die überall die Bäume bevölkerten, kamen regelmäßig auf die Veranda. Wenn der Teetisch verlassen worden war ohne abzuräumen, so stahlen sie geschwind einen Keks, den sie dann manierlich verspeisten. Hutaffen schauten gelegentlich vorbei; dann wenn die sauren Schoten des Tamarindenbaums an der Grenze zum Nachbarn reiften, versuchten sie immer wieder ihr Glück. Das rief eine erregte Hundemeute auf den Plan; am Boden geiferten die Pointer, auf dem Baum keiften die Affen, bis ihnen jemand ein Gewehr zeigte – Stöcke oder Steinschleudern reichten nicht aus – worauf sie blitzschnell das Weite suchten.

In Bothas Gartenhecke lebten Mungos, das sind Schleichkatzen, die sich von Kleinlebewesen ernähren. Es war mir ein Rätsel, wie auf diesem Grundstück gleichzeitig mit diesen Räubern die Rebhühner existieren konnten, die abends manchmal auf dem Grasland herumpickten. Mit den Mungos hatte ich einmal ein fantastisches Erlebnis: Die Mutter und ihre Jungen tummelten sich auf der Wiese, als die Tiere plötzlich durch irgendetwas erschreckt wurden. Daraufhin packte ein Junges den Schwanz der Mutter, die übrigen fassten sich der Reihe nach am Schwanz, und in Windeseile erfolgte der geordnete Rückzug der Familie in ein Gebüsch; solch ein Verhalten wurde übrigens auch von Spitzmäusen berichtet. Diese Schleichkatzen sind berühmte Schlangentöter. Rudyard Kipling hat den kämpferischen Tanz des *Ricki-Ticki-Tavi* mit einer Kobra hinreißend beschrieben. Von genau solch einem siegreichen Kampf eines Mungos mit einer Kobra

berichteten auch eines Tages von Ingens Arbeiter auf ihrer Kaffee-
plantage.



Mungo und Kobra

Auch „*Bissal Munti*“ hielt Entdeckungen bereit. Das Haus wurde sicherlich nicht so gründlich gefegt, gewischt oder staubgesaugt wie in Deutschland, aber es war gut gepflegt. Trotzdem zog es zahllose unbetene Mitbewohner an. Das tropische Klima hat unzählige Geschöpfe hervorgebracht, welche schon vor der Errichtung der Gebäude da waren und sich von Türen, Fenstern und Mauern nicht abhalten lassen. Säugetiere, Vögel, Reptilien, Spinnen, Insekten und andere Gliederfüßler suchen gern das schützende oder sie mit Nahrung versorgende Dach auf. Im Zoologischen Institut in Münster las ich den indischen Spruch „*Tat tuam asi* (das bist du)“. Meine Teilnahme und Zugehörigkeit zur gesamten Natur wurde mir auch in „*Bissal Munti*“ wieder deutlich klar.

Ab und zu wurden in den Räumen Mäuse oder Ratten entdeckt, was einmal zu einer regelrechten – allerdings erfolglosen – Jagd mit Gewehr und den Hunden ausartete. Mein Vater, den ich Jahre später einmal nach Mysore mitnahm, erzählte danach gern von einem amüsanten Vorkommnis in „*Bissal Munti*“: Er hatte für die weite Reise eine Ersatzprothese in seiner Ledertasche mitgenommen. Eine Ratte hatte nachts ein großes Loch in die Tasche gebissen, die Zahnprothese angeknabbert, davon anscheinend Kopfschmerzen bekommen und daraufhin noch eine Aspirin-Tablette verzehrt. In van Ingens Werkstatt wurde die Tasche anschließend einwandfrei repariert, der Zahnersatz war allerdings dauerhaft lädiert.

Aus „*The Land*“ kamen Berichte über Schlangenbesuche: So wurde Botha eines Morgens von einer handlangen, jungen Viper gebissen, die sich in seinem Stiefel eingenistet hatte. Da er das Reptil ins Krankenhaus mitnahm, konnte es identifiziert werden, aber weil so noch so klein war, brauchte ihm kein Gegengift gespritzt zu werden. Nach diesem Ereignis sah man seine Schuhe über einige Wochen

auf dem Sofa stehen. Das geschah natürlich in der Zeit, als seine Frau noch in Amerika weilte, denn bei ihr kamen keine Stiefel auf das Sofa. Ein anderes Mal erhielten wir die Nachricht, dass Barbara nachts im dunklen Bad ein eigenartiges Geräusch vernahm. Als sie ihren Mann holte, bemerkten sie eine Kobra, die er sogleich erschoss. De Wet erzählte, dass früher die Dorfbewohner nach einem Schlangenbiss öfter mit dem Ochsenkarren in „*Bissal Munti*“ auftauchten, um von dort zum Missionskrankenhaus gebracht zu werden.

Besonders schwierig kann man sich der Insekten erwehren. Um die Invasion von Ameisen aufzuhalten, wurden die Füße des Fliegenschrankes – dieses praktische Möbelstück, das ich noch aus meiner Kindheit kannte, ist inzwischen bei uns ausgestorben – in Schälchen mit Petroleum gestellt. Noch bedenklicher sind die Termiten, die heimlich in alles Holz außer Teak eindringen und es von innen heraus zerstören, wenn man es nicht regelmäßig streicht, lackiert, konserviert. Man bemerkt diese fleißigen Arbeiter daran, dass sie außerhalb der von ihnen attackierten Objekte schmale Röhren oder dünne Bezüge aus Sand und Speichel hochziehen. Derartige Bezüge fielen mir zum Beispiel bei meinen Geierkäfigen auf und auch einmal an einem Fensterrahmen des Wohnhauses. Wenn man sie aufkratzt, kann man die farblosen, blinden, lichtscheuen Insekten sehen. Auf freiem Gelände findet man Termitenhügel, in denen ganz andere staatenbildende Termitenarten leben, die sich nicht von Holz sondern von Humus verpflegen oder Pilze in ihren Bauten kultivieren. In diesen zum Teil oberirdischen, zum Teil unterirdischen Bauten sollen häufig Schlangen leben. Mancherorts werden an die Termitenbauten kleine Opfertuben für die Schlangen gelegt.

Ein wirklich ekelhafter Geselle ist die Küchenschabe, die trotz regelmäßiger Bekämpfung nicht auszurotten ist und erst im Dunkeln

aus ihren Verstecken kommt. So erschreckte ich eines Nachts, als ich das Licht im Bad anknipste, ein riesiges Exemplar – und es mich –, welches anscheinend den Abwasserrohren entstieg war. Noch abschreckender erschien mir eines Morgens ein fingerdicker, mindestens zehn Zentimeter langer, giftiger Hundertfüßler in meinem Duschbecken. Als ich Joubert aufgeregt um Hilfe bat, bekam ich die lakonische Antwort: „Du kannst ihn doch selbst töten“. Wie ich diese unangenehme Aufgabe erledigte, möchte ich dem sensiblen Leser nicht schildern.

Es gab weitere Kreaturen, die ich ohne Gewissensbisse ermordete, nämlich die Moskitos. Sie tauchten bei Einbruch der Dunkelheit im Garten auf, dann musste man schnell alle Türen und Fenster schließen und sich ins Haus zurückziehen. Allein selbst dort war man nicht sicher vor den Plagegeistern. Sie strömten nämlich schon im Hellen durch das offene Fenster und verbargen sich zwischen Textilien. In meinem Ankleideraum hatte ich einen praktischen Kleiderbock. Wenn ich meine dort abgehängten Sachen später ordentlich im Schrank verstauen wollte, schwirrten Mückenschwärme heraus. Abends empfahl es sich, die Beine zu bedecken: Ich zog nach dem Bad Hosen oder lange Röcke an und Schuhe mit hellen Socken anstelle der Sandalen. Joubert hatte elegante, halbhohe „mosquito boots“. Er erzählte, dass sie als Kinder alle die Malaria gehabt hätten. Auch heute noch gäbe es die Krankheit in einigen Stadtgebieten, obwohl durch das in anderer Hinsicht problematische DDT viele Areale saniert wurden. Daher war ich dankbar für mein Moskitonetz, dessen Enden beim Schlafengehen ordentlich unter der Matratze festgesteckt werden mussten. Was aber, wenn es Löcher oder Risse gab, förmliche Einladungen zum Eindringen? Ich inspizierte die Gewebe und holte selbst auf Reisen mein Nähzeug hervor, um Löcher zu stop-

fen, wo nötig. Wenn ich dann unter dem Netz geborgen war und das Singen der Blutsauger an mein Ohr drang, dann konnte ich mich wohligh entspannen.

Zum Glück wohnten in meinem Zimmer auch wohlgelittene Lebewesen. Die kleinen Geckos, die sich hinter den mit Draht etwas schräg aufgehängten Bildern versteckten, konnte ich nur mit Zuneigung betrachten. Wie es diese Eidechsen zustande brachten, der Schwerkraft trotzend an Wänden und Dachbalken entlang zu laufen, wurde gerade von einem Kondoktoranden in Münster erforscht, der die Oberflächenstruktur der Fußsohlen eingehend untersuchte. Meine rundköpfigen, niedlichen Gefährten kamen erst in der Dämmerung zum Vorschein. Nachts hörte ich sie manchmal leise schnalzen und wusste, jetzt sind sie auf der Jagd nach all den lästigen Mücken und anderen unerwünschten Insekten. Insgesamt gefiel es mir, in einem derart belebten Haus zu wohnen.

Van Ingen & Van Ingen: Taxidermie und *Shikar*

Als ich den Betrieb zum ersten Mal betrat, hatte ich keine Ahnung, wie groß und weithin renommiert die Firma *Van Ingen & Van Ingen* war, die vom Vater Eugene in den 1890er Jahren gegründet und von seinen Söhnen bis 1999 weitergeführt wurde. Hier präparierte man die Trophäen aus ganz Indien. Sogar der englische *Viceroy* soll früher nach Mysore gekommen und von den jungen van Ingen zum Angeln mitgenommen worden sein. Er wollte im Kaverifluss den legendären Riesenkarpfen *Mahseer* fischen, der über einen Zentner schwer werden kann. Vor der indischen Unabhängigkeit 1947 war die Großwildjagd (*Shikar*) ein beliebtes Hobby der kolonialen und indischen Eliten. Ich habe selbst noch einen der Maharadschas erlebt, der seine Jagdbeute persönlich zur Bearbeitung ablieferte, ein Mann, den Joubert „*trigger-happy*“ nannte, was netter klingt als „schießwütig“, aber prinzipiell dasselbe bedeutet. Er hatte unter anderem einen kapitalen Indischen Bison (*Gaur*) geschossen, dessen Kopf auf eine Platte aufgezogen werden sollte, und äußerte den kuriösen Wunsch, aus dem Penis des Tieres einen Bilderrahmen herstellen zu lassen.

Die prestigeträchtigste Trophäe war der Königstiger. Bevor 1972 die Tigerjagd per Gesetz verboten wurde, waren tausende Tiger getötet worden. Die Werkstatt soll von 1930-1960 jährlich über dreihundert Tiger präpariert haben. Kurz nach der Unabhängigkeit betrug die Gesamtzahl dieser Raubkatzen in Indien noch ungefähr viertausend, denn nach Aufgabe der fürstlichen Privilegien wurde wahllos in den früher streng gehüteten Jagdrevieren geschossen und gewildert. Um 2010 hat man dann trotz verstärkter Bemühungen des *Project Tiger* nur noch siebzehnhundert Tiere gezählt. Zu meiner Zeit gab es

noch viele Tigeraufträge, später durften ausnahmsweise sogenannte Menschenfresser geschossen werden. Ich lernte ein kanadisches Ehepaar kennen, das nach wochenlanger *Shikar* tatsächlich ein solches Untier zur Strecke gebracht hatte, und zwar war die großmütterlich wirkende Ehefrau die erfolgreiche Schützin. Es stellte sich heraus, dass die Tigerin ein durch Unfall verkürztes Bein hatte und, wie es in solchen Fällen öfter geschieht, begonnen hatte, leicht zu erbeuten – des Vieh zu reißen und sich schließlich auch an Menschen vergriff.

Die Brüder konnten anschaulich von ihren Jagderlebnissen erzählen. Früher waren sie öfter von den Dörflern geholt worden, wenn sich eine Raubkatze auf ihr Vieh spezialisiert hatte. Joubert hatte seinen ersten Tiger mit neunzehn Jahren geschossen. Ich gebe hier eine seiner Geschichten zur *Tiger-Shikar*, die mir gut gefiel, in meiner Übersetzung wieder:

Bill Baxter aus Amerika und seine Frau Charlotte waren mit uns befreundet. Er war Manager einer Schwefelsäurefabrik, und sie lebten draußen am Krishnaraja-Stausee. Er war sehr an der Jagd interessiert und hoffte, einen Tiger zu schießen. Tiger gab es in den Dschungeln, und eine Lizenz kostete fünfzig Rupien. Bill und seine Frau kamen eines Morgens zu einer Tasse Tee nach Bissal Munti. Aus einem ungefähr dreißig Meilen entfernten Dorf, fünf Meilen von der Hauptstraße, kam ein Mann zum Bungalow und sagte, dass ein Tiger eine seiner Kühe getötet habe und im Buschdschungel seine Beute fräße. Könne ich kommen und den Tiger erschießen? Ich sagte zu Bill: „Hier ist deine Chance, einen Tiger zu erlegen; du kannst mit mir mitkommen“. Bill meinte, er würde das liebend gern machen, aber es sei unmöglich, denn er habe ein wichtiges Treffen. Seine Frau sagte, sie würde liebend gern mitkommen, doch glücklicherweise sagte Mutter,

das sei zu gefährlich und: „Ich kann Ihnen nicht erlauben, mit Joubert mitzufahren“.

Ich hatte einen alten Ford mit einem Kastenaufbau, und fuhr mit meiner vierhundsiebzigter Flinte und dem Dörfler los. Ich besaß einen leichten, tragbaren Rahmen, mit dem man auf einem Busch einen Manchan (Anstand) aufbauen konnte. Der Tiger und sein Opfer waren fünf Meilen von der Landstraße auf einem Sandweg. Es gab eine dreißig Yards breite Feuerlinie, die er überqueren musste, wenn er von seinem Futter vertrieben wurde. Fünf Männer sagten, sie könnten ihn fressen hören. So saß ich in meinem Hochsitz mit einem freien Blick auf die Feuerlinie. Als die Männer anfangen, den Tiger aufzustören, hörte ich ein Tier in meine Richtung laufen und sah einen großen, männlichen Tiger über die offene Feuerlinie laufen, bevor ich schießen konnte. Jedoch musste der Tiger über die Störung ärgerlich gewesen sein, denn er hielt nach der freien Feuerlinie an und schaute zu seiner verlorenen Mahlzeit zurück. Ich sah ihn deutlich in einer Entfernung von sechzig Yards und zielte mit meinem schweren Gewehr und feuerte auf seine Schulter; ein glücklicher Schuss traf ihn an der Halsbasis, und er war mausetot.

Als die Männer herankamen, um den riesigen Tiger zu betrachten, der sich von ihrem Vieh ernährt hatte, waren sie begeistert. Ich schickte sie zu ihrem über zwei Meilen entfernten Dorf, um einen Ochsenkarren zu holen, in den der Tiger gehoben wurde, um zur Hauptstraße transportiert zu werden. In der Zwischenzeit entschloss ich mich, zum Auto zurückzulaufen und zu Bills Haus zu fahren, damit er den Tiger sehen konnte, den er hätte schießen können. Er gab mir etwas zu essen und folgte mir mit seinem Wagen. Inzwischen kam der Ochsenkarren mit dem Tiger an. Bill fuhr auf einer anderen Straße nach Hause zurück als der, die ich nach Mysore nehmen musste.

Es muss ungefähr Mitternacht gewesen sein, als ich mit dem Tiger nach Mysore losfuhr, ich war allein. Die Straßen waren in jenen fernen Tagen zu dieser Zeit frei von Verkehr. Das Auto stoppte nach ungefähr fünf Meilen und ich fand heraus, dass ich kein Benzin mehr hatte. Die einzige Hoffnung war, irgendwie nach Mysore zu gelangen und De Wet zu bitten, mich mit einem Benzinkanister zu dem alten Ford zu fahren. Ich ließ den toten Tiger und das Gewehr im Vehikel und lief drei Meilen zum nächsten Dorf. Am ersten Haus, zu dem ich kam, sah ich ein Fahrrad. Ich weckte den Besitzer und fragte, ob er mir das Rad leihen würde, ich würde es ihm hinten in meinem Auto zurückbringen. Ich hatte das Gefühl, dass er sich fürchtete, doch er sagte zu. Ich war jahrelang nicht mehr Rad gefahren und fand es hart. Ich weckte den armen De Wet, wir holten eine Kanne Benzin und übergaben das Fahrrad, und ich folgte ihm, sobald der Ford wieder mit Benzin versorgt war. Es war ein langer Tag, aber ich hatte einen großartigen Tiger geschossen.

Eine weitere Jagdanekdote, die von De Wet stammte, ist mir im Gedächtnis geblieben, vielleicht weil sie ohne eigentliche Pointe blieb. Bei einem Dinner mit Gästen unterhielten wir uns über Begegnungen mit Schlangen, die gar nicht so selten waren. Leider wurden auch einige der van Ingen'schen Hunde von Kobras gebissen und getötet. De Wet berichtete, wie er kürzlich mit Minnie, einem seiner Pointer, auf der Rebhuhnjagd unterwegs war: „Plötzlich stand der Hund an, es ertönte ein Zischen, und eine Kobra stellte sich direkt vor Minnie auf...“ Spannungsvolle Pause, die Tischgesellschaft war ganz Ohr: „Ich weiß nicht mehr, ob ich die Kobra erschossen habe“.

Ich ging gelegentlich zur Werkstatt, wenn es etwas Besonderes zu sehen gab. Der großzügige Empfangsbereich war mit verschiedenen Trophäen geschmückt, in voller Größe oder als Kopfpräparat.

An den Wänden hingen Naturfotos, die meisten von De Wet stammend, und einige englische Stiche mit Jagdszenen. Hier standen oft die Präparate, bevor sie zur Verschiffung in individuell geschreinerten Holzkästen verpackt wurden. Es folgte ein großer, heller Arbeitsraum, in dem viele Arbeitsgänge durchgeführt wurden und vornehmlich die beinahe fertiggestellten Tiere die Augen auf sich zogen. An einem der beiden breiten Schreibtische in der Mitte des Saales saß jeweils einer der Chefs, meistens war es De Wet. An der Stirnseite dieses Raumes hingen unterschiedliche Trophäen und der Abdruck eines riesigen Fisches, den De Wet einmal gefangen hatte. Weiter hinten schlossen sich weitere Werkräume und Schuppen an, einer davon mit einer umfangreichen Knochensammlung mit vielen Schädeln. Zwei Sekretärinnen und ein weiterer Angestellter hatten in einem Obergeschoß ihre Büros.



Einem Tiger wird das Fell abgezogen

Es waren ständig mehrere Objekte in Arbeit: Tiger, Leoparden, verschiedene Hirsch- und Antilopenarten, seltener Bären und kleinere Raubtiere oder auch manchmal ein Zootier. Ich konnte beobachten und fotografieren, wie die Tiere gehäutet und ihre Felle in tiefen Bassins konserviert wurden. Sorgfältig wurden vor allem die Raubkatzenpfoten mit allen Krallen gelöst. Lebensecht modellierte Vollplastiken, die zunächst aus Ton hergestellt und dann durch Papiermaché ersetzt wurden, dienten als Unterlagen, auf schließlich die Felle aufgezogen wurden. Es gab natürlich auch Schablonen, aber die eigentliche Kunst bestand darin, im Einzelfall die natürliche Haltung der Tiere zu treffen. Joubert hatte ein gutes Auge für die anatomischen Feinheiten und die Haltung der Tiere. Oft beschäftigte er sich tagelang mit dem Skulptieren eines einzigen Individuums.

Die Arbeiter waren auf bestimmte Tätigkeiten spezialisiert: sägen, Ton oder Papierbrei ansetzen, nähen, Zungen, Zähne und Schnurrhaare herstellen, bemalen und einsetzen. Besonders faszinierend fand ich, wie zum Schluss aus Ostdeutschland bezogene Glaslinsen von der Rückseite mit den typischen Pupillen und der Iris bemalt und in die Tierköpfe eingesetzt wurden und die Gesichter mit dem jeweils charakteristischen Augen-Makeup und der Färbung von Maul oder Lefzen fertiggestellt wurden und derart fast wieder zum Leben erwachten. Tigerköpfe gab es hauptsächlich in zwei Versionen, mit gutartigem oder fauchendem Gesichtsausdruck.

Die Handwerker widmeten sich jedem Individuum mit viel Geduld. Sie freuten sich über meine Besuche, mein Interesse und die Bewunderung für ihre Geschicklichkeit. Die meisten von ihnen kamen aus einem zehn bis fünfzehn Kilometer entfernten Dorf. Sie waren Angehörige der unberührbaren (Dalit)-Kaste, denn ihre Arbeit mit toten Tieren oder deren Fell und Leder war schlecht angesehen.

Gandhi hatte deshalb seinerzeit angefangen, mit seinen Anhängern Schuhe herzustellen, um diese Tätigkeit aufzuwerten. Im Gegensatz zu heute, wo Busse fast alle Dörfer ansteuern, mussten 1966 die meisten der Leute noch morgens und abends den weiten Weg zu Fuß zurücklegen. Wer sich ein Fahrrad leisten konnte, war fast ein König. Zu der Tierpräparation gehörten zweifellos einige unangenehme Tätigkeiten, aber die fertigen Produkte waren von hervorragender Qualität; es gab sogar Großwildjäger, die ihre Jagdbeute aus Afrika zu van Ingen & van Ingen schickten, und man kann noch heute die in Mysore hergestellten Trophäen in den Residenzen der ehemaligen Maharadschas bewundern.



Arbeit an einem Sambarhirsch



Joubert und De Wet bei der Weihnachtszeremonie

Am ersten Weihnachtstag erlebte ich eine rührende Zeremonie, mit der die Arbeiter aus der Werkstatt ihre Verbundenheit mit dem Betrieb und ihren Arbeitgebern bekundeten. Als wir nach dem Gottesdienst in der englischen Kirche zu Hause ankamen, versammelte sich die Belegschaft mit Girlanden auf der Veranda. Einer von ihnen ging ins Wohnzimmer, um das Bild des Vaters Eugene zu bekränzen, der die Werkstatt am Ende des vorigen Jahrhunderts gegründet hatte, dann wurden den beiden Chefs und sogar mir lange, weiße Jasmingirlanden um den Hals gelegt, und es wurde jedem von uns eine Limone überreicht. Das Unternehmen bestand zu der Zeit seit über sechzig Jahren, und dort hatten Generationen von Menschen aus denselben Familien, die meisten aus demselben Dorf gearbeitet; ein gegenseitiges Vertrauen war gewachsen, das mit der Ehrung und Segnung durch die Arbeiter gefestigt wurde.

Reitschule

De Wet kam auf die brillante Idee, dass ich bei der Berittenen Polizei reiten lernen könnte. Er selbst genoss es, jeden Morgen mit seinem Pferd ein bis zwei Runden auf der Rennbahn unterhalb von *Chamundi Hill*, dem Hausberg von Mysore, zu absolvieren; Joubert ritt nur gelegentlich. Die Berittene Polizei, früher die „*Mounted Bodyguard*“ des Maharadschas, hatte ihr Quartier in der Nähe der Rennbahn. Gepflegte Pferde waren in geräumigen Stallungen untergebracht, und daneben gab es einen Exerzierplatz.

Jeden Morgen trainierten die Männer von halb sieben bis halb acht Uhr und nahmen dazu auch ein paar Reitschüler mit. Für zwei Rupien bekam ich ein schönes Pferd, einen *Sepoy* (einfacher Polizist), der mir aufhalf und die Steigbügel richtete und in der Gruppe mitritt, was speziell bei den Ausritten beruhigend war. Van Ingens meinten belustigt: *“At least you get two rupies worth of attention”*. De Wet nahm mich morgens zur Übungsstunde mit, wenn er sein Pferd an der Rennbahn traf, anschließend holte mich der Fahrer Akbar zum Frühstück ab, der mich anschließend auch zum Zoogelände brachte. Ich war nicht die einzige „zivile“ Teilnehmerin; es gab noch ein junges Mädchen, dessen Vater eine Kaffeeabrik besaß, und einen weiteren jungen Reitschüler.

Als echte Anfängerin hatte ich Mühe mitzuhalten und bekam natürlich nicht das beste Pferd zugewiesen. Den Unterschied konnte ich merken, als ich einmal eine andere Stute reiten durfte, die viel gleichmäßiger ging und schneller reagierte. Für Anfänger hat das Trainieren in der Gruppe einen Vorteil: Die Pferde laufen gern hintereinander her. Gleichzeitig musste ich aber lernen, dem Tier mitzuteilen, was ich wollte, und dazu die richtigen Hilfen geben. Nach und

nach begriff ich, wie man mit Pferden umgeht, allein eine gute Reiterin wurde ich leider nicht.

Die Truppe wurde von einem Captain geleitet, ein fescher, gepflegter Mann mit einem prächtigen Schnurbart, allerdings etwas naiv. Nach wenigen Reitstunden kam er zu mir und lobte meinen Sitz, den ich noch gar nicht so gelungen fand. In meiner Bescheidenheit machte ich dann einen Fehler, denn auf das Kompliment, dass ich so wunderbare, lange Beine hätte, antwortete ich, nein, sie seien eher kurz. Einige Tage später wandte er sich wieder an mich und sagte mit Bedauern, leider seien meine Beine so kurz. Insgesamt waren die Reiter jedoch höflich und nachsichtig mit meinen vielen Anfangsfehlern, und ich fühlte mich wohl bei ihnen.



Beim Ausritt vor Chamundi Hill

Ich fand es sehr nett, anlässlich der Beförderung dreier junger Polizisten zu einem Frühstück auf den Paradeplatz der Berittenen Polizei eingeladen zu werden. Dieses Fest wurde um sieben Uhr in der Frühe stilvoll vor geladenen Gästen mit den passenden Reden unter einem speziell aufgestellten Festzelt zelebriert. Anschließend zeigte der Captain uns Alben mit Erinnerungsfotos; außerordentlich stolz war er darauf, dass der Sohn des Maharadschas bei seiner Truppe Reitunterricht erhalten hatte. Außerdem gab es am Tag zuvor eine informelle Feier direkt nach dem Training, ebenfalls mit einem kleinen Frühstück, bei dem wir Reitschüler uns entspannt mit den Lehrern unterhalten konnten.

Am besten gefiel es mir, dass wir nach einiger Zeit Ausritte in der Ebene vor dem imposanten *Chamundi Hill* machten. Wir durchquerten das trockene, ziemlich steinige Gelände, das von kleinen Gräben und Buckeln durchzogen und stellenweise mit Dornengebüsch bewachsen war. Die ersten Male war ich zu sehr damit beschäftigt, beim schnellen Trab mein Pferd zu lenken und mich im Sattel zu halten, um Vergnügen zu empfinden. Da wir in einer lockeren Formation ausschwärmten, musste ich genau auf den Weg achten und zudem darauf, dass das Pferd gut die Beine hob, und ihm die notwendigen Hilfen geben, denn es neigte zum Stolpern und passte manchmal nicht auf, wie es auftrat. Doch im Laufe der Wochen erzeugten die Ausflüge in der frischen Morgenluft mit dem weiten Blick in die karge, auf ihre Art reizvolle Landschaft am Fuße des nahen Berges in mir ein herrliches Gefühl der Freiheit, eine innere Unbeschwertheit.

Das Umland von Mysore

Am allermeisten genoss ich die regelmäßigen Fahrten aufs Land. Wenn wir einen Ausflug machten, wurden häufig Gewehre oder Angeln mitgenommen. Das Jagen steckte vor allem Joubert im Blut. Die Jagd war früher eine ganz gebräuchliche Lebensform gewesen. Selbst Salim Ali erwähnte in seinen Bestimmungswerken zu gewissen essbaren Vögeln, ob es Spaß machte, sie zu jagen und wie sie schmeckten, denn je nach bevorzugtem Futter schmeckt das Fleisch angenehm oder beispielsweise fischig. De Wet begnügte sich mit den Jahren zunehmend damit, mit der Kamera zu schießen. Doch wenn im Herbst die Scharen von Zugvögeln in Südindien anlangten, unter ihnen verschiedene Entenarten, dann packte auch ihn das Jagdfieber.

Am Wochenende wurden alles nach einem ausgeklügelten System vorbereitet: Die Helfer beluden kunstvoll Jeep und Anhänger mit Lockenten aus Blech und mit Coracles, flachen, runden Korbbooten, die sich zum Überqueren von Kanälen eigneten oder um damit ein Stück des breiten Flusses Kaveri entlangzufahren und zu einer Insel überzusetzen. Weiter wurden sorgfältig Falttisch und Faltstühle eingepackt, Kekse, etwas Rum und Wasser sowie Limonade für die Diener. Neben dem Chauffeur kamen meistens zwei Gehilfen mit, die sich um den Bau eines Verstecks, das Aussetzen der Attrappen und die Hunde kümmerten.

Bezeichnenderweise durften Gäste zu den Exkursionen nicht irgendwelche Sportkleidung tragen sondern wurden mit khakifarbenen Hemden und Hüten ausgestattet, wenn sie ähnliche Safarikostüme nicht selber mitbrachten. Die Hutsammlung war spektakulär, denn sie enthielt neben diversen Schirmkappen und Schlapphüten noch einen alten, skurrilen Tropenhelm, dessen Einsatz man sich gar

nicht mehr vorstellen konnte. Die übliche Ausflugskleidung fand ich bald sehr praktisch, denn so brauchte ich mir keine Gedanken darüber zu machen, was ich anziehen sollte. Und kategorisch hieß es: „No socks!“, falls es jemand noch nicht wusste, denn die scharfen Spitzen des im trockenen Gelände wuchernden Speergrases, die sich mit Vorliebe in die Socken und anschließend in die Haut bohrten, konnten einen gefährlich verletzen.



Dorf bei Mysore

Zusammen mit den Hunden und Dienern durfte ich im hinteren Teil des Jeeps Platz nehmen, und dann ging es über unebene Landwege, durch kleine Dörfer und an Feldern entlang zu einem passenden Ziel. Meistens hielten wir in der Nähe des Kaveriflusses, zu dem parallel eine Reihe von Bewässerungskanälen liefen, die von dem großen *Krishnarajasagar*-Stausee ungefähr zwanzig Kilometer

westlich von Mysore gespeist wurden. Andere geeignete Orte waren kleinere Stauseen, einige mit Sumpfgebieten. Meine Freunde kannten jedes Dorf, jeden Hügel, jeden Kanal, Teich und Sumpf, jede landschaftliche Besonderheit, und ich war von der abwechslungsreichen Umgebung von Mysore zunehmend begeistert, je öfter ich mitgenommen wurde. Nie hätte ich mir träumen lassen, dass ich so ausgiebig im Gelände herumstreifen und das ländliche Indien kennenlernen könnte.

Wenn im Spätherbst der Reis geerntet wurde, waren die bereits abgeernteten Stoppelfelder mit den verstreuten Körnern ideal, um Enten anzuziehen. Wenn dann noch Attrappen lockten, erhöhten sich die Chancen auf Jagdglück. Die Kunstenten sahen aus der Luft offenbar so echt aus, dass eines Tages ein Greifvogel auf das Feld, wo sie saßen, herunterstieß in dem vergeblichen Bemühen, sie aufzujagen. Die Hunde wurden von den Helfern gehalten und zum Apportieren losgeschickt, wenn ein Vogel getroffen worden war. Diese Aufgabe war besonders schwierig, wenn eine Ente auf die andere Seite eines Kanals gefallen war; dann nämlich mussten die Hunde auf Handzeichen reagieren und hinüber schwimmen. Ich spazierte am liebsten gleich los und hielt mit dem Fernglas nach Vögeln Ausschau, musste dabei allerdings aufpassen, dass ich nicht in eine mögliche Feuerlinie geriet und durfte nicht zu weit fort streifen, damit ich das Fahrzeug rechtzeitig zum abschließenden Umtrunk erreichte. Mit der Zeit bekam ich heraus, wie weit ich wandern konnte, um vor der Rückfahrt wieder in der Nähe des Jeeps zu sein. Wenn ich dann die Jagdbeute betrachtete, taten mir die prächtigen Enten leid, aber am Ende schmeckten mir die Braten genauso vortrefflich wie den andern, und wie Joubert bemerkte, wurde kein großer Schaden an den Vogelpopulationen angerichtet.



Hirte mit Mastenten

Zur Erntezeit wurden aus dem Nachbarstaat Tamil Nadu Tausende junger Hausenten zum Mästen mit Lastwagen herbeitransportiert, um auf den abgeernteten Reisfeldern zu weiden. Joubert ärgerete sich über diese Invasion, da die Herden die Felder mit ihren Ausscheidungen verunreinigten, so dass sie anschließend von den Wildenten gemieden wurden. Es war ein erstaunlicher Anblick, wie jeweils einige Hundert dieser Tiere brav ihren Hirten folgten, die mit einem langen Stab mit einem flatternden Lappen am oberen Ende vor ihnen herliefen. Ab und zu mussten sie ihre Schützlinge mit dem Stock zusammentreiben, wenn die Vogelflut sich unvermittelt teilte und eine Gruppe drohte, vom geplanten Pfad abgelenkt zu werden.

Gegen Tagesende wurden die Enten zu einem Kanal geführt, wo sie schwammen, tauchten und eifrig ihr Gefieder putzten.

Meine ornithologische Ausbeute war aufgrund verschiedenartiger Geländetypen – Baum- und Buschgruppen, Wege und Wegraine, Wasserflächen und Gewässerränder – meistens sehr zufriedenstellend. Am glücklichsten war ich stets über die Entdeckung mir bisher unbekannter Vögel. Ich versuchte manchmal, sie mit ihren Merkmalen zu skizzieren, um sie anschließend abends mit Hilfe von Vogelbüchern zu bestimmen, denn ich hatte keine Lust, schwere Bücher mitzuschleppen. Spannend war es, wenn ich an einen Ort kam, wo ich schon einmal einen interessanten Vogel angetroffen hatte. Dann musterte ich vorsichtig das Terrain in der Erwartung, dass er genau dort wieder auftauchen könnte, damit ich meine erste Identifikation bestätigen konnte. Es kam aber auch vor, dass ich bei der zweiten Sichtung vor ein neues Rätsel gestellt wurde, was ebenfalls spannend war.

Die Fülle der Vogelarten war frappierend. Wo es bei uns in Deutschland ein oder zwei verwandte Arten gab, hatte Indien mindestens doppelt so viele. Um einige Beispiele zu nennen: An manchem Nachmittag konnte ich drei verschiedene Storcharten, drei Eisvogelarten und mindestens fünf Reiherarten erblicken. Zur Winterzeit kamen viele Zugvögel bis nach Südindien; Beeindruckend waren vor allem die unterschiedlichen Enten: Knäk-, Krick-, Spieß-, Löffel-, Reiher- und Pfeifenten. Allein die einheimischen Fleckschnabelenten werden das ganze Jahr über angetroffen.

Bei den Eisvögeln faszinierte es mich, wie ausdauernd der schwarz-weiße Graufischer Turmfalke ähnlich über einem Gewässer ähnlich über einem Gewässer rüttelte, um sich dann blitzschnell auf einen erspähten Fisch zu stürzen, während die anderen Eisvögel

von einem Ansitz aus jagten. Auch bei den Reihern beobachtete ich verschiedene Jagdstrategien: Die Kuhreier folgten Rindern, um die von deren Hufen aufgestörten Insekten zu schnappen; so wurde jede Weidegruppe von einer dekorativen, weißen Reiher­schar begleitet. Silber- und Seidenreier spazierten einzeln über Felder und Wiesen und scheuchten so ihre Beute auf. Grau- und Purpurreier sah man



Fleckschnabelenten

wie in Trance an Gewässern verharren, bis sich ihnen die Chance zu einem plötzlichen Fang bot. Wie der bräunliche Paddyreier vorging, war schwer zu erkennen, denn wenn er mit eingezogenem Hals an den Teichrändern hockte, war er beinahe unsichtbar. Erst wenn er überraschend aufflog und dabei schneeweiße Flügel entfaltete, bemerkte man ihn. Wenn er dann einen neuen Rastplatz gefunden hatte, zog er wieder seine Tarnkappe auf.



Silberreiher bei der Jagd

Außerhalb der Jagdsaison konnte man samstagsabends für einen Drink an einen angenehmen Ort fahren, an einen Hügel, an einen Kanal, oder am Sonntag zusammen mit Barbara ein Picknick organisieren. Besonders geeignet, um den Sonnenuntergang zu genießen, war *Chamundi Hill*, der sich in Form eines langen Krokodils südlich der Stadt erstreckt und dessen Silhouette nachts von einer Lampenkette gezeichnet wurde, so dass man ihn schon von weither erkennen konnte. Aus allen Richtungen sah man so den Umriss des Berges, nur wenn man sich dem „Schwanzende“ von Osten aus näherte, erkannte man, dass es verschiedene Linien waren, die die jeweils höchsten Punkte markierten. Leider ist diese funkelnde Girlande, die für mich mit zum Charme von Mysore gehörte, heute verschwunden. Es gibt einen guten Fahrweg hinauf bis zu einem imposanten Tempel auf der Spitze und außerdem eine Treppe zum Aufstieg. Auf zwei

Drittel der Strecke, achthundert Stufen hoch, steht eine gewaltige, sechs Meter lange und fast ebenso hohe Stierskulptur, aus einem einzigen Felsblock gehauen. Dieser Monolith wird als Reittier des Gottes Siva verehrt. Diese abendliche Ausfahrt wurde gern mit Gästen unternommen, um ihnen die schöne Aussicht zu zeigen. Wenn man an einem Platz auf halber Höhe anhielt, konnte man die Stadt unter sich ausgebreitet erblicken, den Maharadscha-Palast im Zentrum, umgeben von einem Häusermeer, die ovale Pferderennbahn und einen kleinen See östlich vom Zoo, in dessen Nähe ich das Trainingsgelände „meiner“ Berittenen Polizei ausmachen konnte.

Mit Einbruch der Dunkelheit erschienen Scharen von fliegenden Hunden, großen, fruchtfressenden Fledermäusen, am Himmel. Weniger auffällig waren insektenfressende, kleinere Fledermäuse, die wie flatternde Schatten vor uns auftauchten, um gleich wieder in der Dämmerung zu verschwinden. Ich war auch stets beglückt, wenn braungestreifte Ziegenmelker mit dickem Kopf und breitem Schnabel vom Auto aufgescheucht wurden, die sich auf der Straße aufwärmten, bevor sie auf die nächtliche Insektenjagd gingen. Diese Vögel sind in Deutschland praktisch ausgestorben.

Vor meiner Bekanntschaft mit van Ingens hatte ich kaum etwas von dem ländlichen Indien mitbekommen, da ich ja in der Stadt wohnte. Die einzigen Gelegenheiten, ein wenig von der Umgebung zu sehen, boten die Busfahrten nach Bangalore und Coorg und zu den Peace-Corps-Freunden. Doch auch bei diesen Fahrten hatte ich vor allem an meine eigenen Angelegenheiten gedacht – ich musste ja eine Menge frischer Eindrücke verarbeiten – und alles nur flüchtig aufgenommen. Als Biologin hatte ich natürlich über meine ornithologische Vorliebe hinaus Interesse an der Natur- und Kulturlandschaft. Mit Hilfe meiner Gastgeber wurde diese Lücke ausgegli-

chen; im Laufe der Zeit wurde ich mit den verschiedenen Biotopen und ihrer Vegetation gut vertraut. Auf den Ausflügen bekam ich nun einige Einblicke in das Landleben. Ich konnte keine tiefergehenden Kenntnisse vom bäuerlichen Leben gewinnen, bekam aber eine gewisse Vorstellung davon, wie die Menschen lebten und arbeiteten.

Fahrten direkt durch Dörfer hindurch wurden so weit wie möglich vermieden. Jedoch durchquerten wir öfter den Wohnort der Werkstattarbeiter, um den erfahrenen, alten Mara mitzunehmen, der während der Jagdsaison erforschen musste, wo es sich hinzufahren lohnte. Am Dorfeingang standen zwei Brunnen, je einer für die niedrigen und höheren Kasten, aus denen die Frauen mithilfe von Flaschenzügen in ihre großen, bauchigen Töpfe Wasser schöpften. De Wet freute sich immer, wenn wir als erstes eine Frau sahen, die mit einem gefüllten Messinggefäß auf Kopf oder Hüfte den Brunnen verließ: Dies sei ein gutes Omen für den Jagderfolg.

Die Frauen schleppten enorme Gewichte, denn bereits die Messingkrüge waren wirklich schwer, dazu kamen dann noch mindestens fünf Liter Brunnenwasser. Solche Lasten konnten sie am besten bewältigen, wenn sie sie auf dem Kopf trugen, wobei diese Gewohnheit zu einer ausgezeichneten Körperhaltung führte, die ich nur bewundern konnte. Einmal sah ich, wie eine Frau anmutig mit einer einzelnen Tasse auf dem Haupt einherschritt und dabei die Hände frei hatte. Ein andermal begegneten wir auf einem Feldweg einem barfüßigen Mann, der seine Sandalen auf dem Kopf abgelegt hatte, wohl um sie zu schonen und erst in der Stadt auf dem harten Pflaster zu benutzen.

Wenn wir in der Dorfmitte hielten, verursachte das regelmäßig einen Auflauf: Kinder und Hunde versammelten sich mit Geschrei und Gebell, so dass die Pointer festgehalten und beruhigt werden

mussten. Joubert gefiel das überhaupt nicht, und er sah zu, dass unser Aufenthalt immer so kurz wie möglich dauerte. Ich dagegen schaute mich neugierig um. Die Häuser waren aus Lehmquadern gebaut, weiß getüncht und hatten entweder Palmblatt-, Gras- oder Ziegeldächer. Auf etlichen Dächern wurde Futter abgelegt, andere waren von Kürbispflanzen überrankt. Die meisten Hütten dort in der Dorfmitte, wo wir anhielten, waren klein und niedrig mit Palmblattdächern. Es gab aber auch ein paar größere Häuser, die typischerweise neben dem Eingang eine Art Veranda hatten. Dort konnten die scharfen Chillischoten und andere Feldfrüchte getrocknet werden, dort konnten die Frauen sitzen und ihr Gemüse putzen, Familienmitglieder während der heißen Jahreszeit schlafen, und dort wurden die ansehnlichen, weißen Zebuochsen angebunden und gefüttert, wenn sie von der Arbeit zurückkehrten.

Manche Häuser wiesen schön geschnitzte Türen auf, so wie die zweirädrigen Ochsenkarren oft ebenfalls mit geschnitzten Ornamenten und einfachen Malereien geschmückt waren. Ein einziges zweistöckiges Haus im Dorf, das zudem grün gestrichen war und sich so deutlich von anderen Gebäuden abhob, gehörte offensichtlich dem wohlhabendsten Bewohner. In der Dorfmitte gab es, soweit ich erkennen konnte, nur einen kleinen Laden mit den wichtigsten Artikeln wie Seife und Waschmittel, Zucker, Salz, Tee oder Kaffee und wahrscheinlich auch *Bidis*, dünnen aus Tabakblättern gerollten Zigaretten. Wer andere Dinge benötigte, musste sie in der Stadt besorgen. Dorthin mussten auch die Kinder laufen, die in den Genuss einer Schulbildung kamen. Theoretisch herrschte Schulpflicht, aber es gab keine Kontrolle, so dass die Eltern frei entschieden, ob und wie lange ihre Sprösslinge die Schule besuchten. Die Erwachsenen waren fast alle Analphabeten. Als Haustiere waren Hühner, Büffel, Kühe, Ochsen

und der Dorfbulle zu sehen, außerdem weideten Schafe und Ziegen im freien Gelände, begleitet von meist ganz jungen Hirten. Unterhalb des Dorfes befand sich ein großer Stauteich, wo man Tiere tränkte oder Wäsche waschen konnte. Solche Staugewässer, die das während der Monsunzeit reichliche Wasser für die trockene Jahreszeit sammeln, finden sich überall über das Land verstreut und sind in Gegenden ohne künstliche Bewässerung äußerst wichtig.

Wie Mensch und Vieh auf den Feldern arbeiteten, war ebenfalls hochinteressant. Ein großer Teil der Gegend war für den Reisanbau terrassiert worden und wurde nach einem ausgeklügelten System aus den Kanälen bewässert. Das Pflügen mit einem einfachen Hakenpflug, der mit Hilfe eines Ochsenpaares durch die nasse Erde der Terrassenfelder gezogen wurde, die Saatbeete mit ihrem unwahrscheinlich intensiven Smaragdgrün, das Aussetzen der jungen Pflanzen in die nassen Felder, und schließlich die Ernte, dies alles konnte ich mit innerer Beteiligung verfolgen.

Die Reislandschaft gefiel mir zu allen Jahreszeiten. In dem sanft gewellten Gelände waren die Terrassen leicht ansteigend angeordnet und erschienen nicht so pittoresk, wie es Fotos aus Bali oder den Philippinen zeigen. Doch die weiten Felder, die umgeben von niedrigen Lehmdämmen mit ihren unregelmäßigen Umrissen den Geländestrukturen folgten, boten immer ein schönes Bild. Vor allem, wenn sie während der Wachstumsphase der jungen Triebe geflutet worden waren und sich der Himmel in den gestuften Wasserflächen spiegelte, gepunktet durch die zarten Reisbüschel, war das ein einzigartiger Anblick.

Wenn die Reisähren reif waren, wurden die Halme büschelweise mit gebogenen Sicheln abgeschnitten. Die Büschel wurden auf einen ebenen, glatten Platz gebracht und entweder mit Stöcken ge-

droschen oder es wurden vier bis fünf Ochsen in einer Reihe miteinander verknüpft und an einem zentralen Pfahl angebunden, die im Kreis über das Reisstroh laufen mussten, um die Körner auszutreten. Wie ich das sah, fiel mir der alttestamentarische Spruch ein, dass man dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden solle. Die Tiere durften zwischendurch fressen, wenn eine frische Ladung Reisbündel ausgebreitet wurde. Es waren wirklich Bilder wie aus einer archaischen Zeit.



Der Reis wird mit Sichel geschnitten

Manche Bauern brachten ihre Ernte an die Hauptstraße, um den Reis durch den Verkehr dreschen zu lassen. Nach dem Dreschen musste noch die Spreu vom Reis getrennt werden. Auch das war eine mühsame Arbeit, die meistens die Frauen besorgten, indem sie die Körner langsam aus einem flachen Korb auf die Erde rieseln ließen, wobei der Wind die Spreu zur Seite blies. Der gereinigte Reis wurde

in Säcke geschaufelt und entweder gleich ins Dorf gefahren oder über Nacht gut bewacht. Das Reisstroh diente dem eigenen Verbrauch und konnte verkauft werden. In der Erntezeit sah man viele hoch und breit mit Stroh beladene Ochsenkarren auf den Landstraßen. De Wet beklagte jedes Mal, dass die Wagen überladen waren und zudem keine Bremsen besaßen, sodass die armen Tiere nicht nur eine übermäßige Ladung ziehen sondern zusätzlich noch das ganze Gewicht mit ihrem Körper abfangen mussten, wenn der Weg bergab ging.

Auf unseren Exkursionen waren neben den Reisfeldern auch Zuckerrohrpflanzungen zu sehen. Weiße reierfederartige Blütenstände erhoben sich über den dicken, grünen, übermannshohen Halmen. Wenn man ein Zuckerrohrfeld in der Ferne sah, erschien es wie von Lichtern erhellt. Ich liebte dieses Bild. Die Pflanzen wuchsen eine Vegetationsperiode, ein knappes Jahr lang, dann konnten sie nach dem ersten Schnitt noch einmal austreiben. Die Bauern hatten mit der Zuckerfabrik in Mandya zwischen Mysore und Bangalore Verträge abgeschlossen, aufgrund derer sie die Fabrik beliefern durften. Es gab einige kleinere Betriebe, in denen direkt Rohzucker hergestellt wurde. Solch eine ländliche *Joggery*-Herstellung konnte ich einmal besichtigen. Aus den Rohrstängeln wurde der Saft mit einer von Ochsen betriebenen Presse gepresst und in riesigen, flachen Pfannen eingekocht, in ein Brett mit viereckigen Formen gegossen und erkalten gelassen.

Ich hatte die braunen Zuckerstücke schon auf dem Markt bemerkt und zunächst für Kernseife gehalten. In der Stadt konnte man zu bestimmten Zeiten Rohrzuckersaft bei Straßenhändlern kaufen, die die reifen Stängel durch Kurbelpressen drehten. Aus hygienischen Gründen traute ich mich leider nie, das leckere Getränk an der

Straße zu kaufen. Van Ingens Koch bereitete aus *Joggery* einen Sirup, der morgens zum Süßen des Hirsebreis verwendet wurde.

Auf Regenbewässerung angewiesenes Land erlaubt ausschließlich die Beweidung oder den Anbau von Hirse und Leguminosen, den verschiedenen Linsen-, Erbsen- und Bohnenarten. Der natürliche Bewuchs ist eine dornige Buschlandschaft. Wenn die Bauern Zugang zu Gewässern und Brunnen haben, können sie weitere Feldfrüchte wie Auberginen und Tomaten in mühsamer Arbeit ziehen und so über die eigene Versorgung hinaus auf dem Markt Geld verdienen. Die Tiefbrunnen, die zunehmend gebohrt werden, sind allerdings keine gute Dauerlösung, denn sie haben inzwischen zu einer bedenklichen Übernutzung des Grundwassers geführt. Häufig werden die Felder durch Hecken von Sisalpflanzen vor dem Vieh geschützt. Die hüfthohen Speerspitzen der Sisalagave sind eine bewährte Barriere und können selbst von den behänden Ziegen, die sonst alles erklettern und benagen, nicht überwunden werden. Aus den Rosetten reckt sich einmal im Leben der Sukkulente eine lange Blütenachse mit prächtigen, weißen Rispenblüten in den Himmel.

Rizinus gedeiht ebenfalls in trockenem Gelände. Er ist für Tiere ungenießbar und braucht deshalb nicht eingeeget zu werden. Ich erfuhr, dass Rizinusöl ein ausgezeichnetes Schmiermittel ist, also nicht nur medizinische und kosmetische Anwendung hat. Das Schönste an diesen mannshoch wachsenden Pflanzen mit ihren großen, fingerförmigen Blättern sind die schlanken, zart purpurnen Stängel, die eine aparte Farbnuance abgeben. Der Anblick von Rizinusfeldern in der kargen Landschaft unter dem weiten Himmel war für mich stets ein ästhetisches Erlebnis.

Eine weitere Spezialität von Karnataka ist die Serikultur. Das Bundesland produziert ungefähr 80% der indischen Seide, und die

Seide aus Mysore ist bekannt und berühmt. Die Seidenraupen werden in den Dörfern gezüchtet, in deren Nähe Felder von Maulbeer-



Das Reisland wird mit zwei Ochsenpaaren umgepflügt

büschen auffallen, die ein charakteristisches kräftiges, gelbliches Grün aufweisen. Mit deren gehackten Blättern werden die kleinen Raupen gefüttert, bis sie sich verpuppen. Dann werden sie in manns- hohe, flache Körbe gesetzt, wo sie sich anheften und ihre Kokons spinnen. Manchmal konnte man diese Tablettts senkrecht vor den Hütten stehen sehen, die zu Ende der Kokonentwicklung einen Teil des Tages ans Licht gestellt werden. Ich konnte einmal beobachten, wie die zarten Seidenfäden mit der Hand von den Kokons abgespult wurden. Frauen und Kinder sind besonders geschickt für diese Aufgabe. Die Seidenfabrik von Mysore war ein übliches Ziel für Touris-

ten. Ich habe mich zwar nie an einer solchen Tour beteiligt, habe aber immer die herrlichen Saris bewundert, die mit ihrem edel schimmernden, intensiven Farbkompositionen und den schönen Goldborten jeder ein Einzelkunstwerk waren, denn keine zwei Exemplare sind identisch.



Ein Schäfer mit seiner Herde

Wunderbare Bilder sah ich, wenn die Menschen in der Abenddämmerung in ihre Dörfer zurückkehrten. Ich liebte diese Tageszeit. Bevor wir am frühen Nachmittag losfuhren, trödelte ich häufig, da mir die Hitze und das grelle Licht zu intensiv erschienen. Auf dem Lande angekommen, genoss ich dann das Herumstromern, und

die vielfältigen Eindrücke faszinierten mich unabhängig vom Wetter. Bei niedriger Sonne jedoch wurde in der lauen Luft das Licht ganz sanft und bekam eine beinahe mystische Qualität. Die Landarbeiter kehrten zu Fuß, mit Fahrrädern oder auf Ochsenkarren zurück in ihre Dörfer.

Ich begegnete Mädchen mit ein oder zwei Wasserbüffeln, die sie vom Bad im Kanal nach Hause führten, kleinen Jungen mit einigen Schafen oder Ziegen, Männern und Frauen mit einem Bündel Reisstroh oder Ästen als Feuerholz auf dem Kopf; das Kannadawort für Feuerholz *Saude* lernte ich bald, denn man hatte in den Dörfern noch fast ausnahmslos offene Feuerstellen zum Kochen. Wenn ich freundlich grüßte, bekam ich meistens ein Lächeln zur Antwort. Normalerweise war ich mit dem Fernglas unterwegs, welches von den Landleuten oft als *Camera* angesprochen wurde, denn Fotoapparate kannten sie. Bei jungen Leuten blieb ich manchmal stehen und ließ sie durch das Glas schauen. Das Fernglas wanderte dann von Hand zu Hand, erregte Staunen und Bewunderung.

Hatte ich einmal die Kamera dabei, so ließen sich die meisten gern fotografieren, obwohl ich ihnen mit meinem Analogapparat das Ergebnis nicht zeigen konnte, wie es später mit den Digitalkameras möglich war. Einmal hatte ich eine Gruppe junger Leute beim Dreschen aufgenommen, als eine ältere Frau auf mich zukam und mir verständlich machte, dass sie ebenfalls fotografiert werden wollte. Da der Film in meiner Kamera schon voll war, sah ich sie eine Weile durch den Feldstecher an, worauf sie befriedigt zu ihrer Arbeit zurückkehrte, denn ich hatte auch sie mit meiner Aufmerksamkeit gewürdigt.

Am Kaverifluss

Die Kaveri ist die Lebensader des Umlandes von Mysore. Sie entspringt in den Westghats, einer bis zu 2000 m hohen Gebirgskette, die sich südlich von Bombay bis zur Südspitze des Subkontinents zieht, und mündet, nachdem sie zahlreiche Nebenflüsse aufgenommen hat, mit einem ausgedehnten Delta in die Bucht von Bengalen. Der Strom wird wie die meisten indischen Flüsse als heilig betrachtet. An den Ufern der gesamten Fließstrecke durch Karnataka und Tamil Nadu finden sich zahllose kleinere und größere Tempel und Schreine. Einer der berühmtesten Pilgerorte am Mündungsdelta ist der Natarajatempel von Chidambaram, berühmt sind auch die gewaltigen Tempelanlagen am Mittellauf in Tanjore und Tiruchirappalli. Auf diese Art haben die Bewohner sich die Ströme in einer eigenen Weise angeeignet; die ganze Gegend gewinnt einen fühlbar spirituellen Aspekt.

Bekanntere nahmen mich einmal nach *Tal Kaveri* mit, dem Ort, wo der Fluss hoch oben an einem Berg entspringt. Von dort kann man beim Blick über die weiten Bergketten, die sich auf allen Seiten Wellen gleich bis an den Horizont erstrecken, schon die Arabische See in der westlichen Ferne erahnen. Die Quelle wird von einem winzigen Becken eingefasst und füllt zunächst ein größeres Becken, das einem Tempelteich entspricht. Ein Priester waltet seines Amtes für die Gläubigen. Der Bach hat am Fuße des Berges ein zweites wichtiges religiöses Zentrum mit einem pagodenartigen Tempel, dessen gestufte Dachfirste im für Kerala typischen Stil mit geschnitzten Figuren geschmückt sind.

Nahe der Stadt lernte ich den für Mysore wichtigen Ort Krishnarajasagar (KRS) kennen. Ein Staudamm über die Kaveri, der

von dem vorherigen Maharadscha von Mysore schon in den 1930er Jahren fertiggestellt worden war, sammelt in einem riesigen See das Trinkwasser für Mysore und Bangalore und produziert Strom in einer hydroelektrischen Anlage.

Nun konnte eine umfangreiche Fläche bewässert werden, wo früher Buschdschungel vorherrschte und die Bauern höchstens Hirse, Hülsenfrüchte oder Rizinus anbauen konnten, so wie es weiterhin an ariden Stellen geschieht. Es wurde ein Kanalnetz angelegt, Reisfelder terrassiert und Zuckerrohr gepflanzt, welches noch mehr Wasser als der Reis benötigt, aber auch höhere Gewinne abwirft. Der Fluss wird stromabwärts in Tamil Nadu in einem weiteren riesigen Stausee, dem Metturdamm, gespeichert. Obwohl es Verträge gibt, entstehen wiederholt Auseinandersetzungen über die Wasserverteilung zwischen Karnataka und Tamil Nadu, vor allem in Jahren mit einem schlechten Monsun.

In der van Ingen'schen Bibliothek fand ich ein fesselndes Buch der Sozialanthropologin Scarlett Epstein, die während ihrer Forschungszeit häufig bei ihnen zu Gast gewesen war. Sie untersuchte in den 1950er Jahren, welche Auswirkungen die Bewässerung durch den KRS auf das Dorfleben gehabt hatte. Sie fand heraus, dass sich in den begünstigten „nassen“ Dörfern die konservativen Strukturen und die Kastenhierarchie verfestigt hatten. Dagegen hatten die Menschen in den „trockenen“ Dörfern die Chance genutzt, Dienstleistungen für ihre Nachbarn zu erbringen und hatten ihre Kinder auf ordentliche Schulen geschickt, so dass sie in den nahen Kreisstädten günstige Berufsmöglichkeiten fanden. Beide Dorfformen hatten von der Maßnahme profitiert, doch im Grunde hatten die primär benachteiligten Dörfler mit Fantasie und Initiative einen größeren Gewinn daraus gezogen.

Ein akutes Problem beschäftigte die Öffentlichkeit, als ich in Mysore ankam: Der Monsun war in den letzten beiden Jahren sehr schwach ausgefallen. Der KRS-See war nur teilweise gefüllt, sodass weniger Reis angebaut werden konnte. In den Gebieten ohne Versorgung durch die Kanäle waren die Erträge noch dürftiger. Es wurde angeordnet, dass anstelle von Rasen und Blumenrabatten in den öffentlichen Anlagen Gemüse angepflanzt werden sollte; mir erschien das eher wie ein symbolischer Akt. Nun befürchtete man, dass es 1966 ebenfalls zu wenig regnen könnte. Dann würde es in bestimmten Landstrichen zu einer Hungersnot kommen, in deren Verlauf die Menschen ihre Dörfer verlassen und ihr Vieh in den Dschungel treiben würden, wie es schon 1965 in einigen nördlichen Bezirken von Karnataka geschehen war. Eine Lösung für die gebeutelte Landbevölkerung schien es nicht zu geben. Neue Kanäle wurden ausgehoben, die durch den Staudamm eines Nebenflusses der Kaveri bedient werden sollten, allein woher das Wasser kommen sollte, wenn der Monsun ausblieb, war unklar. Immerhin verschafften die Arbeiten einigen Menschen einen Verdienst. Tatsächlich begannen 1966 die Regenfälle ebenfalls verspätet. Wegen der schlechten Ernten 1965/66 wurden 1966 aus den USA fünfzehn Millionen Tonnen Getreide importiert. Eine zusätzliche Maßnahme, um die ärmere Bevölkerung zu unterstützen, waren Karten für subventionierte Lebensmittel wie Reis und Zucker.

Wenige Meilen unterhalb der KRS-Talsperre umschließt die Kaveri eine ausgedehnte Insel mit der historischen Stadt Srirangapatna, die gleich mehrere bedeutende Denkmäler aufweist. Der mittelalterliche *Sri Ranganatha*-Tempel ist ein beliebtes Pilgerziel. Der von einer hohen Mauer umgebene Tempel beeindruckt mit einem stattlichen, typisch südindischen Torturm. Durch diesen *Gopuram*

gelangt man in einen Hof, der den inneren Komplex umschließt, und über dunkle Vorhallen in ein Atrium, in dessen zentraler Öffnung eine metallene, hohe Säule in den Himmel ragt. Es wird gesäumt von einer offenen Halle mit Reihen kunstvoll gedrechselter Granitsäulen, jede einzelne mit einem individuellen Muster von Rillen, Erhebungen, Rundungen und eckigen Vorsprüngen, die in dem schräg von oben einfallenden Licht deutlich hervortreten. Es ist ein beschaulicher Haltepunkt auf dem Weg zum Zentrum, das einer Erscheinungsform des Gottes Vishnu geweiht ist. Man erlaubte mir, auch als Nicht-Hindu bis zu dem Idol vorzudringen. Im höhlenartigen, durch Öllichter geheimnisvoll erhellten Dunkel konnte ich den aus schwarzem Stein gehauenen Ranganatha auf der kosmischen, siebenköpfigen Schlange ruhend erkennen.



Eingangstor (Gopuram) des Tempels in Srirangapatna

Nach einer kleinen Geldspende erhielt ich entweder den üblichen Segen – ein Teller mit einer Flamme wird vor dem Gesicht im Kreis geführt, und man bekommt ein Löffelchen geweihtes Wasser in die Handkuhle, mit dem man Stirn und Haare benetzt – oder die Priester beschäftigten sich taktvoll mit anderen Aufgaben, wenn ich an der Reihe war, so dass ich nach dem „segensreichen Blick“ (*Darshan*) auf die Gottheit weitergehen konnte. Als kleinere Kopie des großen Tempels kann man den mächtigen Prozessionswagen auffassen, der mit Palmmatten bedeckt außerhalb der hohen Mauern auf das jährlich stattfindende Wagenfest wartet. Der Unterbau ruht auf vier kompakten Holzrädern und ist über und über mit Schnitzereien der zum vishnuitischen Formenkreis gehörenden Gestalten geschmückt. Die zentralen Figuren – Vishnu auf der Schlange Adishesha sitzend, flankiert von je zwei Gefährten und Früchte tragenden Bananenstauden – wurden mit fröhlichen Farben ausgeführt.

Eine historische Bedeutung von Srirangapatna (früher Seringapatam) besteht darin, dass Tipu Sultan, ein muslimischer Herrscher, hier in einer vierten Schlacht mit den Engländern überwältigt und getötet wurde. Des Sultans Vater Haider Ali, ein genialer Feldherr der Herrscher von Mysore, hatte sich *de facto* zum Regenten entwickelt und zusammen mit Tipu, dem „Tiger von Mysore“, ein riesiges Territorium in Südindien erobert, von den Ostghats bis an die Arabische See sowie nördlich bis zum Krishnafluss. Napoleon, der sich Ende des 18. Jahrhunderts bemühte, durch die Eroberung Ägyptens den Zugang der Engländer nach Indien zu behindern, bildete mit Tipu eine Allianz gegen die Britische Ostindienkompanie, und französische Kolonialtruppen, welche schon zu Haiders Zeit zu dessen Armee Kontakt hatten, nahmen an der entscheidenden Schlacht teil. Bemerkenswerterweise wurden Tipu 1799 und Napoleon 1815 in Waterloo

von demselben General Arthur Wellesley, dem späteren Herzog von Wellington, besiegt. Einige Inder haben Tipu zum heldenhaften Freiheitskämpfer gegen die Kolonialmacht stilisiert, obwohl er in seinem Expansionsdrang seine indischen Nachbarn ebenfalls mit Krieg überzog und die Bevölkerung in der besiegten Küstenregion mit grausamen Methoden zum Islam zwang, was allerdings wohl alles zu jener politisch instabilen Zeit durchaus üblich war.



Wandmalereien an Tipu Sultans Sommerpalast

Nach dem britischen Sieg wurden die umfangreichen Festungen von Srirangapatna geschleift und das Geschlecht der Maharadschas von Mysore in der Kapitale Mysore-Stadt wieder eingesetzt. Als Gegenleistung für jährliche Tributzahlungen verpflichteten sich die Briten, den Fürsten zu schützen und kontrollierten darüber hinaus

sein politisches Verhalten. Heute kann man in Srirangapatna noch Tipus Sommerpalast und sein Mausoleum besichtigen. Der hübsche, kleine Sommerpalast aus dem Jahre 1784 liegt in einem Park, der im persischen Stil gestaltet wurde und durch seine klare Anlage an französische Gärten erinnert. Ein Museum darin enthält Fotos, Dokumente und Gegenstände aus der Zeit von Tipu und seinem Vater. Dort sind vor allem die farbigen, um die Außenwand herumlaufenden Fresken sehenswert. Mit außerordentlichem Detailreichtum sind die Kämpfe zwischen den englischen, französischen und Mysorer Armeen dargestellt: Bataillone von unterschiedlich gekleideten Fußsoldaten, Reiter zu Pferde und hoch auf Elefanten; Kamele, Kanonen.

Die zeitgenössischen Herrscher werden in ihren Palästen präsentiert und herrlich gekleidete Damen in ihren Gemächern gezeigt. Die Galerie wird durch dunkelgrüne Bambusvorhänge vor der Sonne geschützt, so dass die Bilder insgesamt ausgezeichnet erhalten sind. Das Mausoleum für Tipu und Haider Ali wird vorwiegend von Muslimen aufgesucht. Der Ort, wo sich die beiden Flussarme hinter der Insel treffen, ist dagegen den Hindus heilig; am Ufer gibt es einige kleine Schreine, und breite Stufen führen hinunter zum Wasser. Dort sammeln sich die Gläubigen, und an solchen speziellen Orten werden Erinnerungszereemonien für die Toten durchgeführt.

Es gibt auf der Insel von Srirangapatna noch einen weiteren historischen Ort, *Scott's Bungalow*, mit einer eigentümlichen, etwas unheimlichen Geschichte: Das repräsentative Gebäude war nach dem Sieg über Tipu Sultan vom Maharadscha für einen der siegreichen britischen Offiziere gebaut worden. Der Legende nach ritt Colonel Scott 1817 eines Tages zur Inspektion einer nahegelegenen Garnison aus und fand bei der Rückkehr in seinem Haus seine Frau und zwei Töchter an Cholera gestorben vor. Daraufhin soll er verschwunden

sein, ohne eine Spur zu hinterlassen; die Legende besagt, dass er sich im wild strömenden Fluss ertränkte. Spätere Recherchen ergaben jedoch, dass seine Frau tatsächlich bei der Geburt einer Tochter gestorben war und dass er nach Madras versetzt wurde.

Dieser Bungalow wurde 1962 von einer Australierin, der Frau eines Arztes am Missionskrankenhaus in Mysore, gekauft. Yvette, die mit Barbara und Botha gut bekannt war, organisierte von hier aus einen Markt für organisches Gemüse. Sie eröffnete zusätzlich einen kleinen Kindergarten, in dem Dorfkinder täglich eine gute Mittagsmahlzeit erhielten, und eine kleine Krankenstation. Den Kindergarten habe ich einmal besucht, und eines Abends waren wir alle bei ihr zu einer Gartenparty eingeladen. Öllampen erhellten geheimnisvoll das Gelände zwischen dem großen Haus und den alten, hohen Bäumen bis hin zu den Steinstufen am Ufer des unablässig rauschenden Flusses.

Unweit von Srirangapatna lohnt sich vor allem im Winter ein Besuch von Ranganathitoo, einem Lieblingsort von De Wet, der durchgesetzt hatte, dass die zahlreichen mit dichtem Buschwerk bewachsenen Flussinseln und Felsen, auf denen in den kühlen Monaten verschiedene Storch-, Reiher- und Kormoranarten sowie Ibisse, Löffler, Pelikane und Tiele ihre Jungen ausbrüten und aufziehen, zum Vogelschutzgebiet erklärt wurden. Man kann sich mit Ruderbooten ganz nahe an die Brutkolonien bringen lassen und gute Fotos schießen. Einige Krokodile sonnen sich bisweilen geruhsam auf den Felsen. Es gibt dort ebenfalls bedeutende Kolonien von Flughunden, den fruchtfressenden Fledermäusen, die tagsüber kopfüber an den Ästen von hohen Bäumen hängen, ihre Babys in die weiten Flügel gefaltet, und ab und zu unter schrillumem Gezeter ihre Plätze wechseln.

Ich erinnere mich an ein überraschendes Vorkommnis bei meinem ersten Besuch des Schutzgebiets. DeWet war im Sommer,

noch ohne Brutaktivität, mit mir dorthin gefahren. Wir wurden in einem Kahn durch die Insellandschaft gerudert, als wir ein Hutäffchen erschreckten, das plötzlich vor uns ins Wasser sprang und geschickt zum nächsten Ufer schwamm. Ich hatte nicht gedacht, dass Affen überhaupt schwimmen könnten, doch die meisten Säugetiere sind wohl dazu in der Lage.



Löffler und ein Krokodil

Ein faszinierendes Bild bot sich während der winterlichen Brutzeit. Alle Büsche und Bäume waren von Nestern mit Jungvögeln bedeckt. Scurril wirkten die gravitatischen Pelikane hoch auf den Ästen. Der Indische Nimmersatt, ein großer Storch, trägt mit seinem gelben Kopf und Schnabel, schwarz-weißem Gefieder und delikatem Rosa an Schultern und Flügeln den englischen Namen „Painted Stork“ zu Recht. Rührend fand ich die jungen Silberklaffschnäbel, die

unserem Weißstorch außerordentlich ähneln, außer darin, dass ihre Schnäbel in der Mitte auseinander gebogen sind, so dass eine Lücke zwischen ihnen entsteht. Von ihren Eltern schon fast zur vollen Größe aufgepäppelt – und wieviel Nahrung mussten diese herbeigeschleppt haben! – standen sie dümmlich auf ihren aus Stöcken grob gewirkten Nestern und warteten auf weitere Speise, ganz ähnlich, wie ich es zu Hause in Deutschland bei den aufgeplusterten Jungamseln beobachtet hatte, die ihre Eltern immer noch anbettelten, selbst wenn sie schon vollkommen ausgewachsen wirkten. Mir kam in den Sinn, wie ähnlich es bei den Menschen ist: Die Kinder mögen ihre Eltern schon überragen, aber sind noch lange von ihnen abhängig. Mit Dankbarkeit dachte ich an meine eigenen fürsorglichen Eltern.



Indischer Nimmersatt



Sonnentempel bei Pakshivahini

Auf dem Weg von Srirangapatna nach Ranganathitoo überquert man eine Brücke am ruhigen Ort Pakshivahini, wo Stufen in breiter Front zum Fluss hinabgehen. Ein Sonnentempel liegt am Wasser, der an einem Seitenflügel Reliefs von Speichenrädern trägt. Ein Pferdepaar aus Stuck springt in die Luft, als ob es den Tempel wie ein Gefährt zöge. Eines Tages konnte ich auf einem Felsen im Fluss unterhalb dieses Tempels einen Mann beim Sonnengebet, einer Yogaübung, beobachten. An den Treppen werden regelmäßig von Brahmanen für die Angehörigen Verstorbener die Gedenkrituale durchgeführt, die zu bestimmten Terminen nach dem Tode vorgeschrieben sind.

Auffällig war am Ufer gegenüber ein stattlicher Banyanbaum (*Ficus bengalensis*). Das Besondere an dieser Baumart ist die Entwick-

lung langer, kräftiger Luftwurzeln, die anwachsen, sobald sie die Erde erreichen, und sich anschließend so verdicken, dass sich neue Baumstämme bilden; EHA (E.H. Aitken) schreibt, dass sich die Bäume so „Krücken für ihr hohes Alter“ schaffen. Auf diese Weise können mit den Jahren aus einem Baum ganze Wälder entstehen.



Schlangensteine

Unter diesem ehrwürdigen Exemplar befindet sich eine große Anzahl von bis zu einem Meter hohen Schlangensteinen, die Kobras darstellen, Fruchtbarkeitssymbole aus einer alten Naturreligion. Einige Steine zeigen eine einzige Schlange, andere zwei miteinander verschlungene Reptilien, auf weiteren ist in der Kobrahaube ein Gesicht zu erkennen, wie von einer Nixe. Frauen, die sich Kinder wünschen,

schmücken diese Votivsteine mit Blüten oder rotem Pulver. Es ist ein Ort, der an Geburt, Leben und Tod mahnt.



Kaveri beim Rajaparamesvara-Anikat

Weiter flussabwärts kommt man an eine Stelle, den ich sehr mag. Dort wurde schon im zwölften Jahrhundert ein langes Wehr schräg über die Kaveri gebaut, um ähnlich wie in den überall angelegten Stauteichen und Stauseen das während der Monsunzeit reichlich anfallende Wasser für den Rest des Jahres zu speichern. Oberhalb dieses Wehrs, des Rajaparamesvara-Anikat, erstreckt sich die Kaveri wie ein glatter, breiter See, unterhalb erkennt man, dass der Fluss viele Felsen sowie größere und kleinere, von Vögeln bevölkerte Inseln enthält. Ockerfarbene Bergketten im Hintergrund beleben das Landschaftsbild. Wenn wir zu dem *Anikat* kamen, bat ich immer aus-

steigen zu dürfen, um zu Fuß zwischen einem höher gelegenen Kanal und dem unten strömenden malerischen Fluss zu einer Gruppe von stattlichen, alten Mangobäumen zu laufen, die meistens unser Ausflugsziel darstellten. Deren dichtes Laub erzeugte einen herrlichen Schatten, in dem man gut einen heißen Tag verbringen konnte. Dort gab es auch einige geschützte Stellen im Fluss, die sich ausgezeichnet für weniger wagemutige Schwimmer wie mich eigneten.

Oberhalb des Wehrs konnten ebenfalls reizvolle Strecken mit dem Boot erkundet werden. Das Coracle glitt leise über die Wasseroberfläche, am Ufer zeigten sich unter hohen Bäumen kleine, weiße Tempel mit breiten Treppen zum Wasser, ein erneutes Zeichen dafür, wie die Menschen die Flusslandschaft spirituell in ihr Leben eingegliedert hatten. Derartige Orte stellten für mich neben der interessanten Flora und der bunten Vogelwelt einen magischen Bezug zur Kaveri her, durch den sich mir ein ganzheitliches Bild des Stromes erschloss. Im Wasser zeigten sich hin und wieder Schlangen, die sehr giftig sein sollten, oder wir erblickten die biegsamen Hälse der Schlangenhalsvögel, einer ausgezeichnet tauchenden, langhalsigen Kormoranart. Einmal sahen wir sogar eine spielende Otterfamilie zwischen den Felsen und Wasserpflanzen, die sich um uns wenig kümmerte.

Ein Stück weiter flussabwärts gab es mehrere größere Inseln in der Kaveri, zu denen man mit dem Coracle übersetzen konnte. Der Ausgangspunkt war das Ufer unterhalb des schönen Mangohains. Auch die Hunde liebten die Überfahrt; man musste aufpassen, dass sie nicht versuchten, alle gleichzeitig in das Boot einzusteigen. Außer dem Bootsmann hatten höchstens zwei Personen und ein Hund Platz. Auf einer dieser Inseln machte ich eines Abends eine märchenhafte Beobachtung: Ich sah drei stattliche, weiße Zebukühe, die auf der Nachbarinsel tagsüber gegrast hatten. Sie gingen ruhig hintereinan-

der zum Inselufer, liefen einfach weiter, bis das Wasser tiefer wurde wo sie ebenso ruhig weiterschwammen. Sie erreichten meine Insel, durchquerten sie und gingen erneut ganz gemächlich und elegant ins Wasser, gelangten zum Flussufer und liefen den Abhang hoch nach Hause zu ihrem Dorf. Die drei Kühe wirkten auf mich wie würdevolle ältere Damen auf einem Nachmittagsspaziergang.

Die geographische Lage aller dieser fesselnden Orte zueinander wurde mir erst ganz allmählich klar, da stets unterschiedliche Anfahrten ausgewählt wurden, so dass ich manches Mal verblüfft war, wenn wir auf einer neuen Route wieder an einer bekannten Stelle anlangten. Dieses Problem hätte leicht behoben werden können, wenn ich Zugang zu guten Landkarten gehabt hätte, aber detaillierte Karten habe ich überhaupt erst in den vergangenen zehn Jahren gefunden, und der hilfreiche Dienst von *Google-Maps* wurde erst in 2005 gestartet.

Nun ein paar Zeilen zu den Coracles: Diese Boote waren fabelhaft. Kreisrund mit einem Durchmesser von eineinhalb bis zwei Meter bestanden sie aus locker verflochtenem Bambus mit einem Muster, wie man es von geflochtenen Stuhlsitzen kennt. Der Boden war flach, umgeben von einem Rand von circa dreißig Zentimeter Höhe. Ein rundes, aus mehreren Stücken zusammengenähtes Rindsleder wurde über den Boden des Bootes gezogen und mit Lederbändern an den aufgebogenen Rändern festgebunden. Das Leder musste vorher eine Weile mit Wasser angefeuchtet werden, um es geschmeidiger zu machen und damit die Nähte sich schlossen. Regelmäßiges Einfetten verhinderte, dass es brüchig wurde. Wenn man länger auf dem Wasser war, musste man allerdings ab und zu das Wasser, das an den Nähten eindrang, mit einer Konservendose ausschöpfen. Der Bootsmann kniete vorne an einem festgebunden

Rundholz und bewegte das Coracle mit einem kurzen Paddel. Ich fühlte mich in diesen Fahrzeugen manchmal wie Moses im Körbchen, da ich so dicht am Wasser war. Die gleichen Boote wurden von einem wandernden Fischerstamm benutzt; wir sahen sie gelegentlich auf dem Fluss oder wie sie mit ihren Angehörigen an einem Stausee kampierten. Sie zogen von einem See zum anderen und benutzten Netze mit sehr feinen Maschen, so dass sie leider auch die Jungfische dezimierten. Von ihrem Fang brachten sie die größeren Fische direkt zum Markt, die kleinen wurden für Fischsuppe getrocknet.

Einige Orte wurden nur zu besonderen Gelegenheiten aufgesucht, dazu eigneten sich die Feiertage. Recht einsam ist Sivasamudram, ungefähr auf halbem Wege nach Bangalore gelegen, aber abseits der größeren Verbindungsstraßen. Hier teilt sich die Kaveri in zwei Arme und stürzt an zwei nur wenige Kilometer voneinander entfernten Stellen von einer Art Hochebene über hundert Meter tief in eine Reihe wilder Schluchten. Eines Sonntags nahm mich Joubert hierhin zum Angeln mit. Zu Beginn fischte er auf einem der breiten Arme voller mit hohem Gras bewachsenen Inseln. Das Wasser war still wie ein Mühlteich, und der Bootsmann paddelte uns mit dem Coracle lautlos über die klare, weite Fläche, in der sich der Himmel spiegelte.

Dann sahen wir uns die Wasserfälle an, erst den berühmtesten fast hundert Meter hohen *Barachukki* von einer Aussichtsplattform aus, zusammen mit weiteren Sonntagsbesuchern, und anschließend fuhren wir zu dem unbekannteren, ebenso eindrucksvollen Fall *Gaganachukki*. Unten in der tiefen Schlucht war keine Seele. Es war herrlich kühl am Grunde, die Gischtröpfchen wallten vor dem Sonnenlicht. Hier pausierten wir vor dem beschwerlichen Aufstieg aus der tiefen Kluft in der Mittagshitze und verzehrten unser Lunch. An-

schließlich kehrten wir zum Angeln zurück, diesmal auf dem zweiten Arm der Kaveri, der bezaubernde Inselchen mit Ried und Büschen hatte. Hier gab es langhalsige Purpurreiher und drei Krokodile, die ersten, die ich je in der freien Natur erblickt hatte. Eines war wohl drei Meter lang, die anderen auch nicht klein, aber wir bemerkten sie erst, als sie sich vor uns von einer Insel ins Wasser stürzten. Trotz dieser abschreckenden Reptilien bin ich nachher dort geschwommen, ein Vergnügen in dem klaren, glatten Wasser im sanften Spätnachmittagslicht.

Am Neujahrstag erfolgte ein Ausflug mit der ganzen Familie zu dem schmaleren Wasserfall. Barbara und ich bewunderten beide entzückt die malerische Brücke, die damals noch unterhalb der beiden Wasserfälle zu der großen Flussinsel führte. Aus heimischem Gneis gehauene Pfeiler, die im Nachmittagslicht honigfarben leuchteten, folgten in einer S-förmigen Kurve den flacheren Stellen des Untergrundes. Die Brücke zog sich daher vierzig bis sechzig Meter hin und erlaubte nur jeweils einem Fahrzeug die Passage. Aus praktischen Gründen wurde dort später eine moderne Brücke gebaut, der die frühere Ästhetik leider mangelte.

Auf dieser Insel war bei unserem Besuch gerade ein religiöses Fest, zu dem die Landbewohner auf dicht beladenen Ochsenwagen in Scharen herbeiströmten. Da unter den herrschenden unhygienischen Bedingungen in einer so riesigen Volksmenge leicht die Cholera ausbrechen konnte, wurde jeder Passant vor Betreten der Brücke von einem Polizisten – in Khakiuniform mit Shorts – angehalten und von einem Arzt – im weißen Kittel – geimpft, wobei offenbar jede Nadel so oft eingesetzt wurde, bis sie unbrauchbar stumpf geworden war. Die Vorteile einer solchen Massenimpfung überschritten zweifellos bei weitem die möglichen Risiken. Wir kamen ungeschoren davon,

weil klar war, dass wir uns dem allgemeinen Biwak nicht anschließen würden.

Noch spannender war ein dreitägiger Aufenthalt weiter flussabwärts bei Mutatti, wo die Kaveri durch relativ ursprünglichen Urwald fließt. Eine junge Schwedin und ich kamen als Jouberts Gäste in den Genuss dieser Unternehmung. Die umfangreichen Vorbereitungen waren ein ausgefeiltes Meisterwerk: Zelte, Coracles, Mobiliar, Kochgeschirr und Lebensmittel, Angelzeug und vieles andere mehr mussten verstaut werden. Es fuhren genügend Hilfskräfte mit – Koch, Fahrer, zwei Bootsleute sowie zwei weitere Helfer. Alles wurde systematisch in zwei Geländewagen mit Anhänger geräumt, „bis keine Fliege mehr hineinpasste“. Alle freuten sich auf diesen Ausflug. Einer der Männer aus der Werkstatt, der früher schon einmal dabei gewesen war, hatte sich ein paar Tage zuvor krank gemeldet, doch am Abfahrtstag war er wunderbar genesen und konnte mitkommen.

Die Fahrt dauerte fast vier Stunden, jedoch das Ziel lohnte den weiten Weg. Als wir von einer Waldstraße an den Basavana Beta-Bergen zum Fluss abbogen, erschien die Welt voller Luft und Licht. Die Kaveri hatte mich nahe Mysore schon begeistert in ihrer Ursprünglichkeit, den vielen Felsen und Inseln mit Vegetation und reichem Vogelleben, aber hier war alles noch großartiger. Durch die Aufnahme wasserreicher Nebenflüsse – Kabini aus dem Süden, Shimsha und Arkavati aus dem Norden – war sie mächtiger geworden. Der Himmel über dem breiten Strom erschien weiter. Hohe, bewaldete Bergketten säumten den Fluss, gewaltige Bäume befestigten mit ihren Wurzeln das Ufer. An einigen Stellen breiteten sich helle Sandstreifen aus. Da es im Oberlauf der Kaveri und ihrer Nebenflüsse mehrere Stauseen gab, war der Wasserstand nicht immer gleich. Während des Monsuns schwoll er kräftig an, während der

Trockenzeit wurde für die Landwirtschaft Wasser abgezogen. So entstanden die Sandstreifen, die als „Sanddünen“ bezeichnet wurden.

Im Schatten der Bäume bauten unsere Helfer die Zelte und einen kleinen Haushalt auf. Im Handumdrehen waren kecke Hutaffen zur Stelle, die beim Kochen und Essen lästig wurden und mit Steinen aus einer Zwillie in Schach gehalten werden mussten. Ich lief am Ufer entlang und schaute, wie die Coracles fertig gemacht wurden. Es faszinierte mich immer wieder, wie geschickt dabei vorgegangen wurde: Die Lederbezüge wurden mit Wasser besprengt, unter dem Korbgeflecht positioniert und etwas gedehnt und zurechtgezogen, um dann mit den Lederbändern ringsum an den Außenrändern befestigt zu werden.

Nach einem gemeinsamen Picknick durfte ich eine Wasserwanderung machen, mit Kamera, Fernglas und Angel, während die junge Schwedin sich mit Baden und Sonnen vergnügte. Wir hatten zwei Ruderer dabei: Der alte Mygah war mürrisch und verschlossen und wollte lieber den Sahib als mich paddeln, aber mit dem jungen Thangavelu, den ich aus der Werkstatt kannte, wo er den Trophäen beim Aufmalen des letzten „Make-ups“ den endgültigen Schliff gab, fühlte ich mich gut aufgehoben. Er zeigte mir, wie man mit Würmern angelt. Eigentlich wäre ich schon allein mit meinen Naturbeobachtungen vollständig zufrieden gewesen, doch da die ganze Mannschaft zum Abendessen versorgt werden musste, war ich bereit, das Fischen zu lernen. Es ist ein schöner, kontemplativer Sport, wenn man es erst einmal gelernt hat, mit Rute und Rolle, dem raffinierten Mechanismus zum Ab- und Aufspulen der Schnur umzugehen.

Als passionierter Fischer verbrachte Joubert die meiste Zeit auf einem hohen Felsen mitten im Fluss und warf unermüdlich seine lange Angelschnur nach größeren Fischen aus, für die er spezielle

Köder hergestellt hatte. Eine Besonderheit sind der Karnatische Karpfen und vor allem der *Mahseer*, der riesig werden kann. De Wet war vor Jahren ein Rekordfang von ungefähr fünfzig Kilogramm gelungen. Ich erfuhr, dass der *Mahseer* ab einer gewissen Größe das Geschlecht wechselt und die begehrten Exemplare, die übrigens stets nur gewogen, fotografiert und dann wieder ins Wasser geworfen werden, alles „Ladyfish“ sind. Die Geschlechtsänderung, auch in umgekehrter Weise, soll bei Vertretern verschiedener Fischfamilien vorkommen.



Bei Mutatti

Von einer weiteren Fischart, die ebenfalls von Joubert geschätzt wurde, weil sie sehr wohlschmeckend ist, hörte ich eine bemerkenswerte Verhaltensweise: Der Schlangenkopffisch, englisch *Murrel*, ein schlanker, eleganter Raubfisch, bewacht seine Jungen vor

anderen Räubern, bis sie gut fingerlang sind. Bei dieser Aufgabe beteiligen sich beide Eltern, die sich sogar für das ganze Leben paaren. Was es doch für interessante Dinge über Fische, ihre Geschlechtsbestimmung und ihr Verhalten zu erfahren gibt!

Der ungezähmte Fluss war nicht ungefährlich und erforderte geübte Bootsmänner. Stellenweise musste Thangavelu das Boot über flache Felsen ziehen, an anderen Stellen erforderten Stromschnellen, dass man mit dem Coracle ans Ufer ging und ein Stück weiter im ruhigeren Wasser weiterfuhr. Ich fotografierte den Himmel in den weiten Wasserflächen, die mit weißen Wasserlilien bewachsenen Inseln, Schleifspuren von Krokodilen im Ufersand und Fußabdrücke von Ottern. Den Feldstecher hatte ich für meine geliebten Vögel zur Hand: Einige Fischadler und ein großer, brauner Fischuhu wurden gesichtet. An den stillen Flusspartien probierte ich meine Angelkünste aus und war froh, ein paar Karpfen zum Abendessen beisteuern zu können.

Nach einer Pause zum Spazierengehen, Schwimmen und dem obligaten Drink wurde unsere Beute lecker zubereitet und an Falttischen aufgetragen. Aber welche Schlamperei, es stellte sich heraus, dass jemand tatsächlich vergessen hatte, die Fingerschalen einzupacken! Den absoluten Clou fand ich, dass anschließend noch Flusswasser für uns erhitzt wurde, das wir in einer faltbaren Badewanne über uns gießen konnten. Diese Badewanne und anderes Mobiliar stammte aus dem zweiten Weltkrieg, in dem Joubert als Offizier so prima ausgestattet worden war. Davon, dass er zum Schluss in japanische Kriegsgefangenschaft geraten war, erzählte er nicht gern, denn es müssen traumatische Erlebnisse gewesen sein. Nach Sonnenuntergang wurde es schnell kalt. Ein Lagerfeuer wärmte, aber in der Nacht musste man alles anziehen, was man hatte, und sich sogar eine Mütze über die Ohren ziehen.

Einige Jahre später erhielt ich einen Brief von De Wet, in dem er mir beschrieb, wie sein Bruder an eben diesem Ort von einem wilden Elefanten angegriffen worden war. Morgens folgte er einem Ruf der Natur und begab sich „in seinem gestreiften Pyjama mit einer Rolle Klopapier“ in den Wald (ich liebte diese Details), als er einen riesigen Bullen auf sich zukommen sah. Er sprang hinter einen Baum, der Elefant riss den Nachbarbaum um und trollte sich dann zum Glück. Joubert, der bei der Gelegenheit ohne Fahrer war, wurde dabei so heftig von einem Ast getroffen, dass er nicht mehr selbst chauffieren konnte. So musste sein Angestellter mehrere Meilen zu einem Camp laufen, wo ein kommerzielles Unternehmen Angelurlaub für indische Touristen organisierte. Von dort schickte man ihm einen Fahrer, der ihn nach Hause brachte.



Mit einer Freundin im Coracle

Die Kaffeeplantage

Als die Engländer nach der Unabhängigkeit Indiens (1947) das Land verließen, standen einige Kaffeeplantagen in den Westghats zum Verkauf, und die Geschwister van Ingen griffen zu. Obwohl Deutschland indischen Kaffee importiert, war mir früher nicht bekannt, dass in den südindischen Bergregionen Kaffee angebaut wird. Der Legende nach wurden im siebzehnten Jahrhundert von einem indischen Sufi sieben Kaffeepflanzen – oder sieben Kaffeebohnen – von seiner Pilgerfahrt nach Mekka mitgebracht und in den Westghats angepflanzt.

De Wets und Jouberts Plantage „*Kathikolam and Alathur*“ erstreckte sich über insgesamt annähernd einhundert Hektar. Zu ungefähr einem Drittel wurde *Coffea arabica* angebaut, die bessere, aber empfindlichere Sorte; der Rest war *Coffea robusta*, deren Bohnen sich zur Herstellung von Instantkaffee eignen. Bothas Anwesen „Brahmagiri“ war knapp doppelt so groß. Er hatte vorwiegend *Robusta*-Büsche und besaß auch eine Menge Waldland, in dem seltene Vögel und viel Wild lebten. Bei der Landreform in Kerala, durch die Landbesitz gerechter verteilt werden sollte, waren die exportorientierten Pflanzungen ausgeschlossen worden. Als *absentee land-owners* hatten die Brüder tüchtige Manager eingestellt. De Wet und Joubert fuhren abwechselnd jedes Wochenende zu ihrem Kaffeegut und nahmen mich oft mit. Ich freute mich jedes Mal auf die interessante Fahrt in das Gebirge zu dem wunderschönen Anwesen.

Die gesamte Strecke betrug kaum mehr als hundert Kilometer, aber da die Straßen schlecht waren, brauchte man drei Stunden bis nach *Kathikolam*. Vor allem der letzte, bewaldete Teil wies riesige Schlaglöcher auf, die nach jedem Monsun nur notdürftig repariert

wurden. Auf den ersten Drittel der Strecke passierten wir mehrere kleinere Dörfer, meist mit Dorfteich, einigen Läden, einer Schule und eventuell einer Polizeistation. In einem der Dörfer hielten wir gelegentlich an, um Honig zu kaufen, der von wilden Bienen stammte und von Bergstämmen gesammelt worden war. Bei ziemlich flüssiger Konsistenz war er sehr aromatisch. Die Schulen und Polizeistationen lagen etwas von der Straße ab in großen Grundstücken und hatten einen schönen Baumbestand. Manchmal sahen wir die Kinder in ihren einfachen Schuluniformen zur Schule laufen – einige der größeren Jungen und Mädchen kamen auch mit dem Fahrrad – oder sahen sie in einer Unterrichtspause auf dem Schulgelände. Das alles machte auf mich einen guten Eindruck. Mir gefiel die von den Briten übernommene Sitte, Schuluniformen zu tragen, denn dadurch wurden die sozialen Unterschiede etwas eingeebnet. Bestimmt mussten die Kinder zu Hause bei den bäuerlichen Arbeiten helfen, aber mir schien, dass der Schulbesuch wichtig genommen wurde.

Auf dem Wege zogen mich zwei schmucke Dorftempel an, der erste hatte einen hübschen, kleinen Stier über dem Eingang, neben dem ein Tempelbaum blühte, der zweite war mit einem Fresko der auf einem Tiger reitenden Göttin Durga geschmückt. Mit meinen Gastgebern ergab sich für solche Objekte kein Fotostopp. Eines Freitags indes informierte mich Joubert: „Du musst morgen zur Pflanzung fahren. De Wet ist krank, ich kann auch nicht weg, Akbar wird dich hinbringen“. Der Chauffeur Akbar tat mir gern einen Gefallen. Ich konnte Aufnahmen von den beiden Schreinen machen und außerdem noch zu einem dritten kleinen Tempel hochlaufen, der sich auf einem steilen Felsen neben der Straße befand. Von dort hatte man eine fantastische Aussicht nach Süden bis zu den Nilgiris, den bis über zweitausend Meter hohen blauen Bergen, wo guter Tee gedeiht.



Dorftempel, Siva gewidmet

Wir passierten eine wichtige Wegekreuzung bei einem Ort mit dem interessanten, langen Namen Heggadadevanakote, kurz HD-Kote, dann waren es noch zehn bis fünfzehn Kilometer bis zu den Waldgebieten nahe dem Nagerhole-Nationalpark, der später in Rajiv-Gandhi-Nationalpark umgetauft wurde. Unterwegs gab es als weitere Landmarke einen Aussichtspunkt, von dem man den ausgedehnten Stausee erblicken konnte, der von der Kabini, einem Nebenfluss der Kaveri, gebildet wird. Das angrenzende Urwaldgebiet diente früher den Herrschern von Mysore als privates Jagdrevier und war außerdem unter den britischen *Viceroy*s und anderen indischen *Royals* für *Shikar* beliebt. Heute können Touristen am Kabini-Ufer ihren Urlaub in einem komfortablen Camp verbringen. Wenn man Mysore ganz früh verließ, konnte man fast regelmäßig in den Waldgebieten zierli-

che Muntjakhirsche, graue Dschungelhühner und Pfauen erspähen. Bezeichnenderweise waren bloß die jeweiligen Hähne unterwegs – die Weibchen mussten sich wohl um die Brut und ihre Küken kümmern und zu Hause bleiben. Ich wusste, dass noch viele andere Wildtiere im Dschungel lebten, nur die Chancen, sie zu erspähen, waren von der Straße aus minimal, selbst wenn ich die Augen angestrengt offenhielt. Dafür passierten wir auf dem Wege ein Camp für Arbeitselefanten, die morgens von ihren *Mahouts* – jeder Dickhäuter hat seinen eigenen Betreuer – per Hand mit Zuckerrohr und gekochten Hirsebällen gefüttert wurden. Tagsüber halfen die Tiere im Wald beim Abtransport gefällter Bäume, vor allem von Teak. Mit Rüssel und Stoßzähnen ergriffen sie die schweren Stämme und hoben sie auf Lastwagen. Dabei richteten sie sich nach den Kommandos ihrer *Mahouts*, arbeiteten und dachten aber auch selbständig mit.

Auf dem Rückweg, nach Feierabend, konnte man am Camp den Elefanten beim Bad zusehen, wie sie von ihren Betreuern liebevoll kräftig abgerubbelt wurden. Mich entzückte der Anblick der tollpatschigen Babys an der Seite ihrer stattlichen Mütter und Tanten; eine Mutter fühlt sich allein nicht wohl, denn in Gesellschaft lässt sich die Aufsicht der Babys besser bewältigen. De Wet zeigte mir Fotos aus der Zeit, als wilde Elefanten in einer sogenannten *Khedda* eingefangen wurden, die anschließend mithilfe zahmer Gefährten gezähmt wurden. Die *Khedda* ist seit dem *Wildlife Protection Act* von 1972 verboten. In Gefangenschaft wird noch Nachwuchs geboren, der nur von wilden Bullen abstammen soll, doch die Arbeit mit zahmen Elefanten wird allmählich aussterben.

Der Nagerhole-Nationalpark und die angrenzenden, bewirtschafteten Waldstücke enthielten, überwiegend in Wassernähe, einige undurchdringliche Bambusareale. Sie wuchsen wie Grasbüschel –



Elefantenkalb mit Mutter und Tante

diese Pflanzenfamilie zählt ja auch zu den Gräsern – zu hohen, verzweigten Dickichten, wie ich sie vorher noch nie erblickt hatte. Von den anderen Waldbäumen konnte ich den großblättrigen Teakbaum leicht identifizieren, dessen ovale Blätter bis zu einem halben Meter lang werden können.

Spektakulär war ein Baum mit fingerlangen, korallenroten Schmetterlingsblüten, der Malabar-Lackbaum mit dem bezeichnenden englischen Namen *Flame of the Forest*. Ein weiterer Baum fiel mir auf, weil seine silbergraue Borke in einigermaßen regelmäßige Rechtecke gerissen war. Leider wusste niemand, wie er hieß – er sei ein forstwirtschaftlich unwichtiges Gehölz –, aber mit seiner aparten Musterung erschien er mir auffallend schön. Nach Nagerhole überquerten wir bald die Grenze zu dem Bundesstaat Kerala mit einer

Schranke, an der vor allem Lastwagen kontrolliert wurden, und erreichten nach nochmals wenigen Kilometern die Plantage, deren Tor schon einladend für unser Fahrzeug geöffnet war. Der Weg führte ein Stück bergab an den Häusern für den Manager und einige Angestellte und einem großen Trockenplatz für die Kaffeebohnen vorbei und dann wieder bergauf zu dem hübschen, kleinen Wochenendbungalow mit separaten Küchenhaus. Von dieser Anhöhe aus hatte man einen guten Blick auf die Einfahrt mit den Wohnhäusern, den Trockenplatz, ein Speichergebäude und einen Fischteich.



Kaffeebüsche unter Schattenbäumen

Oben, direkt neben dem Bungalow, wohnte einer der jungen Aufseher mit seiner Frau, daneben befand sich das Büro für den Buchhalter und gegenüber waren zwei geräumige Schuppen, einer, um den Jeep und der zweite um einen Ochsenkarren unterzustellen.

Diese kleine Ansiedlung wurde auf allen Seiten von hohen, alten Bäumen umgeben, unter denen die Kaffeebüsche wuchsen. Kaffee benötigt auf Höhen unter tausend Meter Schattenbäume, wodurch das gesamte Anwesen wie ein großer Park wirkte.

Der Bungalow hatte zwei Schlafräume mit angeschlossenem Bad, die von einem Mittelraum abgingen, welcher auf eine lange, überdachte Veranda mündete. Von hier schweifte der Blick frei über den Blumengarten hinweg auf das hügelige Gelände bis zu blau schimmernden Bergkuppen in der Ferne. Unterhalb der von geraden Wegen durchzogenen Pflanzungsblöcke konnte man den schmalen Fluss ahnen, der die Grenze zu dem dörflichen Ackerland bildete. Ich hielt mich tagsüber am liebsten auf der Veranda auf, wenn ich nicht auf der Vogelpersicht war. Vor den oberen Teil waren Netze gespannt, um fliegende Hunde fernzuhalten, damit sie sich nicht nachts unter das vorstehende Dach hängten und mit ihren Ausscheidungen den Boden beschmutzten.

Das Haus hatte keinen Strom; nach Einbruch der Dunkelheit gaben Petroleumlampen ein behagliches Licht. In der kühlen Jahreszeit wurde der Kamin angezündet; Holz von den Kaffeebüschen und Bäumen war reichlich vorhanden. Auf die Pflanzung wurde immer ein Hund mitgenommen, der sich nach Sonnenuntergang gern einen Mantel anziehen ließ, da es dann frisch wurde und die Pointer in den Bergen froren. Abends wurde für uns Badewasser in einem speziellen Ofen neben dem Küchenhaus erhitzt und in die Badezimmer geleitet. Einfache Mahlzeiten wurden in dem Nebengebäude von einer Wirtschaftlerin oder dem Fahrer zubereitet. Akbars Spezialität waren gebratene Bananen, die er stolz als Nachtisch auftrug: „*Banana fritters, Sir, Madam*“. Abends und frühmorgens meldeten sich die Wachleute am Bungalow, die nachts ihre Runden durch das Gelände zogen.

Während der Erntezeit hatten sie Pfeil und Bogen dabei, um Affen zu verscheuchen, die gern die reifen Kaffeekirschen räuberten, oder sie für sich als Braten zu schießen. In aller Frühe war es wunderbar, vom heiseren Krähen der Dschungelhähne geweckt zu werden; Haushühner gab es keine in der unmittelbaren Nähe.

Um acht Uhr hämmerte ein Aufseher vor der Tür auf ein an einem Pfahl hängendes Eisen, um die Belegschaft zum Appell zu rufen. Der Betrieb hatte gut dreißig permanente Arbeiter und Arbeiterinnen, mehr Frauen als Männer, und zur Erntezeit wurden zusätzliche Kräfte eingestellt. Zum Morgenappell kamen die Leute hoch zum Bungalow. Schon beim Frühstück vernahm ich die hellen Stimmen der Arbeiterinnen, wie sie sich auf dem Wege unterhielten. Vor allem die jungen Keralesinnen tragen anstelle des Sari eng gewickelte Röcke, wie Sarongs, mit ansprechender Musterung und dazu ein knappes Blüschen, welches kaum bis zur Taille reicht. Da die meisten von ihnen zierlich sind, sieht diese Kleidung sehr anmutig aus. Das Stück bloße Haut über der Hüfte, dass nicht wie beim Sari wenigstens teilweise bedeckt ist, trägt zur attraktiven Erscheinung bei. Die Frauen trugen saubere, weiße Handtücher über der Schulter. Vor der Arbeit banden sie sich Schürzen aus grobem Sackleinen und bunte Kopftücher um. Die Männer hatten meistens ein Hüfttuch in lebhaften Farben an. Männer und Frauen wurden in separaten Gruppen namentlich aufgerufen und ihre Aufgaben verteilt. Ich kam gern dazu, denn dann sah ich sie alle zusammen, konnte alle begrüßen und Fotos schießen.

Das ganze Jahr über ist viel zu tun: Unkraut muss gejätet, die Wege müssen sauber gehalten werden, und die Schattenbäume sind periodisch zu stutzen, damit sie den Kaffeebüschen nicht zu viel Licht wegnehmen. Außerdem gab es eine kleine Gärtnerei zur Aufzucht

junger Kaffee- und Pfefferpflanzen, denn neben dem Kaffee wurde Pfeffer angebaut, der sich in dichtblättrigen Lianen um die Stämme der Schattenbäume schlingt. Für Transportdienste wurde ein stattliches, weißes Zebuochsenpaar eingesetzt, dem man hin und wieder auf den breiten Arbeitswegen begegnete. Mir wurde erzählt, dass sich diese Tiere bei ihrer Ankunft auf der Plantage vehement gegen das Einspannen gewehrt hatten. Als schließlich jemand aus der versammelten Zuschauermenge vorschlug, den rechten Bullen nach links zu stellen, wurden sie lammfromm. Sie hatten nämlich ihr Leben lang in dieser Position nebeneinander gearbeitet und fühlten sich nur so wohl.



Die Kaffeepflückerinnen

Die wichtigste Zeit war die Kaffeelernte, als erstes wurden die *Arabica*-Früchte reif. Die Kaffeekirschen wurden direkt nach dem

Pflücken eingeweicht, das Fleisch durch eine Mangel abgetrennt und die Bohnen in der Sonne getrocknet. *Robusta*-Früchte wurden direkt getrocknet. Zu dieser Zeit ging der gesamte Handel über das staatliche *Coffee Board*, in späteren Jahren konnte auch an private Händler verkauft werden. Schon zur Erntezeit entstehen an den Sträuchern zwischen den Blattachsen kleine, grüne Spitzen, die beim ersten Regen austreiben. Zuerst wirken die weißen Knospenreihen wie Mäusezähnen, dann öffnen sich die fingernagelgroßen Blüten, und die gesamte Plantage wird von einem herrlichen, süßen Duft erfüllt.



Reife Kaffeekirschen

Während die Leute ihre Arbeit verrichteten, inspizierte derjenige Eigentümer, der aus Mysore gekommen war, mit dem Manager und dem ersten Aufseher alle Pflanzungsblöcke und besprach mit ihnen die Aufgaben für die kommende Woche. Über kilometerlange Wege dauerte der Rundgang bergauf, bergab bis zum Mittag. In dem schwülheißen Klima war das selbst im Schatten eine wirkliche Kraft-

anstrengung. Ich konnte, wenn ich allein war, selbstverständlich keine fachkundige Inspektion machen, konnte mir aber einige Arbeitsgänge zeigen lassen und die Bücher ansehen. Ähnlich wie in den indischen Banken und Ämtern wurden im Büro des Schreibers große, dicke Folianten mit vielen Reihen und Spalten verwendet, in denen die Namen der Arbeitskräfte, ihre tägliche Anwesenheit, die zugeteilten Aufgaben und weitere Einzelheiten eingetragen waren. Zum Ende der Woche wurden die Posten addiert. Die einzelnen Posten wurden durchgesehen, erklärt und abgezeichnet. Dann wurde bei der Bank im nächsten Ort das für die Löhne und andere Ausgaben benötigte Geld geholt.



Im Morgennebel

Meine Freunde beklagten sich darüber, dass sie mit keralesischen Bedingungen zu kämpfen hatten. Der Bundesstaat Kerala wur-

de kommunistisch regiert, und es gab starke Gewerkschaften. In Karnataka waren die Löhne erheblich niedriger, und dort wurde wesentlich seltener gestreikt. Besonders ärgerlich fanden sie die Streiks zur Erntezeit, jedoch ich fragte sie, wann denn sonst die Arbeiter streiken sollten. Es waren die Sorgen wohlhabender Leute. Mit den Gewerkschaften kam es wiederholt zu Konflikten. Die Forderungen betrafen nicht nur die Bezahlung sondern auch, dass mehr permanente Arbeiter eingestellt werden sollten, die Anspruch auf eine Altersversorgung hatten, ähnlich wie die fest angestellte Belegschaft im Taxidermie-Betrieb. Empörend war es, dass die Forderungen durch Bestechung der Gewerkschaftsbosse vermieden werden konnten, was für van Ingens nicht in Frage kam. In einigen Jahren hatten sie heftige Ausschreitungen erlebt, da die Gewerkschaftler Schlägertrupps organisiert hatten. De Wet wurde einmal in schlimme Bedrängnis gebracht, aus der er sich schlecht befreit hätte, wenn die Horde nicht gewusst hätte, dass er ein Gewehr hatte und im Ernstfall ein guter Schütze war. Durch die langanhaltende starke Position der Kommunisten in Regierung und Gewerkschaften waren sie außerordentlich mächtig und leider auch korrupt geworden.

Ich fand es bemerkenswert, dass es in Kerala eine kommunistische Regierung gab. Die Geschichte der indischen kommunistischen Partei (CPI) ist kompliziert. Sie wurde schon 1920 von indischen Exilanten im russischen Taschkent gegründet und war im Untergrund aktiv im Kampf gegen die britische Kolonialherrschaft. Nach der Unabhängigkeit war die Partei in Kerala, Westbengalen und Tripura, im entfernten Nordosten, erfolgreich. Man kann nur spekulieren, wieso sich die Kommunisten gerade in Kerala durchgesetzt haben. Im Gegensatz zu anderen Regionen genoss die weltoffene Küste eine jahrhundertelange Exposition gegenüber fremden Einflüssen; schon in

der Antike gab es Handelsverbindungen zu Phönizien, Ägypten, Babylon, Arabien, dem römischen Reich und dem fernen Osten. Dann erschienen mehrere Kolonisatoren auf der Bildfläche: Portugal, die Niederlande und schließlich England. Das Christentum, welches die Küste schon im ersten Jahrhundert durch Jesu Jünger Thomas, den Zweifler, erreicht haben soll und während der Kolonialperiode durch europäische Missionare an Boden gewann (achtzehn Prozent Christen), hatte einen unbestreitbaren Einfluss auf den relativ hohen Bildungsstand der Bevölkerung. All das mag eine Rolle dabei gespielt haben, dass Kerala aufgeschlossener gegenüber neuen – und nicht so neuen – Ideen war als die meisten anderen indischen Bundesstaaten. Für die Entstehung und Arbeit der Gewerkschaften schuf der hohe Grad an Alphabetisierung, auch der Arbeiterschaft, die Möglichkeit zu einer besseren sozialen Kommunikation und Solidarisierung.

Nach dem Morgenappell machte ich mich meistens rasch selbständig und ging bis zum Mittag mit dem Fernglas meine eigenen Wege, begierig auf Vögel. In diesem Biotop konnten viele Arten entdeckt werden, die allerdings im dichten Laubwerk der hohen Bäume nicht immer leicht zu erkennen waren. Zwei farbige Vögelchen fielen mir auf. Ich zeichnete die beiden und wunderte mich, wie sehr sich die Skizzen ähnelten. Im Bestimmungsbuch stellte ich fest, dass der rote Vogel der männliche Scharlachmennigvogel war, der gelbe das dazugehörige Weibchen. Eines Tages entdeckte ich voller Freude eine mir unbekannte, winzige Spechtart, den Pygmäenspecht, der kleiner als ein Spatz an einem Baumstamm entlang spazierte. Die sprachbegabten Beos, das Objekt von Brians Studien, zogen in größeren Scharen durch die Gegend, konnten jedoch nicht jedes Mal gesichtet werden. Ihre harschen Schreie klangen ziemlich unmusikalisch für Vögel mit einer so außergewöhnlichen Begabung zum Lernen von Wörtern

und Tönen. Auffällig war ein weiterer glänzend schwarzer Vogel, der Flaggendrongo, der im Flug zwei lange drahtige Schwanzfedern hinter sich herzog, deren verdickte Enden wirkten, als ob er von zwei Riesenhummeln verfolgt würde. Pflaumenkopfsittiche sausten flott über die Lichtung am Fluss, schillernde Sonnenvögelchen erschienen im Garten und in den Kronen der hohen Blütenbäume. Eine echte Wunderwelt!



Riesenspinnennetz

An manchen Morgen war das Gelände geheimnisvoll in Nebel gehüllt, der die Spinnennetze deutlich in Szene setzte. Trichterspinnen saßen auf dem Grunde ihrer tütenartigen Bodennester und war-

teten darauf, dass eine Beute an den waagrecht weit ausgespannten Fäden hängen blieb, um sich dann auf sie zu stürzen, sie einzuwickeln und auszusaugen. Diese außerordentlich haarigen Tiere gab es ebenfalls im Garten von *Bissal Munti*, jedoch durch den Besatz mit den feinen Tröpfchen waren sie hier viel besser zu erkennen. Und eines Tages erblickte ich riesige Spinnennetze, imposante Radgebilde, die vom Tau wie mit winzigen Brillanten verziert waren. Sie waren im mittleren Bereich locker, etwas unordentlich gewebt, aber die Randbereiche zeigten regelmäßige, dicht parallel angeordnete Fäden. Auf welche Beutetiere hatten es die Baumeisterinnen, die im Zentrum lauerten, mit Netzen Dimension abgesehen? Eines war so breit zwischen zwei Büschen aufgespannt worden, dass es ein Reh hätte einfangen können, wären die Fäden dafür stark genug gewesen. Joubert meinte, dass die Spinnen durchaus kleinere Vögel erbeuten könnten. Die verschiedenen Baumarten waren ebenfalls bemerkenswert. Der Bestand war alt und wies mehrere mächtige Exemplare auf, darunter einen Riesen mit weit ausladenden Brettwurzeln unweit des Bungalows.

Einige Bäume blühten prächtig und zogen nektarliebende oder insektenfressende Vögel an. Leider stehe ich mit den Bäumen in Indien auf dem Kriegsfuß. Es gibt nicht nur viele einheimische Arten, sondern aus anderen heißen Ländern sind verwirrend viele zusätzliche Arten eingeführt worden. Zwischen den Kaffeebüschen fiel mir ein hoher Baum mit cadmium-gelben Blütenständen auf, die gut einen halben Meter lang werden konnten; die gebogenen lockigen Blüten waren bürstenartig an den Zweigen angeordnet, die langen, farnartigen Blätter wirkten von unten silbrig: Diese *Grevillea robusta* oder *Silver Oak* stammt ursprünglich aus Australien. Eine andere, einheimische Baumart, *Thorny Dadap* genannt (*Erythrina spec.*) wur-

de speziell angepflanzt, weil ihre stachelige Rinde den Pfefferranken guten Halt gab. Ein Gießener Freund, der Bothas Plantage mit ihrer beeindruckenden Flora in den neunziger Jahren besuchte – sie war inzwischen in den Händen seines Sohnes – hatte die brillante Idee, Gießener Geographiestudenten für Diplomarbeiten dorthin zu locken. Wir fanden zwei engagierte Kandidaten, von denen sich die Studentin Elli mit der schwierigen Bestimmung der Schattenbäume befasste. Sie identifizierte mehr als vierzig verschiedene Arten. Ihr Kommilitone Kai erforschte den Einfluss der Beschattung auf die Kaffeeerträge und machte sich Gedanken über eine Bio-Vermarktung des Kaffees, die leider wegen bürokratischer Hürden auf Seiten der keralesischen Behörden nicht zustande kam.

Unter den männlichen Arbeitern auf der Pflanzung waren Stammesangehörige, zierliche Kurumbas, die geschickt die Pfefferranken emporklettern und die reifen Samentrauben pflücken konnten. Außerdem wurden zur Erntezeit einige Kurumba-Wächter mit Pfeil und Bogen zum Verscheuchen der Hutaffen abgeordnet, da die Affentrupps eine Vorliebe für reife Kaffeekirschen hatten. Diese Bewaffnung imponierte mir! Die Ureinwohner galten als gute Jäger, und es hieß, erlegte Affen würden in ihren Kochtöpfen landen. Bereits beim Elefantencamp gab es ein verstreutes Stammesdorf der Kurumbas, die kleinen Hütten aus Bambus mit Grasdächern bewohnten. Die Bambuswände waren teilweise mit Lehm abgedichtet, teilweise zur Ventilation freigelassen.

Für die Kurumbas, die van Ingens beschäftigten, mussten nach Regierungsvorschrift Ziegelhäuser gebaut werden, die von den Empfängern jedoch nicht angenommen wurden und jahrelang leer standen. Stattdessen hatten sie am Rande der Kaffeepflanzung eine eigene, traditionelle Siedlung. Ich fand, dass ihre Hütten gut an ihren

Lebensraum angepasst waren, selbst wenn sie nicht so hygienisch waren und während der Monsunzeit, wenn in den Bergen heftige Regengüsse niederprasseln, weniger Schutz boten als ein Haus mit Wellblechdach. Auf mich wirkten sie durchaus ästhetisch, außerdem passten sie sich ideal ihrer Umwelt an.



Kurumbas mit Pfeil und Bogen

Die ursprüngliche Lebensweise der Kurumbas im Wald mit einigen Nutztieren und ökologisch angepasster Landwirtschaft ist heute zum Untergang verdammt. Wie die meisten *Adivasi* (Ureinwohner) in anderen Gegenden Indiens können sie in ihren ursprünglichen Gebieten nicht mehr existieren. Auf der Plantage wurden sie von den Gewerkschaften nicht vertreten, da wurde eine deutliche Diskriminierung erkennbar. Die indische Verfassung räumt den *Adivasi* als *Scheduled Tribes* (registrierte Stämme) Minderheitenrechte ein, d.h. sie sieht eine Quotierung im Bildungsbereich, im Staatsdienst und in den Parlamenten vor. Zusätzlich gibt es eine Anzahl von besonderen Förderprogrammen zur wirtschaftlichen Entwicklung. Doch wenn man die Situation der Kurumbas und anderen indigenen Stämmen betrachtet, bleibt noch ein weiter Weg bis zur Gleichberechtigung. Gleichzeitig finde ich es schade, dass sie durch die wahrscheinlich unvermeidliche Anpassung an den Mainstream allmählich ihre eigene Kultur verlieren.

In den folgenden Jahren wurde der Tierschutz in den umliegenden Waldgebieten verbessert, die an den Nationalpark Nagerhole grenzen. Im *Berambi State Forest*, der vornehmlich mit Teakbäumen bewirtschaftet wird, sahen wir eines Abends vom Jeep aus wilde Elefanten mit mehreren Jungtieren. Die Elefantenpopulation nahm schließlich dermaßen zu, dass sie in den benachbarten Reisfeldern und Pflanzungen erschienen und beträchtlichen Schaden anrichteten. Sie spazierten nachts auch in die Kaffeepflanzungen und zertrampelten mehr als sie fraßen. Van Ingens installierten, nachdem die Gegend mit Strom versorgt worden war, einen elektrischen Elefantenzaun, aber die klugen Tiere merkten, wie man die Verbindung unterbrechen konnte. Zudem gab es in Kerala häufig Stromausfall. Der klassische Konflikt zwischen Natur und Zivilisation lässt sich schwer

lösen. Es freute mich zu sehen, dass in den naturnahen Kaffeepflanzungen meiner Freunde die wesentlichen Umweltbelange beachtet wurden. Das lag vornehmlich daran, dass De Wet und Joubert bewusst ihren großartigen, alten Baumbestand und zusätzlich ein kleines, unkultiviertes Areal bewahrt hatten, so dass zahlreiche Vogelarten und Kleinsäuger gute Lebensmöglichkeiten vorfanden. Bothas Plantage war größer, teilweise noch ursprünglicher und beherbergte auch größere Wildtiere, worauf er zu Recht stolz war.

Angesichts der Tatsache, dass Menschen und Tiere in denselben Gebieten leben, erscheint mir das früher gepflegte Vorgehen, die unter günstigen Lebensumständen entstehenden Überschüsse der Elefantenpopulationen in *Kheddas* einzufangen, sie mit Hilfe ihrer Artgenossen zu zähmen und zu einer naturverträglichen Waldbewirtschaftung einzusetzen, als sinnvoll. Die Inder haben auf diesem Gebiet eine Jahrtausende alte Erfahrung. Die meiner Ansicht nach radikal über das Ziel hinaus schießende sentimental-romantisierende Vorstellung eines Tierschutzes, der sich in das Leben der Tiere nicht einmischen darf – was wir ja trotzdem, oft in wesentlich schädlicherer Weise, tun – halte ich für unvernünftig und weder dem Tierwohl noch dem Wohl der Menschen zuträglich.

Nationalparks

Die südindischen Urwälder sind durch eine Reihe von Nationalparks geschützt. Im Süden von Karnataka liegt das Schutzgebiet Bandipur, das direkt in den Nationalpark Mudumalai auf der Seite von Tamil Nadu übergeht und auf der Westseite an Nagerhole anschließt. Die Reservate liegen an der Straße zwischen Mysore und Ootacamund (heute Udayamandalam), einer Bergstation auf den Nilgiribergen, wo die Fürsten und die Kolonialherren früher die Sommermonate verbrachten. Bekannte nahmen mich eines Tages nach Bandipur mit. Wir konnten an einer Ausfahrt im Jeep teilnehmen und waren erfreut, eine Herde Axishirsche zu erblicken, die mit ihren weißen Flecken und prächtigen Geweihen dem aus Vorderasien stammenden Damwild gleichen. Auch ansehnliche Sambarhirsche wurden gesichtet und als Besonderheit eine Gruppe von Gaur, dem stattlichen Indischen Bison.

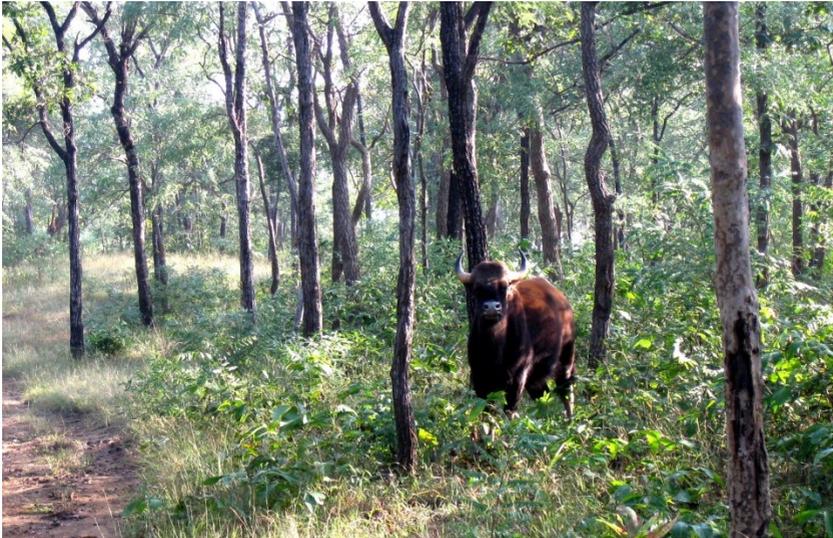
Man kann in dem Reservat Hütten mieten, was ich in den achtziger Jahren einmal mit einer Freundin gemacht habe. Von diesem Besuch erinnere ich mich vor allem an einen Abendgottesdienst, bei dem ein junger, mit einer Blumengirlande geschmückter Elefant *Puja* für den Elefantengott Ganesha durchführte und ihm einen Bund Bananen opferte, den er anschließend verspeisen durfte. Das war in diesem Umfeld gar nicht kitschig sondern passte ausgezeichnet. Der Tierarzt, der zugegen war, kam zu mir und sagte, er würde mich kennen. Es stellte sich heraus, dass wir uns einmal im Zoo von Mysore getroffen hatten. Diese Begegnung hatte zur Folge, dass wir vom Ranger besonders aufmerksam behandelt wurden und er uns am nächsten Morgen zu den Fußspuren eines großen Tigers leitete.



Sambar

In Bandipur hat sich eine Tragödie abgespielt, die Wert ist berichtet zu werden. Ein deutscher Maler, der sich jahrelang in Ostafrika aufgehalten hatte, kam zu van Ingens mit der Bitte, sie möchten ihm einen Platz in dem Reservat vermitteln, wo er ungestört Elefanten zeichnen könnte. Er hatte beeindruckende Skizzen von afrikanischen Elefanten mitgebracht. Der indische Elefant erschien ihm vergleichsweise zahm, lange nicht so imponierend wie sein afrikanischer Verwandter. Ein guter Bekannter besorgte dem Besucher ein Cottage im Dschungel und einen Führer. Die nächste Nachricht, die wir erhielten, handelte vom Tod des Künstlers. Anscheinend war er unvorsichtig gewesen, hatte die Ratschläge seines Führers nicht beachtet und sich zu nah an einen Bullen, einen Einzelgänger mit prächtigen Stoß-

zähnen, herangewagt. Der Bulle griff ihn an, der Maler flüchtete hinter einen Baum, worauf der Elefant an ihm vorbei stürmte und dann in einem Bachbett wendete, indem er sich am gegenüberliegenden Ufer abstützte. Im zweiten Anlauf erwischte und zertrampelte er sein unglückliches Opfer.



Gaur oder Indischer Büffel

Die Westghats sind einer der weltweit bedeutenden Biodiversitäts-Hotspots. Die Artengemeinschaften variieren von der wasserreichen Küste bis zur Dekkanseite und in den verschiedenen Höhenregionen. In den verschiedenen Ökosystemen ist eine unglaubliche Artenvielfalt entstanden. Nagerhole am Rande der Ghats, das sich an Bandipur anschließt, hat sich ebenfalls zu einem beliebten Ziel für Naturbesuche entwickelt. Botha setzte mich dort einmal auf dem

Wege zu seiner Kaffeepflanzung ab. Auf dem Elefantenrücken ging es gemächlich in den lichten Dschungel. Das Tier hielt zwischendurch immer wieder an, um sich Nahrung zu pflücken, trotzdem wurde eine beträchtliche Strecke zurückgelegt. Neben den üblichen Hirscharten Axis, Sambar und Muntjak sowie dem Gaur hatte ich das ungewöhnliche Glück, einen Lippenbären zu sehen. Das ist ein mittelgroßer, schwarzer Bär mit einem weißen Kragen wie ein Kragenbär, aber mit einer hellen Schnauze, deren Lippen für die Ernährung mit Insekten spezialisiert sind; am liebsten frisst der Bär Termiten. Diese Art des Dschungelspaziergangs ist so naturnah und entspannend, dass man selbst bei wenigen Wildsichtungen davon äußerst befriedigt zurückkehrt.



In den Westghats

Mysore-Stadt

Doch noch einmal zurück zum schönen Mysore, welches durch Parks mit Blütensträuchern und altem Baumbestand den verdienten Titel einer Gartenstadt erhalten hat. Der Palast im Zentrum, im indo-sarazenischen Stil erbaut, ist die wichtigste Landmarke. Vier prächtige Tore öffnen sich zu einem von quadratischen Festungsmauern umschlossenen Innenhof. Den Palast selbst fand ich mit seinen Säulen und Arkaden, hinter denen sich der Maharadscha seinem Volk präsentieren konnte, etwas kitschig, aber auch irgendwie nett. Auf der zentralen Kuppel leuchtete ein grünes bzw. rotes Licht, das anzeigte, ob sich seine Hoheit (kurz *H.H.*) in seiner Residenz aufhielt.

Die öffentlichen Gebäude der Stadt, Bahnhof, Krankenhaus, die Front des Marktes, sind alle im klassizistischen Stil konzipiert und cremeweiß gestrichen, und gefielen mir in ihrem einheitlichen Gesamtbild. Im Laufe des ersten Halbjahres wurde ich mit der Stadt immer besser vertraut, kannte Banken, Postämter, Papier- und Buchläden, verschiedene Gemüsemärkte und den zentralen Markt. Nachdem ich bei van Ingens wohnte, kam ich während meiner arbeitsreichen Wochentage nur noch selten in die Stadt, die ich früher gern zu Fuß erkundet hatte, und an den Wochenenden ging es stets hinaus in die Natur. Aber als sich mein Indienaufenthalt dem Ende zuneigte, versuchte ich, gelegentlich abends etwas Zeit im Zentrum zu verbringen, um mich nach Andenken und Geschenken umzuschauen.

Dazu bot sich der zentrale Markt an, der neben Blumen, Obst und Gemüse, Fleisch und Fisch auch Stände für andere Dinge aufwies: Kosmetika, Gewürze, Seifen, allerlei Gegenstände für die Küche – alles wesentlich interessanter als in den regulären Geschäften. Mich begeisterte der preiswerte Schmuck: bunte Ketten und

Armreifen oder lange Gebetskränze, die aus verschiedensten Materialien hergestellt waren, aus Samen, Glas, Kunstperlen oder falschen Korallen. Barbara van Ingen, der ich meine Funde präsentierte, konnte sich ebenfalls an den kleinen Schätzen freuen, die ich entdeckt hatte. Für sich bevorzugte sie allerdings echte, natürliche Materialien, während ich einfach auf eine ansprechende Ausführung achtete.



Der Maharadschapalast

Eine wahre Besonderheit sind die indischen Textilien, in die ich mich förmlich vernarrt hatte. Mein Faible begann mit der Bewunderung all der Kleidung, die ich bei den indischen Frauen beobachtete: die Vielfalt der Stoffe, die große Farbigkeit mit teilweise raffinierten Farbzusammenstellungen, die gedruckten, gewebten oder ge-

stickten Muster und Borten. Dazu kam, dass die mannigfaltigen Materialien – Seide, Baumwolle, synthetische und Mischgewebe – in unterschiedlicher Dichte und Stärke vorkamen, von zarten Schleiern bis zu dickeren, festeren Stoffen. Durch Barbara lernte ich auch die handgewebten Baumwollstoffe kennen und würdigen, den sogenannten Khadi, der seinerzeit durch Gandhi popularisiert worden war und mit seiner unregelmäßigen Oberflächenstruktur einen ganz eigenen Charme aufweist. *Khadi* war allerdings inzwischen seltener geworden und wurde meistens nur noch für Bett- und Tischwäsche hergestellt, da die Entwicklung inzwischen zur industriellen Großproduktion ging.

Direkt im Zentrum zogen feine Stoffgeschäfte zahlreiche Kundschaft aus der Stadt und dem Umland an; die Leute kamen hierher, um für wichtige Gelegenheiten, vor allem natürlich Hochzeiten, die schöne Seide zu kaufen, von der ich mir damals höchstens Halstücher leisten konnte. Mysore war – und ist weiterhin – für seine Seide berühmt, die in Karnataka erzeugt und in der lokalen Seidenfabrik verarbeitet wurde. Die besten Seidensaris wurden allerdings auf Handwebstühlen hergestellt, wobei jedes Exemplar einmalig gestaltet war. Daneben fand sich gute Baumwollqualität, bedruckt oder mit gewebten Mustern, alles in ausgezeichneten Designs. Von Beginn an leistete ich mir gern hübsche Stoffe, um daraus selber etwas mit der Hand zu nähen oder sie zum Schneider zu bringen.

Die großen Geschäfte hatten ihre eigenen Schneider, die häufig schon während des Einkaufs gerufen wurden, die passende Stoffmenge berechneten und mit Messband und Auftragsbuch die Bestellung entgegennahmen. Bei kleineren Textilläden saß der Schneider gleich am Eingang an seiner Nähmaschine und konnte bei fertigen Artikeln einen Abnäher oder einen Saum anbringen. Praktisch war

diese Einrichtung auch bei den „*Matching Stores*“, wo man unter unzähligen Farbnuancen den zum Sari passenden Blusenstoff auswählen konnte und der Schneider das Oberteil innerhalb eines Tages fertigstellte oder sich, wenn es eilte, sogleich ans Werk machte.

Wie früher in den mittelalterlichen Städten bei uns waren gleiche Gewerbe meistens Seite an Seite in denselben Straßen untergebracht. So konnte man gewünschte Sachen finden, indem man einfach im nächsten Haus weiterschaute, wenn die erste Werkstatt sie nicht hatte. Manchmal liefen die Verkäufer schnell zum Nachbarn, wenn ihre Kunden einen bestimmten Artikel suchten und brachten ihn von dort her. Das war ein fantastischer Service!

Sehr anziehend fand ich die Metallläden mit ihren Kupfer- und Messinggefäßen und Votivgeräten. Mit etwas Glück entdeckte ich beim Stöbern gute, kleine Statuen, Becher oder kunstvoll gehämmerte Opferteller; besonders gut gefielen mir alte, von jahrelangem Gebrauch abgeschliffene Stücke. Die Juweliere waren ebenfalls gemeinsam in einer Straße untergebracht, ich hielt dort ab und zu nach Silbersachen Ausschau. Doch es wurde hauptsächlich mit Gold gehandelt, das den Indern außerordentlich wichtig ist, denn für verheiratete Frauen ist ihr Goldschmuck eine Lebensversicherung. Eine Spezialität von Mysore waren die Sandelholzschnitzereien und Einlegearbeiten in Rosenholz. Für Geschenke, die ich nach Hause mitnehmen wollte, suchte ich immer Kleinigkeiten, die uns heute nicht mehr außergewöhnlich erscheinen, da inzwischen überall kunstgewerbliche Objekte aus aller Welt vertrieben werden, allerdings nicht von so feiner Qualität. Die Spezialitäten von Karnataka und zusätzlich Schmuck aus dem nordindischen Rajasthan wurden im staatlichen Emporium an der Hauptgeschäftsstraße angeboten; es lohnte sich, dort gelegentlich nachzuschauen.

Vormittags und abends, zu den beliebtesten Einkaufszeiten, traf man in der Nähe der teuren Geschäfte Bettler, die die reiche Kundschaft zu Mildtätigkeit anregen wollten. Darunter waren ein Junge – wahrscheinlich ein Poliofall – auf einem Rollbrett und ein älterer Lepröser mit einem zerstörten Gesicht und verkrüppelten Händen. Lepra schädigt die Gefühlsnerven, so dass die Betroffenen sich Verletzungen zuziehen, ohne es sofort zu bemerken, und deshalb wiederholt Wundheilungsprobleme haben. Solche Mitleid erregende, ungewöhnliche Gestalten erschreckten mich zunächst; es war mir fremd, dass Menschen mit gravierenden Behinderungen sich derart in der Öffentlichkeit zeigten. Natürlich hatte ich in Reisebeschreibungen, vor allem den älteren, derartige Beobachtungen gelesen und wusste, dass die beiden Geißeln der Menschheit Lepra und Kinderlähmung seit undenklichen Zeiten auch in Europa vorgekommen sind. Man kann froh sein, dass es inzwischen effektive Heilmittel und Impfungen gibt. Aufgrund guter Behandlungsmöglichkeiten sind Patienten mit Aussatz heute in Indien heute kaum noch zu sehen, durch die ungenügende Teilnahme an Impfprogrammen ist jedoch die Kinderlähmung immer noch leider nicht verschwunden.

Eine weitere Beobachtung, die ich lange nicht interpretieren konnte, war das Vorkommen von Intersexuellen, sogenannten Hijras. Von den Hijras hatte ich gelesen, mir waren sie aber noch nie bewusst begegnet, bis mir plötzlich eines Tages eine in leuchtende Saris gekleidete Dreiergruppe, der man regelmäßig im Stadtzentrum begegnete, in neuem Licht erschien. Die relativ großen, gut gewachsenen Menschen waren mir deshalb schon ein paar Male aufgefallen waren, weil sie keck Geschäfte betraten, um Geld baten und dabei offenbar erfolgreich waren. Hier hatte ich keine Frauen sondern Menschen mit abweichender Geschlechtsentwicklung vor mir. Seit kurzem wird in ihren Pass ein drittes Geschlecht eingetragen, ein vorbildliches Vorgehen.



Gasse mit Haustieren und Rangolis vor der Haustür

Ganz andere Eindrücke bot ein Bummel durch einige ländlich wirkende Viertel der Innenstadt, wo in schmalen, ruhigen Nebengässchen Rinder, Schafe und Hühner frei herumliefen und Hunde friedlich in der Sonne lagen, ohne sich im Geringsten stören zu lassen. Dort faszinierten mich ebenfalls die geometrischen Muster auf dem Boden vor den Eingängen der Häuser, sogenannte *Rangolis*. Die meisten *Rangolis* waren mit weißer Kreide gemalt, aber zu bestimmten Festen wurden die Linien und Flächen mit farbigem Pulver ausgeführt und mit Blüten geschmückt. Die Frauen, die man tagsüber auf den Haustreppen ihr Gemüse putzen, miteinander plaudern oder handarbeiten sah, hatten von ihren Müttern gelernt, diese zum Teil einfachen, zum Teil ziemlich komplizierten Glückszeichen herzustellen. Die Häuser waren schmal, doch wenn man zur Haustür hineinschaute, sah man, dass nach hinten viel Raum war. Die Kühe, die

anscheinend herrenlos durch die Gegend flanieren, kamen abends nach Hause, wurden gefüttert und im Hausflur über Nacht angebunden.

In diesen Vierteln gab es ebenfalls kleinere Tempel, doch der größte, wichtigste Tempel von Mysore befindet sich auf dem Gipfelplateau des langgestreckten Hügels im Süden. Die lokalen Schreine habe ich nie betreten, denn dort hätte ich mich fehl am Platz gefühlt. Dagegen ist man in den bedeutenden Tempeln den Besuch von Fremden gewöhnt. Früher mussten die Menschen tausend in den Fels gehauene Stufen emporklettern oder den langen kurvigen Pfad hinauflaufen, um zu dem wichtigen Pilgertempel aus dem zwölften Jahrhundert zu gelangen, der Sivas Gefährtin in Gestalt der kriegerischen Göttin Chamundeswari gewidmet ist. Inzwischen gibt es eine bequeme Busverbindung, die in weiten Serpentinaen den höchsten Punkt erreicht.

An meinen ersten Besuch erinnere ich mich gern. Ich war mit Uma, einer Dozentin am Teresian College, nachmittags auf den Berg gefahren; die Sonne neigte sich schon zum Horizont. Von der Bushaltestelle kommend passierten wir auf dem Bergplateau zunächst eine grellbunte Riesenstatue des Dämonen Mahishasura, der zu der Geschichte von Chamundeswari gehört. Wie er ein gewaltiges Schwert über dem Kopf schwingt und mit der anderen Hand eine Kobra in festem Griff hält, wird seine Macht und Gefährlichkeit offenbar. Mit Hilfe eines Arsenal von Waffen, das ihr die anderen Götter liehen, konnte ihn die Göttin in einem stürmischen Kampf überwältigen. Dann mussten wir uns durch eine enge Basargasse hindurchschlängeln, wo neben Votivgaben – Bilder, Statuen, Gebetsketten – auch allerlei Nützliches wie Einkaufstaschen, Kinderkleidung, Halsketten für kleine Mädchen und Haushaltsgegenstände angeboten wurde.

Nachdem die Tempel über Mittag geschlossen waren, um den Göttern und ihren Priestern eine Ruhepause zu gönnen, war der Basar abends besonders geschäftig. In Tempelnähe kaufte Uma von einer Händlerin als Opfergaben Blumen und eine Kokosnuss.



Eingangstorturm des Chamundeswari-Tempels

Der stattliche Eingangsturm (*Gopuram*) zog unwillkürlich die Blicke zu seiner hohen Spitze empor: Über dem ungefähr acht Meter hohen Unterbau aus Granit erhoben sich pyramidenförmig sechs Stockwerke mit ockerfarbenen Stuckverzierungen in Gestalt kleiner Tempel, abgeschlossen durch eine tonnenförmiges Geschoss, das wie eine Krone mit goldenen Zacken wirkte. Wir mussten die Schuhe in einem Kiosk abstellen, denn Leder darf nicht in die geheiligten Bezirke gelangen. Durch das imposante Tor des *Gopuram* hindurch, über

dem ein farbig abgesetztes Relief des wohlwollenden Elefantengottes Ganesha den Besuchern Glück und Segen verheißt, betraten wir den Hof, der den geweihten Innenbau umschließt. Dort nahm ein Tempeldiener Uma die Kokosnuss ab, spaltete sie auf einem Stein und gab sie ihr zurück, damit sie sie zusammen mit den Blumen vor der Göttin Chamundeswari opfern konnte. Eine Nusshälfte konnte sie anschließend als gesegnete Speise mit nach Hause nehmen. Es dämmerte schon, Öllichter leuchteten geheimnisvoll aus dunklen Öffnungen hervor.

Die Gläubigen bewegten sich in einer langen Schlange auf das innere Heiligtum zu, auch meine Begleiterin strebte dorthin. Ich verweilte lieber im Hof, wo ich die bei allem geschäftigen Kommen und Gehen friedliche Atmosphäre auf mich wirken ließ. Besonders gut gefiel mir ein kleiner Schrein in der Nähe des Ausgangs: In die Wand eingelassen war ein silbernes, mit Blumengirlanden bekröntes Halbrelief des Affengottes Hanuman, der, wie im Epos *Ramayana* erzählt wird, den göttlichen Rama bei der Rückgewinnung seiner entführten Frau unterstützt hat. Dort bot ein Priester seine Dienste an, und zu meiner Freude schauten die kleinen Makaken vom Torturm aus ihrem Gevatter zu. Ganze Affenhorden hatten sich in den vielen Etagen des Gopuram häuslich eingerichtet und lugten aus den Nischen hervor. Gegen Ende unseres Besuches, als Uma sich mir wieder angeschlossen hatte, kauften wir noch Süßigkeiten. Man kann die *Prasad* genannte gesegnete Speise den daheim gebliebenen Angehörigen mitbringen, damit sie teilhaben an dem Tempelbesuch. Ich nahm ein Tütchen *Prasad* nach *Bissal Munti* mit, als Nachtschiff für das Abendessen.

Das Tempelinnere habe ich allerdings, im Gegensatz zu demjenigen in Srirangapatna, wo ich bei meinem ersten Besuch gleich

freundlich zum Nähertreten gebeten wurde, nie betreten sondern mich damit begnügt, entweder auf dem Vorplatz die Menschenmenge – Besucher, Tempeldiener mit Devotionalien, Händlerinnen mit Blumen und anderen Opfergaben – zu beobachten oder auf dem Innenhof die Nebenschreine mit den jeweiligen Priestern zu betrachten und mich an den auf dem *Gopuram* herumturnenden Affenfamilien zu ergötzen; ein etwas irrationales Verhalten, das rein gefühlsmäßig begründet war. Vielleicht hat mich das etwas unheimliche Aussehen der wehrhaften Göttin abgeschreckt, die mit vorstehenden, spitzen Eckzähnen dargestellt wird, wobei die zentrale aus einem mächtigen Felsbrocken gehauene Statue meist schwarz gefärbt ist und mit Weiß und Rot bemalt wird. In einigen anderen Tempeln bin ich aufgefordert worden, die im Zentrum befindliche Gottheit zu betrachten, und bin der Aufforderung gern gefolgt. Als Ungläubige habe ich jedoch nur einen „ethnologischen“ Blick, und der *Darshan*, das segensbringende Schauen der Gottheiten, bringt mir nicht das Heil, das die Gläubigen anstreben. Trotzdem spüre ich eine eigentümliche Atmosphäre in den Tempeln. Ich kann mich dem spirituellen Element nicht entziehen und muss respektvoll würdigen, wie die Hindus sich dem Unfassbaren, Unerforschlichen nähern.

Einmal jährlich besucht Göttin Chamundeswari die Stadt in einem glanzvollen Umzug, den ich leider nicht miterlebt habe. Immerhin konnte ich in einer Speicherhalle des Tempelareals bezaubernde Versatzstücke für die Prozession erspähen: zwei sich aufbauende Schimmel aus Holz mit roten Schabraken und je einen Stier, Widder, Elefant, Gans und Vogelmenschen (*Garuda*) aus Messing; die Pferde sollten als Zugtiere des Prozessionswagens dienen, die Metallfiguren als Tragtiere der göttlichen Kultbilder. Zusätzlich standen dort auf Holz gemalte Silhouetten verschiedener Gottheiten des Hindu-

Pantheons. Welche Vorstellungen diese Kunstwerke bei den einheimischen Zuschauern erzeugten, wenn sie bei den Prozessionen eingesetzt wurden, konnte ich nur unvollkommen visualisieren; es war wie das Vokabular einer unbekannteren Sprache, deren feinste Bedeutungen mir verborgen blieben, wobei sie jedoch wie Märchenbilder meine Fantasie anregten.



Die Göttin reitet auf ihrem Löwen aus

Chamundeswari macht auch außerhalb der Festtage regelmäßig kleinere Ausflüge. Einmal beobachtete ich, wie ihr golden glänzendes Idol von Brahmanen auf einem löwenartigen Reittier installiert wurde. Ein Oboen- und ein Trommelspieler begleiteten musikalisch den Tempelauszug der in ein Seidenkleid gehüllten Skulptur, die mit Blumengirlanden bekränzt war und zeremoniell von einem

roten Sonnenschirm beschattet wurde. Als ich zum ersten Mal sah, dass ein Götteridol wie eine Puppe angekleidet und geschmückt wurde, erschien das mir seltsam. Die Priester wecken und füttern die Idole und bringen sie zu Bett. Sie haben die Vorstellung, dass die Gottheit in dem Moment der Weihung von ihrem Abbild Besitz nimmt, in ihm zum Leben erwacht und die göttliche Kraft verkörpert.

In diesem Zusammenhang fand ich die Ausführungen des in Mysore lebenden holländischen Anthropologen Jan Brouwer über Steinmetze, die Götterstatuen herstellen, erhellend. Für die einzelnen Gottheiten eignen sich nicht alle Arten von Gesteinen, sondern es gibt genaue Vorstellungen dazu, je nachdem für wen sie gedacht sind. Detaillierte Vorschriften regeln die Bearbeitung, von der Gewinnung der Skulpturenblöcke im Steinbruch bis zur Weihung der Statuen, der „Augenöffnung“, welche die Skulpteure sogar ohne die Tempelpandits durchführen. Man erkennt auch in diesem Beispiel eine innige, teilweise unmittelbare, teilweise stark ritualisierte Beziehung zwischen den Göttern und Menschen, wobei allerdings auch den Hindus klar ist, dass die „lebenden“ Abbilder wie die Gottheiten selbst letztendlich nur Ausdruck des Transzendentalen sind, nicht das höchste Prinzip selbst.

Viel Vergnügen bereitete mir jedes Mal der Spaziergang, der über kleine Treppen und Absätze vom großen Tempel abwärts zu Sivas Reittier *Nandi*, der riesigen, schwarz gefärbten Stierstatue, führt. Der rundliche, trotz seiner enormen Größe gutmütig wirkende Bulle wird von den Indern außerordentlich geliebt und ehrfurchtsvoll im Uhrzeigersinn umkreist. Mich spricht er auch sehr an. Die um seinen Hals skulptierten Glockenketteln werden regelmäßig mit frischen Blumenkränzen geschmückt, seine Stirn ziert Sivas Zeichen, drei horizontale Linien.



Sivas Reittier Nandi

Vor dem *Nandi* hat ein Priester Dienst mit geweihtem Wasser und rotem Puder, mit dem er den Gläubigen ein Zeichen auf die Stirn malt. Die Felswand hinter der Kolossalstatue trägt senkrechte rote und weiße Streifen, eine Markierung, die man auch an anderen äußeren Tempelmauern findet. Mir wurde erzählt, dass dort in einer Höhle seit vielen Jahren ein Asket leben würde, ein heiliger Mann, der sich ganz von der Welt zurückgezogen hatte. Von hier aus führt ein bequemer Fußweg mit achthundert Steinstufen durch den Wald bis zur Stadt hinunter.

Fürstliches Mysore

Als die indische Nation 1947 die Unabhängigkeit gewann, verloren die Fürsten ihre Privilegien. Sie verzichteten auf ihre Reiche und übertrugen ihre Macht gewählten Regierungen. Im Gegenzug behielten sie ihre Titel und erhielten auf Lebenszeit staatliche Zahlungen. Mit dem indischen *Constitutional Amendment Act (1971)* verloren alle Titel endgültig ihre politische Bedeutung und die ehemaligen Herrscher ihre Apanagen. Der allseits beliebte letzte Maharadscha von Mysore Jayachamaraja Wodeyar, der seit 1940 regierte, war ab 1947 Übergangsregent und wurde 1956 zum Gouverneur des Staates Mysore (seit 1973 Karnataka) gewählt. Als keine weitere Amtszeit mehr möglich war, wurde er für zwei Jahre Oberhaupt des Bundeslandes Madras (das ab 1969 Tamil Nadu heißt). Frau Schiller erzählte mir, dass er sich dort nicht wiederwählen ließ, weil die Tamilen ja nicht seine Landsleute waren. Zudem hatte er allerlei gesundheitliche Probleme, bei seinem gewaltigen Umfang eigentlich kein Wunder. Er ließ sich aus diesem Grund regelmäßig in Düsseldorf behandeln. 1974 ist er im Alter von fünfundfünfzig Jahren in Bangalore gestorben.

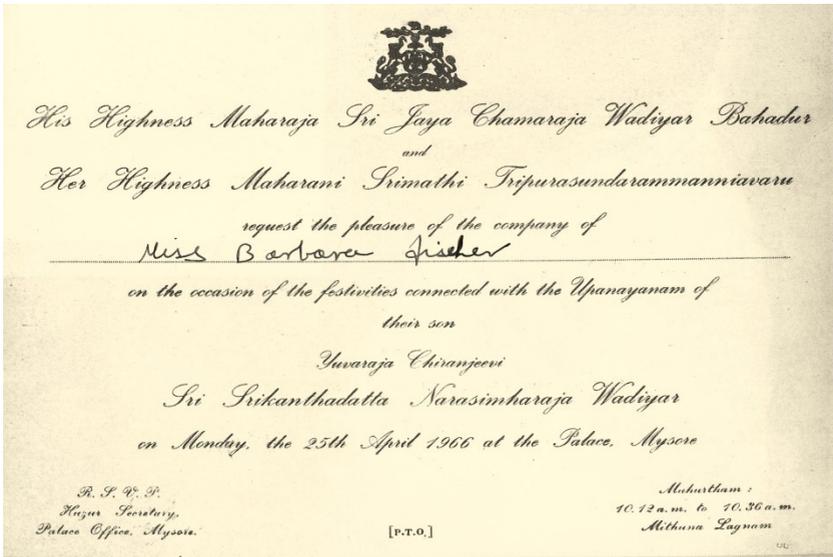
Eines Tages konnte ich die Hochzeit der Nichte des Maharadschas besuchen, die in *Chamundi Vihar*, dem Palast seiner Schwester, stattfand; zum Empfang kamen Hunderte von Gästen. Ich hatte eine Einladung „*with family and friends*“ erhalten und konnte daher einen Freund mitnehmen. Einige Tage vorher wurde ich mit meinen Gastgebern anlässlich der Geburtstagsfeier der dreiundzwanzigjährigen Braut zu einem Dinner eingeladen. Es war keine große Party, man konnte sich ungezwungen mit den Anwesenden unterhalten. Ich freute mich, die Yuvarani, die Mutter der Braut, eine elegant, aber zurückhaltend gekleidete, zierliche Erscheinung, kennenzulernen. Sie

hatte meine Käfige im Vorbeifahren gesehen und zeigte sich an den Vögeln und meinen Untersuchungen interessiert. Sie galt als Tierfreundin, hielt Singvögel und hatte einen weißen Zwergspitz, der frei zwischen den Gästen herum lief. Sie sagte, ich müsse sie einmal abends besuchen. Wie ich das machen sollte, war mir unklar, und so kam der Besuch nicht zustande; wahrscheinlich war ich auch zu ängstlich.

Später besuchte die alte Dame einmal Barbara zu Hause. Mit einer schwarzen, langen Limousine kam sie vorgefahren, der Chauffeur öffnete den Schlag, nach dem Aussteigen bückte er sich vor ihr und berührte ihre Füße. Darauf betrat sie das Haus und trank mit uns ohne weitere Formalitäten Tee. Ich konnte mir vorstellen, dass die Hoheiten ihre gesellschaftlichen Einschränkungen ab und an leid waren und es schätzten, wenn man sie ganz normal behandelte.

Um etwas abzuschweifen: Spitze sind anscheinend in Indien beliebt, obwohl sie mir wegen ihres dichten, langen Fells als nicht wirklich geeignet für tropische Länder erscheinen. Im schwülen Bombay begegnete ich einmal einem Spitz, der zudem von seinen vegetarischen Besitzern allein mit lakto-vegetarischer Kost gefüttert wurde. Die fürstliche Familie hielt übrigens nach dem Bericht von Frau Schiller noch weitere Hunde. Sie war gar nicht einverstanden mit der ihrer Meinung nach unsachgemäßen Haltung der Tiere. Sie würden als reine Prestigeobjekte betrachtet, falsch ernährt und seien schlecht erzogen. Beim Besuch eines angloindischen Schwesternpaares wurde ich eines Tages von zwei unglaublich riesigen Hunden fast umgeworfen. Es stellte sich heraus, dass es Dänische Doggen aus dem Palast waren. Glücklicherweise lasse ich mich nicht leicht von Hunden einschüchtern, jedoch die Tiere wären mir bei aller Zutraulichkeit in einem anderen Umfeld nicht ganz geheuer gewesen.

Die Inder haben ein altes Wissen vom Umgang mit Elefanten, aber (Rasse-)Hunde als Haustiere wurden erst von den Engländern popularisiert. Die Straßenhunde, die man überall sieht, schließen sich durchaus manchmal an Haushalte an, doch die meisten führen ein unabhängiges, freies Leben mit all seinen Vorzügen und Risiken. Mir fiel auf, wie vertrauensvoll diese Tiere – ähnlich wie die sprichwörtlich heiligen Kühe – sich auf Gehwegen und Straßen ausruhten, wo selbst der Verkehr einen Bogen um sie herum machte. Daher waren sie auch freundlich, man brauchte keine Angst vor ihnen zu haben. Nur einmal habe ich Jahre später in einem keralesischen Küstenort aggressive Hunde angetroffen, die offenbar häufig mit Steinen vertrieben wurden, denn schon wenn ich mich zum Boden bückte, flüchteten sie.



Einladung zur Schnurzeremonie

Ein herausragendes Ereignis war für mich die im Hauptpalast zelebrierte Schnurzeremonie, ein Initiationsritus des zwölfjährigen Prinzen mit anschließendem Lunch. Die Astrologen hatten die genaue Uhrzeit auf die Minute festgelegt (*Muhurtam* 10:12 bis 10:36), an der das *Upanayana* durchgeführt wurde. Mit dem Anlegen der Schnur und weiteren Zeremonien, die vor einem brennenden Feuer stattfanden, wurde die „zweite Geburt“ der Jünglings bestätigt. Der Prinz ging später für seine Studien in die USA. Seine Schwester studierte am *Maharani's College* und bekam zum Abschluss ihres *Bachelor of Arts* einen Preis für „gutes Benehmen“, wie mir Sharadamma belustigt mitteilte; irgendein Preis stand ihr eben zu.

Kurz nach meiner Ankunft in Mysore im Herbst 1965 ergatterte ich Karten für das *Durbar* anlässlich des *Dassera*-Festes, 1966 durfte ich die Hofzeremonie sogar von den Frauengemächern aus beobachten. Dieses Fest ist das bedeutendste in Mysore. Wegen der „*Emergency*“ wurde es 1965 nicht ganz so prächtig wie sonst gefeiert, doch die essentiellen Feierlichkeiten wurden wie üblich begangen. Beim *Durbar* wurde der Fürst, der sich auf seinem kostbaren goldenen Thron niedergelassen hatte, von seinem Hofstaat geehrt, den er wiederum segnete.

Seine Hoheit (*His Highness*, kurz H.H.), eine schon von der Leibesfülle her ansehnliche Persönlichkeit, erschien eindrucksvoll in Weiß und Gold, mit einer dicken weißen Girlande bekränzt. Er trug eine Brille mit dunklen Gläsern, denn ihm wurden göttliche Kräfte zugeschrieben, weshalb er mit direktem Blick seinen Untertanen Schaden hätte zufügen können. Man nahm nämlich an, dass die Göttin Chamundeswari während der *Dassera*zeit von ihm Besitz ergriff. Um jegliche Berührung zu vermeiden, trug er silberne Handschuhe. Die Höflinge traten in schwarzem Mantel, weißen Hosen, roter

Schärpe und zeremoniellem Turban, aber barfuß an. Sie defilierten mit einem Geschenk an H.H. vorbei, verbeugten sich und erhielten den fürstlichen Segen und eine Münze. Währenddessen spielten zwei Kapellen, eine karnatische und eine „europäische“, nach Kräften. Vor dem Palast erschienen sechs Staatselefanten gefolgt von einem Diener, der verlorene Elefantenäpfel entfernte. Reiter, Clowns und Artisten führten ihre Kunststücke vor. Die Bevölkerung konnte die Feierlichkeiten vom Schlosshof aus verfolgen.



Große Palast-Illumination

Vom *Zenana* aus, dem Frauengemach oberhalb des Thronsaales, konnten wir im folgenden Jahr auch alles beobachten, doch noch netter war für uns die Möglichkeit, mit der Fürstenschwester zusammen zu sein. Die Yuvarani erkannte mich wieder und wollte

Neues von den Vögeln erfahren. Bei dieser Gelegenheit amüsierte mich der Ausspruch einer Engländerin, die erst kürzlich in Indien angekommen war: Sie kommentierte „*the squalor and the splendour of India*“. Hier waren wir zweifellos im glänzendsten „*splendour*“ angekommen, denn es war sogar noch die große Illumination angeschaltet. Alle Gebäude, Eingangstore und Tempel des Palastkomplexes waren mit tausend Glühlampen besetzt, der ganze Hof war in märchenhaftem Licht gebadet. Nach dem öffentlichen *Durbar* fand im engeren Kreise die Zeremonie der Fußwaschung statt. Die Maharani führte das symbolisch an H.H. mit parfümiertem Wasser und Blumen durch, dann streuten alle Familienmitglieder Blumen auf seine Füße. Es war außerordentlich eindrucksvoll und prachtvoll.

Zwei Tage später war der malerischste Teil von *Dassera*, die Segnung der Waffen und Pferde. Bothas Fahrer brachte mich in den Palasthof und zeigte mir einen ausgezeichneten Platz zum Beobachten und Fotografieren. Über den weiten Hof kamen mehrere Elefanten heran, die mit goldenen Stirnplatten, Hautbemalung und Schabracken geschmückt waren. Die Ohren trugen farbige Muster, die Fußnägel waren golden lackiert. In Prozession folgten reich herausgeputzte Pferde und Stiere. Der Maharadscha erschien auf einer Tribüne mit Baldachin, begleitet von seinem Sohn, einem Priester und hohen Hofbeamten. Der übrige Hofstaat und die Diener, alle in den prächtigsten Gewändern, standen im Hintergrund. Vor H.H. auf dem Hof aufgestellt war die *Mounted Bodyguard* in weiß-blau-goldenen Uniformen mit dunkelblauem Turban und langem Säbel; meine Reitlehrer lächelten mir vergnügt zu. Eine indische Kapelle untermalte die Zeremonie.

Nun begann das „*Puja of Arms and Horses*“: H.H. segnete alle seine Kriegsgeräte. Zunächst schritt der wunderbar dekorierte und

bemalte Staatselefant mit seinen kräftigen Stoßzähnen vor. Der Priester las unablässig heilige Texte und Segenswünsche, während H.H. den Elefanten mit Blumen bewarf. Währenddessen wurde der Koloss mit Zuckerrohr beschäftigt, damit er brav stillstand.



Der Maharadscha segnet sein Kriegsgerät

Es folgten der weiße Staatshengst und andere Pferde, weitere Elefanten, Kutschen, vier Rolls Royce, Männer mit Flaggen und einem Schwert sowie zwei weiße Zeburinder, die es mit der Angst kriegten und davon zu galoppieren versuchten, und ganz zum Schluss noch einige Pferde und ein Pony. Sie wurden alle mit Blüten bestreut, während der Priester Sanskrittexte rezitierte und Räucherstäbchen dufteten. Zunächst war der Himmel leicht bedeckt, dann leuchtete die Sonne derart, dass mir das Gold der Uniformen und Kutschen richtig in die Augen stach.



Der Palastelefant wartet auf seinen Auftritt

Es war eine märchenhafte Zeremonie, überwältigender orientalischer Prunk! Ich war wie verzaubert. Es waren vierzig bis fünfzig Ausländer zugegen, darunter eine Gruppe von Frankokanadiern. Wir erhielten alle erdenkliche Freiheit, aus der Nähe zu fotografieren, durften uns sogar schräg gegenüber dem Maharadscha vor die Band stellen. Bei van Ingens mussten übrigens an diesem Tag ebenfalls alle Fahrzeuge mit Girlanden bekränzt und derart für das nächste Jahr vorbereitet werden. Das wurde selbst von dem muslimischen Chauffeur erwartet und von der Dienerschaft enthusiastisch zelebriert.

Weitere Feste

Mehrere Feste, die den Jahreskreis markieren, sind mir in Erinnerung geblieben. Ende August nahm mich Bothas Chauffeur Mayanna in die Stadt mit, um mir zu zeigen, dass überall kleine Figuren von Ganesha und Gauri verkauft wurden. Ich holte mir einen Ganesha aus bunt bemaltem Ton und bekam von ihm noch die weibliche Partnerin geschenkt. An meinem Ankunftstag in Bombay waren mir keine Gauris aufgefallen; die Göttin wird entweder als Mutter oder als Schwester des Elefantengottes angesehen. Der populäre Elefantengott verspricht bei diesem Fest Gesundheit, Wohlstand und Glück. Außerdem steht er noch für Gelehrsamkeit und Weisheit, liebt aber auch Süßigkeiten, und sein Reittier, die intelligente Ratte, überwindet alle Hindernisse. Man wendet sich an ihn, wenn man eine schwierige Unternehmung vorhat. Die Studentinnen taten das vor ihren Prüfungen und meinten, jedenfalls könne es nicht schaden, wenn man sich Ganeshas Hilfe versichere. 1995 kam es in Indien und anschließend weltweit zu Berichten, dass die Gottheit an dem Festtag von dem angebotenen Milchopfer „getrunken“ habe, das Wunder wurde schließlich mit Kapillarkräften erklärt. Wie in Bombay versenkte man die Idole auch in Mysore in einem Gewässer, doch ich behielt meine beiden Figürchen, bis sie irgendwann zerkrümelten. Vor wenigen Jahren bekam ich bei einem Besuch in Delhi von einer Freundin ein neues Paar. Sie hatte sich mehrmals diese Idole gekauft, die sie nicht zerstören mochte, so dass sie inzwischen eine kleine Sammlung hatte, von der sie mir etwas abgeben konnte.

Diwali, das Lichterfest in Oktober/November, wird in verschiedenen Gegenden Indiens unterschiedlich gefeiert. Die Gemeinsamkeit ist, dass viele Lichter angezündet werden, im Hause, in Rei-

hen an den Fenstern, vor dem Hauseingang. Am besten gefielen mir die natürlichen Öllichter, die in Tonschälchen mit einem dicken Docht brannten. In Nordindien ist *Diwali* gleichzeitig der Neujahrstag. Man kauft neue Haushaltsgegenstände, Kleidung, Schmuck, zündet Feuerwerk. Für Mysore hat das *Dassera*-Fest kurz davor eine größere Bedeutung, so dass *Diwali* mir weniger in Erinnerung geblieben ist. In meinem Tagebuch habe ich vermerkt, dass überall Cracker knallten und dass den Ochsen zu Diwali die Hörner frisch gestrichen wurden. Wohl die Hälfte des Rindviehs, das man hier sah, hatte bunte Hörner, besonders die Zugochsen, die stets paarweise vorkommen. Man lackiert meistens beide Hörner in verschiedener Farbe, bei dem einem Ochsen links rot, rechts grün und bei seinem Partner umgekehrt, sodass der Besitzer gleich weiß, wie er sie anspannen muss.



Das Vieh wird zu Shankranti prächtig geschmückt

In Südindien wird der Jahresbeginn im Januar mit dem *Shankranti*-Fest oder auch *Pongal* gefeiert. Kleine Altäre mit Feldfrüchten als Opfergaben werden an den abgeernteten Äckern aufgestellt, und das Vieh wird geehrt, indem es mit Leckerbissen gefüttert, geschmückt und durch ein Strohfeuer getrieben wird. Schon in der Stadt konnte ich Kühe bestaunen, die mit Gelbwurzelpulver knallgelb gefärbt waren. Barbara und Botha kannten eine Stelle auf der Landstraße nach Bangalore, wo die Bauern ihre Tiere vor einem ehrwürdigen Dorftempel versammelten. Hier war jedes Rind individuell dekoriert: Einige trugen verzierte Decken, alle hatten Girlanden um den Hals. Auf den Spitzen ihrer Hörner saßen Limonen, zwischen den Hörnern Büschel kleiner Bananen, umschlungen von Jasminketten.



Tierlauf durch ein Strohfeuer

Auch ein paar Schafe waren mitgebracht worden, besonders hübsch war ein ganz rosa koloriertes. Bei Anbruch der Dunkelheit wurde auf der Straße vor dem Tempel Stroh angezündet, über das die Tiere laufen sollten. Die erfahrenen Kühe liefen stoisch durch das Feuer, während das Jungvieh von kleinen Buben kräftig gezogen und geschoben werden musste, bevor es losgaloppierte. Es waren fantastische Bilder!

Barbara erfuhr, dass in einem nicht allzu weit entfernten Dorf ein Feuerlauf stattfinden sollte. Wir kamen dort nachmittags an. Zuerst trugen Priester ein Idol unter einem Schirm an den Fluss. Währenddessen kümmerten sich Dorfbewohner um die mindestens fünf Meter lange Feuerrinne: Das brennende Holz wurde herausgekehrt, so dass allein die Glutstücke übrigblieben. Als die kleine Prozession vom Fluss zurückkehrte, umkreiste sie mit brennenden Fackeln die Feuerrinne. Darauf wurden drei junge, bekränzte Männer herbeigeführt, deren bloße Oberkörper mit Sternchen bemalt waren und die auf mich wirkten, als ob sie Drogen genommen hätten. Sie liefen schnell die Rinne entlang über den glühenden Grund, und damit war die Zeremonie vorbei.

Bizarr fand ich, dass in der Nähe mehrere Menschen saßen, die sich die Wangen durchbohrt hatten. Sie trugen eine Art von Spange, wie eine überdimensionierte Sicherheitsnadel, deren beide Enden in die Backen stachen. Wir erfuhren, dass diese Zeremonien zu Ehren von Mariyamman durchgeführt würden, einer Form der Göttin Kali, die gegen die Pockenerkrankung schützen solle. Der Hinweis auf Pocken erklärte möglicherweise die Sternchenbemalung der jungen Männer, durch die der Hautausschlag dargestellt werden sollte. Ich hatte das Glück, ein paar Monate später in Orissa einer ganz anderen Feuerlaufzeremonie beizuwohnen, die eher wie ein Fest wirkte, wäh-

rend es sich hier wahrscheinlich um einen Bittgottesdienst handelte. Vielleicht ging es aber dort ebenfalls um die Beschwichtigung mächtiger Gottheiten.



Die Feuerläufer

Ein außerordentlich eindrucksvolles Erlebnis war das berühmte Wagenfest in der ungefähr dreißig Kilometer von Mysore entfernten Kleinstadt Nanjangud mit einem mittelalterlichen Sivatempel, das im Februar gefeiert wird. Es zieht Tausende von Gläubigen an. Der Ort liegt am Fluss Kabini und wird auch *Dakshina Kashi* (südliches Benares) genannt. Barbara hatte eine eigene Beziehung zu Nanjangud, wo sie manchmal handgewebte und handbedruckte Stoffe kaufte. In aller Frühe brachen wir mit ihr zu diesem faszinierenden Fest auf und fanden einen günstigen, leicht erhöhten Aussichtspunkt. Von dort konnten wir schon drei der fünf Prozessionswagen in der

Nähe des hohen Eingangsturmes (*Gopuram*) erkennen. Sie wiesen vier übermannshohe, aus einer gewaltigen Holzscheibe hergestellte Räder auf. Der darauf aufgebaute über fünfundzwanzig Meter hohe Turm aus Gitterwerk hatte die Form eines runden *Gopuram* und war über und über mit farbigen Fähnchen besetzt. Der solide Teil direkt über den dicken Rädern war mit Holzskulpturen verziert: Pferde, Elefanten, Tänzer, Liebespaare. Um die Wagen herum war eine riesige Menschenmenge versammelt, Männer, Frauen, Kinder, Greise. Viele waren von weither gekommen, hatten die Nacht beim Tempel verbracht und am frühen Gebet teilgenommen. Der Morgen war kalt, das Licht noch matt. Die Sonne stieg, und wir sahen die Menschen in ihren wärmenden Hüllen klarer: Schöne Bilder, die Gestalten erschienen im Gegenlicht wie von einer Aura umgeben – eine mystische Stimmung erfüllte den Platz.



Pilger im Morgenlicht



Der große Wagen umrundet den Tempel

Plötzlich setzte sich der erste Prozessionswagen langsam in Bewegung, von an die hundert Männern an langen, dicken Seilen gezogen, gewann an Fahrt und fuhr um die Mauern der Tempelanlage herum, eine Gesamtstrecke von annähernd einem Kilometer. Auf halber Höhe des Fähnchenturmes streckten weiß bemalte Holzpferdchen ihre Beine in die Luft; über ihnen thronte eine Gottesstatue aus goldschimmerndem Metall. Schon folgte das nächste Riesengefähr, die Pferdchen gallopierten, das Idol glänzte, junge Buben warfen ortstypische kleine Bananen, die *Rasabale*, in die Menge wie Süßigkeiten bei einem Karnevalszug. Die Umzüge waren Siva, seiner Frau Parvathi, seinen Söhnen Ganesha und Subramanian sowie Chandeshwara, einem hingebungsvollen Verehrer Sivas, gewidmet.

Der „segensreiche Anblick (*Darshan*)“ der Götterfiguren ist ein bedeutsames Ereignis im Leben der Gläubigen. Alle Fahrzeuge umrundeten das Tempelareal, während die Sonne immer heller

brannte. Die Prozession dauerte mehrere Stunden, wir vergaßen die Zeit beim gebanntem Schauen. Allmählich löste sich die Spannung, die riesige Menschenmenge kam in Bewegung, und wir begaben uns, erfüllt von den einzigartigen Eindrücken, hochzufrieden auf den Heimweg.



Religionen und Tempel

Bei allem naturkundlichen Interesse hat mich zunehmend die Religiosität der Inder fasziniert. Im Zoo traf ich manchmal einen älteren Herrn, der nichts lieber tat, als mit mir ausführlich weltanschauliche Themen zu diskutieren. Beinahe alle Menschen, mit denen ich zusammentraf, waren religiös, viele von ihnen philosophierten gern. Am Ende der Gespräche kam stets heraus, dass wir alle denselben Gott, das Unbegreifliche, anbeten. Die Götterfiguren stehen für das Göttliche, das sich nicht darstellen lässt und das auch in der Seele des Menschen wohnt und von dem, nach der Vorstellung richtungweisender hinduistischer Philosophen, die menschliche Seele ein Teil ist. Diese Einstellung ermöglicht es, dass Menschen verschiedener Religionen überwiegend friedlich zusammen leben.

Indien ist ein säkularer Staat, in dem es neben den Hindus fast fünfzehn Prozent Muslime und ungefähr zwei Prozent Christen gibt. Dazu kommen die Sikhs, Buddhisten, Jains und Anhänger weiterer religiöser Bekenntnisse. Selbst der Hinduismus ist keine einheitliche Religion; die Hierarchie der Götter im riesigen Pantheon hat sich im Lauf der über dreitausend Jahre Geschichte wiederholt verändert und die religiösen Praktiken ebenfalls. Heute lassen sich die Gläubigen grob danach unterscheiden, ob sie Vishnu oder Siva verehren. Die Gottheiten sind in verschiedenen Formen auf die Erde herabgekommen (Avatare und Inkarnationen) und haben „Familien“. Jedoch auch im Vishnuismus und Sivaismus gibt es zahlreiche Sekten.

Die Verstrickung in die Kette der Wiedergeburten, die durch eine ewige Ordnung (*Dharma*) bestimmt wird, und das Streben nach Erlösung (*Moksha*) werden als Grundvorstellungen von allen Hindus geteilt. Die uralten Veden, die großen Epen *Mahabharata* und *Rama-*

yana, sind ebenfalls Allgemeinbesitz. Gleichzeitig gibt es beträchtliche regionale Unterschiede und Traditionen. Dies bedingt, dass die Menschen zwar in den einzelnen Traditionen oft sehr konservativ sind, dass sie aber gleichzeitig andere bei ihrer Verehrung nicht behelligen. Der Hinduismus ist auch keine missionarische Religion.

Die Ikonographie, d.h. die Abbildungen der Gottheiten in ihren verschiedenen Aspekten mit den dazugehörigen Geschichten und Legenden, beschäftigte mich zunehmend, je mehr ich in diese Thematik eindrang. Viele hinduistische Tempel, die ich in und um Mysore besuchen konnte, sind Siva in seinen vielfältigen – freundlichen oder aber furchterregenden – Formen gewidmet oder seiner Gattin als liebevoller oder kriegerischer Gottheit. Es wird übrigens angenommen, dass der Gott erst durch die weibliche Ergänzung seine Macht erhält. Die weibliche Gottheit wird mancherorts auch separat verehrt; Chamundesvari ist ein Beispiel.

Sivas Reittier, der Stier Nandi, kann entweder vor dem Tempel in einer größeren Skulptur oder in mehreren kleineren Ausgaben auf der Tempelmauer gesehen werden. Dadurch wird auf den ersten Blick deutlich, wer hier verehrt wird. Handelt es sich bei dem Hauptidol um Durga, so wird sie auf einem Löwen oder Tiger gezeigt. Sivas Sohn Kartikeya bzw. Subramanian, der oft vierköpfig dargestellt wird, reitet auf einem Pfau, und Ganesha, der elefantenköpfige andere Sohn, hat als Reittier eine Ratte und fehlt ebenfalls selten.

Vishnutempel können durch ein V-artiges Symbol am Tor identifiziert werden – was für uns wegen der Assoziation mit dem Namen praktisch ist – und haben im Innern Kultbilder der verschiedenen Erscheinungsformen von Vishnu und seinen legendären Weggefährten. Im Übrigen haben sie eine ganz ähnliche Architektur wie die Sivatempel.

In Südindien betritt man die Anlage durch einen meistens mehrere Etagen hohen Torturm (*Gopuram*) mit rechteckigem Grundriss, gelangt auf einen Hof und von dort geht es direkt oder in Etappen in das zentrale Allerheiligste, das von einem niedrigen Turm mit rundem oder mehreckigem Grundriss gekrönt ist, dem *Shikara*. Fromme Anhänger von Siva malen sich drei weiße horizontale Streifen auf die Stirn, Vishnuiten zeigen eine vertikale Bemalung.



Hoysala-Tempel in Somnathpur

Wenn man die Geschichten der Gottheiten und die ihnen zugewiesenen Attribute kennt, dann erwarten einen in den Tempeln viele Entdeckungen. Man muss sich allerdings Zeit nehmen und genau hinsehen. Natürlich kann man die Tempel mit ihren Skulpturen auch nach rein ästhetischen Kriterien betrachten. Bei den teilweise

sehr alten Bauwerken lässt sich die Freude am künstlerischen Ausdruck mit der Erkundung der Ikonographie verbinden.

Ein kunstgeschichtliches Kleinod ist der im dreizehnten Jahrhundert entstandene *Hoysala*-Tempel von Somnathpur, zu dem mich Botha einmal zusammen mit *Peace Corps*-Freunden fuhr. Nahe der Kaveri gelegen hat er dennoch keinen direkten Bezug zum Fluss. In einem durch Säulengalerien gesäumten Rechteck liegt ein sternförmig gestalteter Tempelbau mit drei von Türmen gekrönten Sanktuarien auf einer Plattform. Das Bauwerk ist mit mehreren übereinander liegenden Friesen geschmückt, die Elefanten, Vögel, Blumenornamente, Reiter auf Pferden sowie ganze Kriegsszenen zeigen. Schreitet man um das Bauwerk herum – nach der Regel im Uhrzeigersinn – so erblickt man in Augenhöhe Götterskulpturen von gut einem Meter Höhe, die dem vishnuitischen Glaubenskreis angehören. Die Gottheiten werden thronend, auf Elefanten reitend oder auf Lotusblüten stehend dargestellt, meistens zusammen mit ihren jeweiligen Gefährtinnen, deren Kraft ihre eigene Macht erst ermöglicht – was für mich einen interessanten Aspekt des hinduistischen Götterglaubens darstellt. Ihnen sind Musikanten mit Trommeln, Blas- und Saiteninstrumenten sowie anmutige, vollbusige Tänzerinnen beigelegt. Besiegte Feinde, Ungeheuer, Engelswesen oder anbetende Gläubige werden entsprechend ihrer Bedeutung kleiner in den Eckbereichen der Paneele gezeigt. Wir bewegten uns wie zeitlos in diesem Pantheon, konnten uns nicht satt sehen. Die beiden exquisiten Tempel von Belur und Halebid, die ich mit dem Club der ausländischen Studenten besuchen durfte, wurden von derselben Königsdynastie ungefähr hundert Jahre früher im gleichen ausgefeilten Stil errichtet. Es muss unvorstellbar viele hervorragende Künstler und Steinmetze zu dieser Zeit gegeben haben!



Der verlassene Tempel in Melkote

Melkote, abseits der Straße nach Bangalore, war ein weiterer Lieblingsort. Hier gibt es einen nicht mehr in Funktion befindlichen Tempel, der ausgezeichnet erhalten ist. Er soll heute gelegentlich als Kulisse zum Drehen von Spielfilmen dienen. Vom Eingangstor aus schaut man auf einen großen, quadratischen Tempelteich, der ringsum von breiten Stufen gesäumt und auf allen Seiten von Säulenarkaden eingefasst wird. Die Säulen sind mit vielfältigen Motiven verziert. Die auf den ersten Blick primitiv wirkenden Darstellungen von Vishnu in seinen Erscheinungen als Fisch und Schildkröte fand ich mit ihren einfachen, klaren Formen besonders ausdrucksvoll. Kleine Musikanten, die mit vollen Backen in verschiedene Blasinstrumente bliesen, zogen mich an. Auf den Stufen zum Teich spazierten lebendige Schafe herum, die man – im Gegensatz zu Kühen – in einem geweihten Tempel nicht entdecken würde.

Auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite des Tempelteichs imponierte ein außergewöhnlicher, achteckiger Pavillon. An den Säulen entdeckte ich einige ungewöhnliche Halbreiefs mit übereinander stehenden Doppelfiguren: eine Frau bei der Geburt mit angewinkelten Beinen, das Kind fällt kopfüber aus ihr heraus; der Kriegsherr Rama mit Pfeil und Bogen auf den Händen von Hanuman stehend – nach dem Epos *Ramayana* hat ihm der Affengott geholfen, seine entführte Frau Sita zurückzugewinnen; schließlich eine vierarmige Göttin auf den Händen eines Mannes – diese Geschichte konnte ich mir nicht zusammenreimen.



Oktagonaler Pavillon in Melkote

Von diesem Tempel aus sieht man hoch oben auf dem nahen Berg einen zweiten Tempel, welcher Gott Vishnu in Gestalt des Lö-

wenmenschen *Narasimha* geweiht ist. Man muss vom Fuß des Hügels aus viele Stufen emporsteigen und mehrere Säulentore durchschreiten, bis man durch das *Gopuram* hindurch zur kunstvoll gearbeiteten Bronzeforte des zentralen Schreines gelangt mit einem grimmig wirkenden *Narasimha* in der Mitte. Die Gottheit flößt den Menschen Furcht ein, beruhigt aber zugleich ihre Ängste, denn durch sie wurde die Ordnung in der Welt wiederhergestellt.



Bergtempel in Melkote

Vor allem hat mich in Melkote der Kontrast zwischen dem verlassenem, eine eigene Ruhe ausstrahlenden Komplex zu dem belebten „Bruder“ berührt: auf der einen Seite die klar gegliederte Anlage in der Ebene, auf der anderen Seite der Bergtempel, dem man sich nach einem gewundenen, steilen Anstieg ganz allmählich nähert.

Beim ersten Besuch begeisterte mich der untere, aufgegebene Vishnutempel spontan, vom oberen blieb mir bloß eine vage Erinnerung. Bei einem späteren Besuch konnte ich den oberen Tempel in seiner idyllischen Lage und der religiös-gesellschaftlichen Funktion ebenfalls würdigen.



Narasimha, Gott Vishnu in Löwenmenschgestalt

In Karnataka war der Jainismus über mehrere Jahrhunderte stark verbreitet. Es handelt sich um eine sehr alte Religion, die durch Gautama Buddhas Zeitgenossen Mahavira in Nordindien zu neuer Blüte kam und bereits gegen dreihundert v.Chr. durch eine Mönchsgruppe nach Südindien gebracht worden sein soll. Die ethisch definierte, vollkommen gewaltfreie Religion, die auch Mahatma Gandhi inspiriert hat, hat im heutigen Indien nur noch wenige Anhänger.

Nicht weit entfernt von Melkote, in Sravanabelagola, befindet sich eines der wichtigsten Heiligtümer der Glaubensgemeinschaft, das Standbild des legendären *Gomateshwara*, das alle elf bis vierzehn Jahre in einem Fest mit kostbaren Flüssigkeiten übergossen wird, darunter Safran- und Honigmilch. Zu der Gelegenheit finden sich Hunderttausende von Pilgern ein.

Ein Ausflug mit Barbara zu diesem einzigartigen Ort wird mir stets in Erinnerung bleiben. Wir machten zunächst Rast auf einem gegenüberliegenden Berg, wo zerbrochene Jainstatuen zwischen blühenden Frangipanibäumen lagen, schauten durch die klare Luft hinüber zum Granitberg Indragiri, der von der bemerkenswerten, riesigen Skulptur des verklärten Weisen *Gomateshwara* gekrönt wird, und betrachteten das bis heute von Mönchen bewohnte Kloster auf dem weiteren Hügel namens Chandragiri, im Tal darunter einen großen, quadratischen Tempelteich und ringsum die weite Ebene mit weiteren Inselbergen und kleineren Staugewässern. Eine mystische Stimmung erfüllte uns, die ganze Welt erschien uns in diesem Kosmos konzentriert!

Dann wagten wir den mühsamen Aufstieg über siebenhundert in den schieren Felsen eingehauene Stufen auf den Indrabetta und gelangten zu einer Einfriedung, in deren Zentrum der siebzehn Meter hohe, nackte Asket *Gomateshwara* steht (10. Jh.). Mit halb geschlossenen Augen ist er so tief in Meditation versunken, dass ihm Lianen bis zu den Armen emporranken und Termiten zu seinen Füßen Hügel gebaut haben. Die Umrandung des Hofes der Kolossalstatue ist mit weiteren Plastiken verziert, und im Hof sitzen oft jainistische Gläubige mit ihren religiösen Büchern auf Bodenmatten.

Wir wanderten anschließend noch über die Bergkuppe zu anderen Schreinen mit vollplastischen Darstellungen der wichtigen jai-

nistischen *Tirthankaras* – das sind die „Furtbereiter“, erleuchtete Führer, die ihren Anhängern den rechten Weg weisen.



Kolossalstatue in Sravanabelgola

In die Felsen eingraviert sahen wir außerdem Flachreliefs von Lehrern mit Schülern, die bis auf feine Details buddhistischen Bildwerken ähnelten. Charakteristische Unterscheidungsmerkmale sind die vollkommende Nacktheit der *Tirthankaras*, die „Luft“-Bekleidung, welche ihre Askese ausdrückt, während Buddhafiguren stets mit – wenn auch meist nur hauchdünnen Gewändern – bekleidet sind, sowie die dreifachen Schirme zu Häuptionern der *Tirthankaras*. Dieses idyllische Bergheiligtum hinterließ in mir einen tiefen Eindruck.



Tirthankara mit Schülern

Abschiedszeit

Im März 1967 waren die Geierexperimente soweit gediehen, dass ich mich entschließen konnte, einen Schlusstrich zu setzen. Mein Doktorvater war zufrieden mit den ihm übermittelten Daten, und die Berichte an die Studienstiftung hatten ein günstiges Echo. Der Zoo übernahm die beiden Lappengeier, den übrigen Vögeln konnte ich ihre Freiheit wiedergeben.

Die Freilassung der Versuchsvögel wurde im Beisein von Freunden im Palmgarten bei meinen Käfigen zelebriert. Barbara dokumentierte alles mit ihrer Kamera. Die beiden Schmutzgeier machten sich schnell auf den Weg, blieben aber noch einige Tage in der Nähe. Hingegen hatte ich den Indiengeier, der recht zahm geworden war, für die Fotoaufnahmen so üppig gefüttert, dass er nicht richtig hochkam. Mit etwas Mühe erhob er sich in die Luft, fiel jedoch nach kurzem Flug in den Stausee, der sich meiner Versuchsstation gegenüber befand. Ein Pfleger musste ihn aus dem Wasser retten, wo er boste Wäscher sich schon auf ihn stürzten, und er wurde am nächsten Tage – vorsichtig gefüttert – ein zweites Mal aus seinem Käfig entlassen. Erleichtert und etwas wehmütig wünschte allen meinen Schützlingen viel Glück.

Zur selben Zeit neigte sich das akademische Jahr am College dem Ende zu, Prüfungen standen vor der Tür. Glücklicherweise brauchte ich keine Aufsicht zu führen, musste aber sechsunddreißig Arbeiten von „meiner Klasse“ und achtzehn vom Abschlussjahrgang korrigieren. Mit meinen Schülerinnen war ich insgesamt zufrieden. Viele von ihnen hatten noch Probleme mit der englischen Sprache, doch darauf kam es in diesem Zusammenhang nicht an. Ich fand, dass ich ihnen doch einiges Wichtige beibringen konnte.



Kollegium mit Absolventinnen (ich stehe rechterhand in der 2. Reihe)

Dagegen hatte ich schon bei der Halbzeit mit den Kandidatinnen des *Final Year* Probleme gehabt. Was manche da in den Prüfungen von sich gaben, spottete jeder Beschreibung. Anscheinend hatten sie gar keine Grundlagen, und meine Bemühungen hatten wenig gefruchtet. Um sie auf das Fach Tiergeographie vorzubereiten und ihnen die zu besprechenden Tiere vorzustellen, hatte ich sie sogar einmal in den Zoo mitgenommen; netterweise hatte uns der Kurator Krishne Gowda begleitet. Doch selbst dort waren den dummen Gänschen die Rutsche, das Heckenlabyrinth und die zum Essen mitgebrachten Dinge am allerinteressantesten. Vielleicht war das aus ihrer Sicht gar nicht so abwegig: Sie konnten sich die vielen fremden Tiere sowieso nicht einprägen, dagegen konnten sie ohne weiteres einen

vergnüglichen Ausflug genießen. Sie waren fröhlich und lebensgewandt, hatten aber eben keine großen geistigen Ambitionen. Folglich waren ihre Abschlussarbeiten, mit einigen wenigen Ausnahmen, reichlich dürftig. Mit Nachsicht ließ ich alle in meinen Fächern bestehen. Das ganze College war zufrieden, denn es handelte sich um die allerersten Absolventinnen der neuen Einrichtung. Ein offizielles Foto wurde mit dem gesamten Kollegium und den Ordensschwestern geschossen, das mich bis heute erinnert an meine Zeit im freundlichen Teresian College.

Meine liebe Klasse hatte die wunderbare Idee, ein Picknick in den Brindavan-Gärten vorzuschlagen. Der Name Brindavan erinnert an den mythologischen Ort der romantischen Liebesgeschichte des göttlichen Krishna und der Kuhhirtin Radha. Die gepflegten Gärten sind ein beliebtes Touristenziel aller Inder und werden besonders gern von jungen Paaren aufgesucht. Sie liegen hinter dem Staudamm des *Krishnarajasagar*. Durch den Druck des Wassers im Stausee werden die Fontänen in der Anlage betrieben, abends tauchen bunte Lichter das Gelände in märchenhaften Glanz. Wir fuhren mit dem Bus hin und suchten uns ein passendes Plätzchen zwischen Blütenbüschen und Springbrunnen. Die Studentinnen waren so voller Enthusiasmus und guter Laune, dass ich diesen Nachmittag in allerbesten Erinnerung behalten habe. Die Schnappschüsse, die mir bei dem Picknick gelungen sind, zeigen den lebhaften Charme dieser jungen Mädchen.

Die Kollegin aus dem College, mit der ich Hindi geübt hatte, lud mich vor meiner Abreise zweimal zu sich nach Hause ein. Sie gehörte einer wohlhabenden, kultivierten Sikhfamilie an, die aus dem nordindischen Punjab stammte. Einmal handelte es sich um ein Hauskonzert mit ihrer Schwägerin und deren Lehrer, das zweite Mal

um eine ausgelassene Party. Das Kammerkonzert mit Gesang zu der langhalsigen *Vina*-Laute gab mir einen ersten Eindruck von der klassischen indischen Musik, die mich in den folgenden Jahren immer stärker in ihrer Komplexität und raffinierten Tonalität angesprochen hat. Die unkonventionelle Party dagegen ist mir im Gedächtnis geblieben, weil einige Gäste zum Schluss in den Swimmingpool sprangen.



Studentin beim Abschiedspicknick

Barbara kümmerte sich in meinen letzten Wochen rührend um mich. Zusammen mit einigen ihrer Bekannten fuhren wir nach Nanjangud zu einer Handweberei, die *Khadi* herstellte und mit Holzmodeln bedruckte. Diese etwas gröberen Baumwollstoffe eignen sich ausgezeichnet für Vorhänge, Bettüberwürfe, Tischwäsche und sind auch als Kleiderstoffe äußerst apart. In der Nähe besuchten wir noch einen Betrieb, der per Hand Papier schöpfte. Das waren alles vortreffliche Anregungen für Mitbringsel nach Deutschland, denn ich war schon fleißig dabei, Pakete für meine Angehörigen – und für mich – zu packen. Ich musste so viel wie möglich heimschicken, denn der Stauraum in meinen Koffern war begrenzt. Die Sachen gingen auf dem Seeweg nach Deutschland und kamen ungefähr gleichzeitig mit mir an. An dem Tag blieb keine einzige Rupie mehr in meinem Portemonnaie. Die Koffer für die Schiffspassage wurden übrigens zum Schluss in Sackleinen eingenäht und nach Bombay zu den reizenden Majmudars geschickt, so dass ich die abschließende Indientour mit leichtem Gepäck machen konnte.

Nach Abschluss der Examina wurde mir die Zeit plötzlich viel zu kurz. Es hieß Abschied nehmen von den lieb gewordenen Freunden und Bekannten. Bei Grace und Ivan Hostetler fiel es mir nicht so schwer, weil ihre Zeit in Mysore ebenfalls bald zu Ende gehen würde und sie planten, mich im August in Osnabrück zu besuchen. Einen Nachmittag verbrachte ich im *Maharani's College Hostel* mit Sharadamma, Gangu und den anderen Freundinnen; den Kolleginnen vom Teresian College hatte ich bei der Abschlussveranstaltung schon Lebewohl gesagt. Der Zookurator Krishne Gowda und einige Offiziere der Berittenen Polizei wurden von De Wet und Joubert zu Drinks und Dinner eingeladen, es wurde ein netter, fröhlicher Abend. Barbara organisierte für mich drei Abschiedspartys, zu denen auch die Leute

vom *Peace Corps* und nochmals diejenigen eingeladen wurden, die mir besonders wichtig waren oder die ich bisher nicht erreicht hatte. Zum Schluss gab es noch eine „*Hen-Party*“ allein für Frauen. Allmählich wurde mir das Herz richtig schwer, obwohl ich bereits Sehnsucht nach Deutschland, meiner Familie und den Freunden hatte.



Frangipani oder Tempelbaum (Plumeria rubra)

Vom Kap Kormorin bis Kaschmir

In den bisherigen achtzehn Monaten hatte ich selbst von Südindien nur einen winzigen Ausschnitt gesehen. Ich wollte die Gelegenheit nutzen, einen – freilich begrenzten – Überblick über den gesamten Subkontinent zu erhalten, indem ich mir als erstes eine Rundreise zum Kap Kormorin vornahm, um dann über eine nördliche Route mit dem Scheitelpunkt Kaschmir mein Schiff in Bombay zu erreichen. Ich hatte in einer Buchhandlung in Bangalore einen guten Reiseführer gefunden und die Strecke so zusammengestellt, dass ich die Kulturdenkmäler, die mir am lohnendsten erschienen, mit Adressen kombinierte, die mir nette Menschen mitgegeben hatten.



Backwaters in Alleppey, Kerala

Ein erstaunlicher Glücksfall führte Ende März ein junges, sympathisches deutsches Ehepaar nach Mysore, das auf dem Wege

nach Ceylon war und mich in seinem VW-Bus bis zum Kap mitnehmen konnte; die Route der beiden wich nur wenig von derjenigen ab, die ich geplant hatte. Ich war wirklich froh, Begleitung zu haben, denn auf der langen Reise würde ich noch viele Tage allein sein. Wir fuhren über die Westghats an das Arabische Meer, dann den dicht besiedelten Küstenstreifen von Kerala entlang nach Süden über Cochin und Trivandrum bis an die Südspitze Indiens. Die Fahrt über nummerierte Haarnadelkurven vom steilen Gebirge – ich glaube insgesamt neunzehn – an die Küste war atemberaubend. In kürzester Zeit stieg die Temperatur um mindestens zehn Grad an, aus Dschungelbäumen wurden Kautschukpflanzungen und Wälder von Kokospalmen, zwischen denen sich die Häuser der Bewohner versteckten.

Kanäle und Lagunen parallel und quer zur Küstenlinie bilden die *Backwaters*, ein ausgedehntes Wassersystem, von dem wir in Aleppo Ausläufer erblicken konnten. Dort sind Boote das übliche Verkehrsmittel, von kleinen, schmalen, für eine einzelne Person vorgesehenen Einbäumen bis zu dicken Lastkähnen und regelmäßig verkehrenden „Wasserbussen“.

Die Hafenstadt Cochin (Kochi) mit dem Festlandsort Ernakulam und einigen größeren Inseln, die mit Fährschiffen erreicht werden, war seit undenklichen Zeiten eine bedeutende Handelsstadt mit Verbindungen nach China, in den Nahen Osten und nach Europa. Vornehmlich Gewürze, aber auch andere indische Luxuswaren wie feine Seiden- und Baumwollstoffe, Perlen und Edelsteine waren weltweit begehrt und zogen Kaufleute, Eroberer und Kolonisten an. Einige der globalen Einflüsse spiegeln sich in den berühmten Sehenswürdigkeiten wider. Wir bestaunten die riesigen Chinesischen Fischernetze am Meer und besuchten die ehrwürdigen Franziskuskirche, in der Vasco da Gama ursprünglich begraben wurde, der Portu-

giese, der 1498 den Seeweg nach Indien über das Kap der guten Hoffnung gefunden hatte. Weiter bewunderten wir den behäbigen *Dutch Palace*, der von den Portugiesen gestiftet (16. Jh.) und durch die Holländer im keralesischen Stil renoviert worden war, mit Riesendach und großem Innenhof (17. Jh.). Unweit befindet sich im Eigentum einer kleinen jüdischen Restgemeinde die Synagoge (16. Jh.) mit einem bemerkenswerten Fußboden von individuell bemalten, blauen chinesischen Kacheln, einer schön glänzenden *Bima* (Podium) im Zentrum und prächtigen Kronleuchtern.



Kanyakumari am Kap Kormorin

Schließlich standen wir in Kanyakumari am südlichsten Punkt von Indien, wo sich die Arabische See und die Bengalische Bucht zum Indischen Ozean vereinigen – Treffpunkt dreier Meere. Mit dem kontinentalen Massiv im Rücken und dem gewaltigen Meer vor uns, das sich über den Äquator hinaus bis zur Antarktis über den Globus er-

streckt, kam ich mir ganz winzig vor. Wir betrachteten den namensgebenden Tempel, dessen Außenmauern mit senkrechten roten und weißen Streifen bemalt sind, nur aus der Ferne. Hier wird die „jungfräuliche Göttin“, Kanya Kumari, die der Sage nach vergeblich auf den ihr anverlobten Siva wartet, von hinduistischen Gläubigen verehrt, welche anschließend in einer geschützten Bucht ein rituelles Bad nehmen. Wir ahmten sie nach, allerdings suchten wir uns eine abseits gelegene Felsnische für unser Bad. Dieses Erlebnis am Kap Kormorin gehört zu den herausragenden Erinnerungen an die Reise durch das südliche Indien.

Am Kap trennte ich mich von meinen netten Reisegefährten und fuhr mit dem Bus über Madurai, Coimbatore und die Nilgiri-Berge nach Mysore zurück. Von dem einzigartigen, großen Minakshi-Tempel in Madurai (15.-17. Jh.) hatte ich so viel gehört und gelesen, dass ich ihn mir unbedingt ansehen wollte. Man könnte in der weitläufigen Anlage, die von mehreren hohen Mauern und elf riesigen Tortürmen voller bunter Stuckfiguren umschlossen wird, manchen Tag verbringen. Ich setzte mich ruhig an den gemauerten Tempelteich und sah den Menschen zu, wie sie die Treppen hinabstiegen und ins Wasser tauchten, wie sie beteten, meditierten oder ein kleines Nickerchen machten. Einen der *Gopurams* durfte ich besteigen und einen herrlichen Rundblick zu den übrigen zehn hohen Türmen und über das Tempelensemble genießen.

Im Tempelzentrum gibt es neben den beiden Hauptschreinen für Siva und seine Gefährtin Minakshi (mit Augen wie flinke Fische) weitläufige Säulenhallen, eine davon mit „tausend“ Pfeilern (es sind immerhin mindestens siebenhundert). Ausgezeichnet gefielen mir die Säulengänge mit farbigen Figuren im Halbre relief, darunter mythische Ungeheuer, halb langrüsselige Elefanten, halb krallenbe-

wehrte Löwen, und Deckenmalereien. Dieser tamilische Tempelbaustil ist wesentlich großartiger als derjenige bei Mysore. Während es dort jeweils nur einen Torturm gibt, der deutlich schlichter und nahezu monochrom ist, ist der Komplex in Madurai ein Vielfaches größer. Die *Gopurams* quellen förmlich über vor bunten Götter- und Fabelwesen, und darüber hinaus imponiert die Farbigkeit der gesamten Anlage.



Detail eines Gopurams

Der restliche Teil meiner Rückreise aus dem äußersten Süden verlief ohne weiteren Aufenthalt. Von der fruchtbaren Ebene um Coimbatore, einer Stadt, die bekannt ist für ihre Textilindustrie, basierend auf ausgedehntem Baumwollanbau in der Umgebung, und eine bekannte landwirtschaftliche Universität besitzt, kletterte der Bus auf kurviger Straße zu den zweitausend Meter hohen Nilgiri-

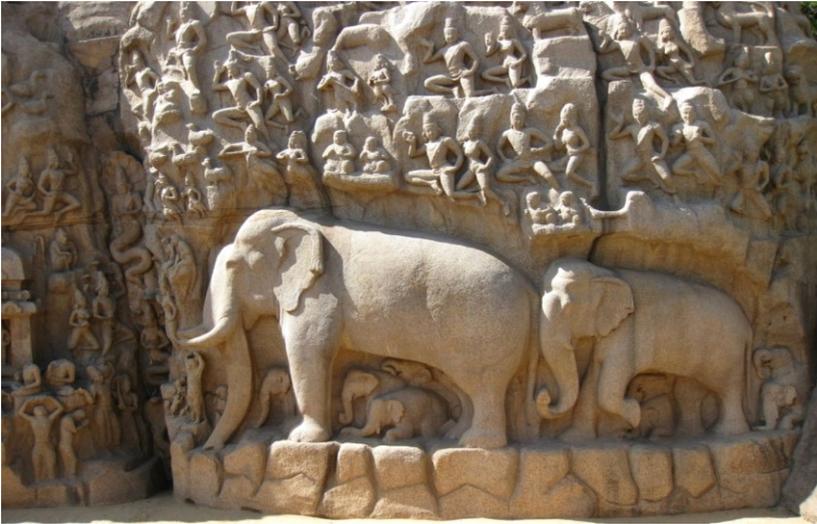
Bergen empor. Oberhalb der Waldgebiete lagen Teegärten, die sehr adrett wirken, weil die Teebüsche ständig beschnitten werden: In der Erntezeit zwischen Februar und Oktober werden jeweils eine Knospe und zwei Blätter abgepflückt. Sie boten einen völlig anderen Anblick als die „unordentlichen“ Kaffeepflanzungen, wo die Sträucher und Bäume weitgehend natürlich wachsen. Auf der Nordseite der Nilgiris durchquerten wir bald schon den mir bekannten Bandipur-Nationalpark, erreichten Nanjangud und langten schließlich in Mysore an.

Nun waren die allerletzten Vorbereitungen zu treffen, die Koffer zu packen, bewegende Abschiede zu nehmen. Die Tränen schossen mir in die Augen, als sich die mir lieb gewordene Dienerschaft von „*Bissal Munti*“ mit vielen guten Wünschen am Jeep versammelte, mit dem Joubert mich zum Bahnhof brachte. Im Kannada sagt man zum Abschied: „Nanu bartene“, d.h. „ich werde kommen“, um auszudrücken, dass es ein Wiedersehen gibt. Ich sagte also zu allen: „Nanu bartene, nanu bartene“ und habe es letztendlich auch glücklich geschafft, die meisten von ihnen wiederzusehen.

Mit dem Zug ging es über Bangalore und Madras die Ostküste hoch bis nach Bhubaneswar und Kalkutta. In Bangalore machte ich natürlich noch kurz Station bei den liebenswerten Marigowdas. In Madras hatte ich die Adresse von Bekannten einer Kondoktorandin, die dort gearbeitet hatte. Diese Leute freuten sich leider nicht über meinen Besuch, und so bestieg ich bald den Zug nach Orissa.

Vorher jedoch unternahm ich noch eine Tagesexkursion nach Mammallapuram. Dort waren vom siebten bis zum neunten Jahrhundert aus dem anstehenden Fels unzählige herrliche Meisterwerke verschiedener Dimensionen gemeißelt worden: unterschiedlich gestaltete, relativ kleine monolithische Tempel und Höhlenschreine

sowie das berühmte Kolossalrelief, in dem die mythologische Entstehung des Ganges dargestellt wird, zusammen mit einer Gruppe lebensgroßer Elefanten. Alles wurde wie in einem weitläufigen Freiluftmuseum präsentiert und musste bei späteren Reisen nochmals ausgiebiger betrachtet werden.



Kolossalrelief in Mammalapuram

Wie ich die einzelnen Eisenbahnfahrten organisiert habe, weiß ich nicht mehr genau. Die Züge sind auch heute noch meist schnell ausgebucht, vor allem die Langstrecken mit Schlafwagennutzung. Einige Male haben mir Freunde unterwegs bei der Organisation geholfen. Aber ich erinnere mich an einen Fall, als ich verzweifelt nach langem Schlangestehen am Schalter ankam und der Beamte mir in naher Zukunft keine freien Plätze anbieten konnte. Zum Glück fiel mir ein, dass es für Touristen gewisse Sonderregelungen gab, und

tatsächlich wurde mir auf meine Anfrage: „Tourist quota?“ eine Fahrkarte für den nächsten Morgen wortlos hingeknallt.

Die reservierten Abteile in den drängelnden Menschenmassen zu finden, war manchmal eine schwierige Aufgabe. Am Abreiseort von Fernzügen musste man auf langen Zetteln, die außen an die Waggons geklebt wurden, gleichzeitig mit den anderen eiligen Passagieren seinen Namen suchen. Dabei stand häufig nur mein Vorname auf diesem wichtigen Papier. Manchmal konnte ich Bahnbeamte am Gleis um Hilfe bitten; darüber hinaus war es sinnvoll, einen Träger für das Gepäck zu nehmen, denn die Träger kannten sich natürlich gut aus. Das Chaos löste sich letztendlich immer auf, die Träger liefen mir geschickt mit dem Koffer voraus ins Abteil oder schoben ihn durch das Fenster hinein, und die Fahrt konnte beginnen.

Bei den langen Strecken zeigten sich meine freundlichen Mitreisenden häufig interessiert an mir exotischem Vogel. Selbst wenn wir keine gemeinsame Sprache fanden, wurden mir Kostproben aus den eigenen Vorräten angeboten. Außerdem gab es den ausgezeichneten Service der Bahn, durch den man unterwegs Mahlzeiten bestellen konnte, welche an der nächsten Station frisch zubereitet zum Platz gebracht wurden.

Frau Professor Nolte hatte mir die Adresse von Dr. Helen Haldane-Spurway, der Witwe des renommierten Evolutionsforschers J.B.S. Haldane, gegeben. Die Haldanes hatten in Bhubaneshwar das *Genetics & Biometry Laboratory* gegründet, wo sie feldbiologische Forschung betrieben und wo sich Helen nach dem Tod ihres Mannes auf Verhaltensforschung und Fragen der Domestizierung von Tieren konzentrierte. Mein Zug kam in der Nacht an, zu spät für einen Telefonanruf. Ich wusste, dass es unweit des Bahnhofs ein *Government Guesthouse* gab und ließ mich dorthin bringen. Zugleich vereinbarte

ich mit dem Rikschafahrer, dass er mich frühmorgens abholen und mir ein paar Sehenswürdigkeiten zeigen sollte, denn ich wollte – vielleicht bedingt durch die schlechten Erfahrungen in Madras – Frau Dr. Haldane nicht zu zeitig ins Haus fallen und lieber erst schon einmal einige Tempel besichtigen. Doch plötzlich überholte uns ein Jeep, eine laute Stimme rief: „*Are you Fischer?*“. Ich wurde aus der Riksha quasi gekidnappt, der Fahrer bezahlt, mein Gepäck vom *Guesthouse* abgeholt.



Schlangenwesen und Liebespaar in Konarak

Nun bot mir Helen ein fantastisches Programm, eine Mischung von Kultur und Natur. Wir besuchten den Sonnentempel von Konarak und die Tempelstadt Puri an einem langen Sandstrand. Diese beiden Orte weisen den klassischen nordindischen Tempelstil auf: Anstelle der stattlichen Tortürme mit rechteckigem Grundriss, die im

Süden als erstes auffallen, wird in Nordindien das Allerheiligste von einem hohen, mehr oder weniger runden Turm (*Shikara*) überragt. In Puri ist dieser Stil zur vollen Blüte gekommen: es gibt zahllose größere und kleinere Tempel mit solchen wunderschön ornamentierten Tempeltürmen.



Helen Haldane-Spurway

Bei dem Ensemble von Konarak (1240) ist der höchste *Shikara*, der damals etwa siebzig Meter erreicht haben musste, eingestürzt, doch das aus dunklem Stein errichtete Bauwerk ist immer noch unfassbar monumental. Wie bei dem kleinen Sonnentempel von Pakshivahini nahe Mysore ziehen sich an den Seiten Reliefs von Rädern mit Naben und Speichen entlang, die sehr kunstvoll verziert sind. Der Tempel mit seinen vierundzwanzig gewaltigen Rädern, die den Jahreslauf abbilden, wird von mächtigen Pferden gezogen und ist

als Gefährt für den Sonnengott gedacht. Neben den Rädern fand ich den Skulpturenschmuck mit *Naginis*, Wesen mit Frauenkörpern und dicken, aufgerollten Schlangenschwänzen, und von Liebespaaren in erotischen Posen am erstaunlichsten.

Am nächsten Morgen durfte ich an einer Vogelexkursion teilnehmen, bei der zu meiner Freude ein prachtvoller Paradiesfliegenschnäpper mit überlangem, weißem Schwanz an uns vorbeischwebte. Und als besonderes Geschenk hatte ich die Möglichkeit, ein „*Firewalking*“ zu sehen. Außerdem fuhren wir in Adivasidörfer mit Lehmhütten und Grasdächern, deren Außenwände mit großzügigen geometrischen oder floralen Motiven in Weiß und Rot auf dem dunkelbraunen Grund bemalt waren. In einem der Dörfer lebten Künstler aus einem der vielen Stämme der Urbevölkerung, die es heute noch in Orissa gibt, welche traditionelle Bilder zum Verkauf anboten.

In einem weiteren Dorf fand die Feuerlaufzeremonie statt. Zunächst sahen wir einen Aufmarsch von Leuten, die von zwei riesigen Tieren überragt wurden. Diese Figuren mit giraffenartig langen Hälsen und Pferdeköpfen – alles von bunten Applikationsstoffen bedeckt – wirkten, als seien sie vollkommen künstlich. Es stellte sich dann heraus, dass man hohe Gestelle auf die Köpfe von Rindern gesetzt und ihre Leiber mit farbigen Tüchern bedeckt hatte. In der Innenstadt von Mysore hatte ich einmal bei einem Umzug ähnliche, kleinere Tiere gesehen, dargeboten von wandernden Artisten, doch da steckten in den Tieren Personen, die als „Reiter“ mit farbigem Tuch verkleidete Tierattrappen am Körper trugen. Der Einfallsreichtum der Menschen verblüffte mich stets aufs Neue. Nun gelangten wir zu einer vier bis fünf Meter langen, tiefen Rinne, die mit glühenden Holzstücken gefüllt war; an beiden Enden war ein rundes Wasserloch. Hier versammelte sich die Bevölkerung, der Lauf begann.



Feuerlauf in Orissa

Viele Männer und Frauen nahmen teil, indem sie kurz in das Wasser sprangen und dann ganz schnell die Glutrinne entlangliefen bis zu dem Wasserloch am anderen Ende. Manche ließen sich während des Laufes von einer hilfreichen Person führen, die neben der Rinne mitlief. Dieses Schauspiel war außerordentlich faszinierend; ich musste aufpassen, dass ich nicht zu viel von meinem kostbaren Film verbrauchte. Welche Bedeutung die Rituale in Orissa hatten, weiß ich nicht, jedenfalls waren es wunderbare, wesentlich fröhlichere Eindrücke als bei dem Feuerlauf in dem Dorf bei Mysore. Auch die lebhaften Gespräche und Diskussionen mit Helen und ihren Mitarbeitern waren anregend. Sie interessierte sich für meine Untersuchungen und Erfahrungen und berichtete anschaulich von ihren Themengebieten. Es waren herzerwärmende Tage bei ihr.

Zu guter Letzt reichte mich Dr. Haldane fürsorglich an amerikanische Bekannte in Kalkutta weiter, die mich gastlich aufnahmen. Ich benötigte hier ein paar Tage, da ich von einem Kondoktoranden den Auftrag bekommen hatte, mich im Zoo von Kalkutta nach speziellen Geckoarten zu erkundigen. Er untersuchte nämlich, wie sich diese Eidechsen an Oberflächen festhalten und wünschte sich zusätzlich einige größere Tiere. Der *Alipore Zoological Park* war tatsächlich ein Park und übertraf die Zoologischen Gärten von Mysore Größenmäßig bei weitem, auch in Bezug auf den Tierbestand. Ein See für Wassergeflügel, der in der kalten Jahreszeit eine Heimat für Zugvögel darstellte, zog mich natürlich an. In diesem Zoo hätte ich bestimmt ebenfalls befriedigende Versuchsbedingungen gefunden, wenn ich das damals von Dr. Salim Ali übermittelte Angebot angenommen hätte. Aber ich war doch froh, mich für Mysore entschieden zu haben, denn dort hatte ich es wirklich ausgezeichnet getroffen. Gerade die familiäre, übersichtliche, kleinere Dimension hatte Vorteile für mich gehabt. In Alipore versuchte ich an mehreren Tagen den Direktor zu treffen, konnte ihn jedoch nicht erreichen, denn er hielt sich bei seiner erkrankten Tochter im Hospital auf. Seine Mitarbeiter konnten mir nicht helfen, mein Kommilitone musste leer ausgehen.

Abends ging ich von meiner Herberge gern ein wenig an die Luft und bummelte durch die anliegenden Straßen. In Indien hatte ich selten Angst, irgendwo alleine zu laufen, denn die Leute waren stets freundlich. Eines Spätnachmittags geriet ich in einige Hinterhöfe und sah, wie die Kühe gemolken und gefüttert wurden. In den schmalen Gassen wurden auch Milchziegen gehalten. So fand ich selbst in der Megacity immer wieder ländliche Bilder vor. Insgesamt überwältigten mich die Menschenmengen und der Betrieb der Großstadt allerdings so, dass ich mich erleichtert fühlte, als ich – leider

ohne die gewünschten Geckos – den Zug nach Benares (Varanasi) bestieg.

In der heiligen Stadt am Ganges musste ich mir selber eine Unterkunft suchen und ging vom Hotel sofort zum Fluss, wo ich mir ein Boot mietete. Als es dunkel wurde, spiegelten sich die Uferbereiche, auf denen die Scheiterhaufen der Verstorbenen brannten, glühend rot im Wasser, eine unmittelbare Konfrontation mit der Vergänglichkeit des Lebens. Viele Menschen kommen nach Benares, um dort zu sterben und Erlösung vom ewigen Kreislauf der Geburten zu finden, denn der heilige Fluss reinigt von allen Sünden und Verfehlungen. Besser gefiel es mir noch, vom Kahn aus das morgendliche Bad der Gläubigen im Fluss zu beobachten: Im Licht der aufgehenden Sonne stiegen die Menschen die Stufen zum Ganges hinunter, beteten, tauchten unter, füllten sich Messingkrüge und Flaschen mit dem segenbringenden Wasser. Gleichzeitig wurde den Pilgern unter großen, geflochtenen Schirmen von gelehrten Pandits Unterweisungen angeboten. Als Biologin fielen mir eine Schar weißer Gänse auf den Treppen zwischen den Badenden auf und – als Gesundheitspolizei – Geier am gegenüber liegenden unbebauten, sandigen Ufer. Obwohl die malerische Szene und die Frömmigkeit der Menschen mich sehr berührten, musste ich mir unwillkürlich Gedanken über die mikrobiologische Qualität des heiligen Flusswassers machen.

Weiter ging es nach Delhi zu meiner Freundin Heidrun, mit der ich seit unserer gemeinsamen Seereise nach Indien in Kontakt geblieben war. Zum Glück hatte sie in der extrem heißen Stadt ein klimatisiertes Zimmer in ihrem Apartment, denn tagsüber stieg die Temperatur auf 40 bis 45°C. Heidrun fuhr mich in den kühleren Abendstunden zu einigen Ruinen der ehemaligen muslimischen Herrscher, mehr schafften wir nicht bei der unglaublichen Hitze.



Das Taj Mahal hatte damals noch relativ wenige Besucher

Sie hatte auch eine geführte Fahrt nach Agra für mich gebucht. Das berühmte Taj Mahal (17. Jh.) erschien mir wie eine Fata Morgana, war mir aber zu süßlich. Außerdem hatte ich es schon sehr oft auf Fotos gesehen, ich fand, es sah genauso aus. Fatehpur Sikri (16. Jh.) unweit von Agra, eine aufgegebene Residenz des berühmten Kaisers Akbar, sprach mich mehr an. Moschee und Mausoleum, Paläste aus rotem Sandstein, zahlreiche kleine und wenige mächtige Kuppeln, filigran gemeißelte Marmorfenster, all das lohnte eine Exkursion. Außerdem sahen wir das monumentale Rote Fort in Agra mit Gärten, Harems- und Herrschaftsgebäuden, Gerichtshallen; unter den kunstvollen Ornamenten bezauberten mich geometrische Muster an Kuppeln, Wänden und Bögen, blau glasierte Ziegel und, ähnlich wie bei dem Taj-Mausoleum, florale Einlegearbeiten aus Halbedelsteinen

in schneeweißem Marmor. Ich hatte bisher kaum muslimische Kunst gesehen, damit musste ich mich in Zukunft eingehender befassen.

Das nächste Ziel war Kaschmir, hin ging es mit Zug und Bus, zurück mit dem Flugzeug. Nach der Zugfahrt bis Pathankot hatte ich auf dem Bahnhof, der von Militär auf dem Wege an die indo-pakistanischen Krisenplätze wimmelte, ein überraschendes, kurzes Treffen mit einer Studentin vom Teresian College. Die Nichte des Dalai Lama, deren Familie in der tibetischen Kolonie in Coorg lebte und gerade unterwegs nach Dharamsala zum Zentrum der Exiltibeter war, hatte mich im Gewühl der Passagiere erspäht.

Auf der Busreise nach Srinagar musste ich einmal übernachten, bevor ich in das paradiesische Tal gelangte. Unterwegs gab es ein Gewitter: Gewaltige weiße Zickzackblitze spannten sich über den gesamten Himmel und kompaktere rosafarbene Lichter zuckten dazwischen, meistens unmittelbar von Donner gefolgt. Es sah fantastisch aus. Um diese Zeit erblickte man schon die ersten weißen Bergspitzen. Es war dunkel, als der Bus in strömendem Regen zur Übernachtung in Batote anlangte. Morgens war es wieder klar und kalt. Ich wärmte mich mit einer Tasse Tee, der an einem der kleinen Shops kontinuierlich gebraut wurde. Einige Einheimische wuschen sich Kopf und Haar mit mir eiskalt erscheinendem Wasser.

Die Leute sahen deutlich anders aus als die Inder, die ich im Süden oder in der Ganges-Ebene gesehen hatte, viele von ihnen hatten frische, rote Wangen. Alle trugen sie – Männer, Frauen und Kinder – weite Hosen und ein geschlitztes Kleid oder Cape. Gegen die Kälte schützten alle möglichen übergeworfen Tücher und Decken. In wenigen Stunden erreichte der Bus den ungefähr drei Kilometer langen, von Deutschen gebauten Jawarhar-Tunnel, und dann lag das Kaschmirtal vor uns mit schuppenförmig in Terrassen angeordneten

Getreidefeldern, Pappelalleen, Wiesen mit blauen oder weißen Schwertlilien und Feldern mit rotem Mohn. Bis Srinagar hatten wir auf beiden Seiten Bergsilhouetten. Es war fesselnd, den allmählichen Wechsel der Landschaft zu beobachten.

Im Bus lernte ich vier *Peace Corps*-Volontäre kennen, mit denen ich auf ein Hausboot auf dem Jhelum-Fluss direkt in Srinagar zog. Mit geschnitztem Mobiliar, Plüschvorhängen, Kaschmirteppichen und einem Beiboot, auf dem ein Koch für uns schmackhafte Gerichte zubereitete, waren wir überaus vornehm untergebracht. Noch romantischer wäre es weiter draußen auf einem der schönen Seen gewesen, doch die Stadtnähe hatte einige Vorteile, vor allem dass man leichter fortkam, um sich per Bus in der Umgebung umzuschauen.

Die grüne Umwelt, der Dal-See mit seinen schwimmenden Gärten, die berühmten, kunstvoll angelegten Mogulgärten, die Bergkulissen, die Einkaufsmöglichkeiten für Textilien (Wollschals, bestickte Blusen), Schnitzereien aus Walnussholz und kleine farbige Kunstwerke aus Papiermaché, alles das war traumhaft. Natürlich entzückte mich schon die Vorstellung, im Himalaja angekommen zu sein. Ich leistete mir einen kurzen Mantel aus weichem Wildleder mit passender Kappe und eine kleine, rote Brücke, denn meine Patentante hatte mir noch Reisegeld geschickt. Leider waren die Nächte empfindlich kalt, doch tagsüber schien meistens eine brillante Sonne. Morgens berauschte mich die von Holzrauch aromatisierte Luft. Zu Hause in Deutschland, wenn es bei frühem Sonnenschein kühl und klar ist und aus den Nachbargärten der Geruch eines Holzfeuers zu mir gelangt, kommen an manchen Tagen Erinnerungen an Srinagar hoch, und mich überfällt eine merkwürdige Empfindung, fast wie Sehnsucht nach Kaschmir.



Familie in unserem Kochboot

Die amerikanische Gruppe hatte andere Interessen als ich. So zog ich allein los zu den Bergorten Pahalgam und Gulmarg, wo noch Schnee lag, und zum malerischen Wular-See, in dem sich die weißen Gipfel spiegelten. Es war schade, dass ich die außergewöhnlichen Landschaftsbilder nur mit meiner Kamera festhalten und in Briefen nach Hause beschreiben konnte, ein Austausch mit Gefährten wäre mir lieber gewesen. Leider vertrug ich das kühle Höhenklima auf Dauer nicht und fing ich mir schließlich eine Erkältung mit heftigen Kopfschmerzen ein, die ein herbeigerufener Arzt mit einem Antibiotikum in den Griff bekam. Der Flug nach Delhi stürzte mich erneut ins andere Temperaturextrem; 43,2°C wurden am Flughafen angezeigt. Die Reise ging allerdings gleich weiter.



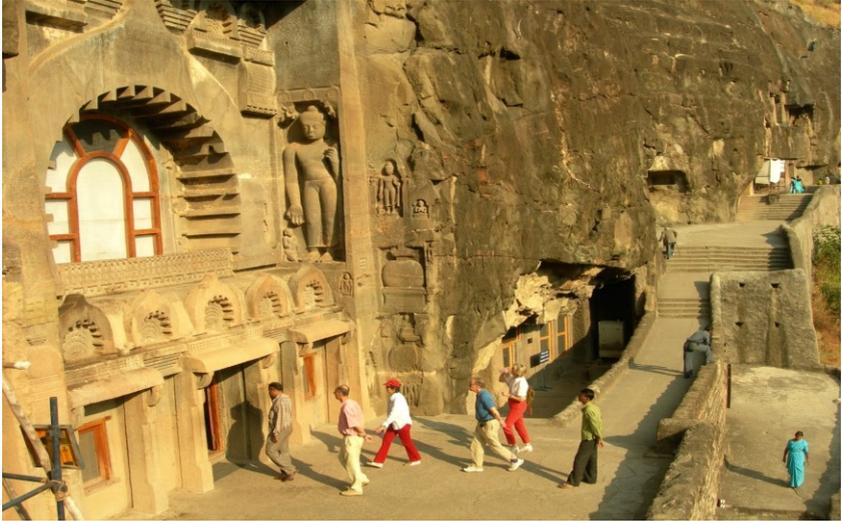
Tor am Großen Stupa von Sanchi

Der nächste Ort, den ich auf jeden Fall aufsuchen wollte, war Sanchi. Wenn man erster Klasse von Delhi nach Bombay fuhr, hielt der Schnellzug auf Wunsch an dem kleinen Ort und sammelte einen am nächsten Tag auf Bestellung wieder ein. Im *Railway Retiring Room* konnte ich übernachten und von dort zu den berühmten buddhistischen Stupas wandern, die aus dem dritten bis ersten Jahrhundert v. Chr. stammen. Sie liegen auf einem Hügel mit weitem Rundblick; der liebliche Platz hat eine berührende Atmosphäre. Der Große

Stupa mit einer Balustrade und seinen vier Toren aus hellem Sandstein illustriert in detailreichen Reliefs Episoden aus Buddhas Leben und seinen früheren Inkarnationen, Szenen des höfischen Lebens und aus der Natur. Die Spiralen an den Enden der Querbalken der hohen Tore drücken aus, dass die Geschichten sich endlos fortsetzen. In den ersten Jahrhunderten nach seinem Tod durfte Buddha Sakyamuni nicht figürlich dargestellt werden sondern nur symbolisch durch seine Fußabdrücke, Stupas oder den Bodhibaum, unter dem er die Erleuchtung empfing. Stupas erinnern in ihrer Form an Grabhügel und sollen früher stets über Reliquien gebaut worden sein; Stupa drei soll sogar Knochenreste eines Jüngers von Buddha enthalten. Staunend hielt ich mich bis zum Sonnenuntergang in dem Ensemble auf. Abends hielt tatsächlich der Express für mich, ein Schaffner empfing mich wie seine verlorene Tochter und stattete mich mit Decken aus, denn das Abteil war klimagekühlt.

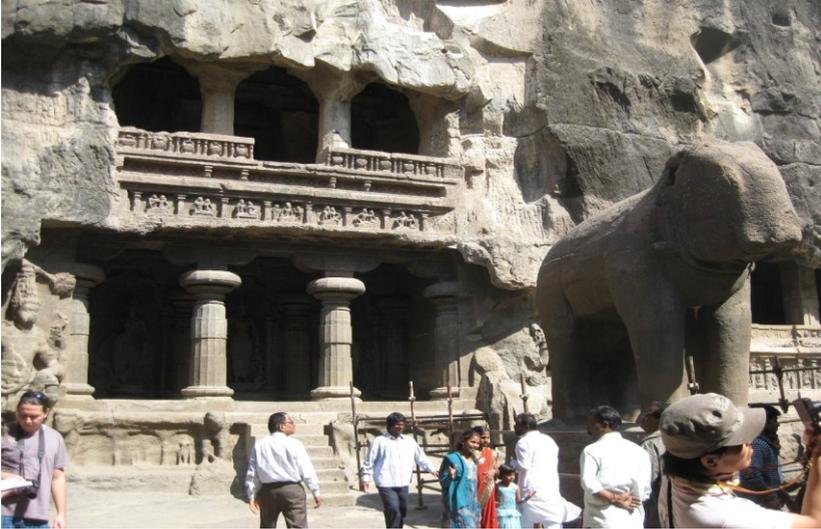
Aurangabad mit der Möglichkeit, einen Tagesausflug nach Ajanta und Ellora zu machen, lag auch günstig auf meiner Strecke. Die Anlage von Ajanta, die sich in Hufeisenform an einem Berghang entlang zieht, enthält ungefähr dreißig buddhistische Höhlentempel und Klöster, welche im zweiten und ersten Jahrhundert v.Chr. begonnen und in einer zweiten Phase im fünften und sechsten Jahrhundert n.Chr. durch weitere Höhlen ergänzt wurden. Wir sahen zwei Chaitya-Hallen, kirchenartige Andachtssäle mit einem hohen Mittelschiff, das durch Pfeiler von schmalen Seitenschiffen getrennt war. Das Zentrum der frühen Höhle bildete ein einfacher halbhoher Stupa, dagegen war in der späteren eine stehende Buddhafigur zu dem Stupa hinzugefügt worden. Die geräumigen Klöster hatten teilweise zwei Etagen mit schmalen Wohnzellen und großen Versammlungsräumen für die Mönche, und das gesamte Ensemble beeindruckte durch auf-

wendig skulptierte Fassaden und Eingänge. Doch das Wunderbarste waren die farbigen Malereien an den Innen- und Außenwänden, die Episoden aus den Legenden von den Existenzen Buddhas zeigen, vor allem aber sein Leben als Prinz Siddharta darstellten.



Die Höhlentempel von Ajanta

Berühmt ist der bezaubernde Boddhisatva Padmapani mit einer Lotusblüte in der Hand. Auch die weibliche Schönheit wird gefeiert, so erfreute mich die Darstellung einer reich geschmückten Hofdame, die sich beim Schminken in einem Spiegel betrachtet. Leider haben die herrlichen Fresken aufgrund der Touristenströme inzwischen ziemlich gelitten. Heute dürfen nur kleine Gruppen in die einprägsamsten Räume, und die Fotografie mit Blitz ist verboten; bei unserer Besichtigung war man dagegen noch sehr großzügig.



Kailasantha in Ellora

Von den ebenso berühmten Höhlentempeln in Ellora, die zwischen dem sechsten und zehnten Jahrhundert entstanden sind, konnte unsere Gruppe bloß einen einzigen besichtigen, nämlich den monumentalen Kailasantha-Komplex (8. Jh.), der Siva gewidmet ist, aber in seinen kraftvollen, lebendigen Steinmetzarbeiten auch die Legenden des Vishnuismus und Szenen aus den indischen Epen darstellt.

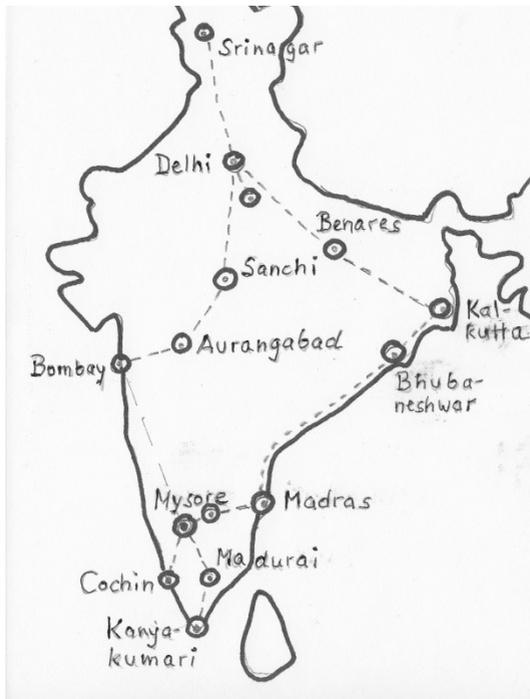
Der fünfzig zu neunzig Meter große Tempel wurde komplett aus einer Felswand herausgehauen. Der zweistöckige Mittelteil hat die Form eines Fahrzeugs. Der weite Hof, den zwei überlebensgroße monolithische Elefanten dominieren, wird von einer mehrstöckigen Galerie umschlossen. Manche Details erinnerten an die wesentlich kleineren Felstempel von Mammallapuram und später errichtete

südindische Tempel. Wie man das Gesamtkonzept geplant und realisiert hat, kann man sich kaum vorstellen. Aus rituellen Gründen mussten bestimmte Proportionen eingehalten werden, dazu waren komplizierteste Berechnungen nötig. Dass die Künstler sich die Objekte negativ vorstellen mussten, um die Positivformen zu erzeugen, ist ebenfalls bewunderungswürdig. Wenn man überlegt, allein welche Unmengen von Abraum aus diesem Ensemble herausgeschafft werden mussten – ein Autor bezifferte die Menge auf zweihunderttausend Tonnen –, erscheint die Aufgabe übermenschlich.

Nach diesen höchst eindrucksvollen Monumenten interessierten mich die Sehenswürdigkeiten von Aurangabad nicht mehr, der Stadt, die der Mogulkaiser Aurangzeb zu seiner wichtigsten Residenz gemacht hat und in der sich sein Grabmal befindet. Angesichts der übermäßigen, extrem anstrengenden Hitze war ich froh, eine weitere Bahnfahrt vermeiden zu können und mit dem Flugzeug nach Bombay zu den lebenswürdigen Majmudars zu reisen. In Ajanta hatte ich Amethystkristalle gekauft, sodass ich Ranjit und Aruna eine schöne, violette Druse schenken konnte. Die beiden holten mich vom Flughafen ab und versorgten mich genauso fürsorglich wie zuvor. Ich hatte noch ein paar Dinge zu erledigen, vor allem wollte ich Dr. Salim Ali noch einmal treffen und mich bei ihm bedanken. Während meines Aufenthaltes in Mysore hatte ich regelmäßig mit ihm korrespondiert und von meinen Erlebnissen und Forschungen berichtet.

Das *MS Vietnam* der französischen *Messageries Maritimes* legte am 25. Mai ab und brachte mich innerhalb von zwei Wochen nach Marseilles. Wir schlüpfen gerade noch durch den Sueskanal, der kurz darauf aufgrund des Sechstagekriegs zwischen Israel und Ägypten (5.-10. Juni 1967) bis Juni 1975 gesperrt wurde, wodurch tatsächlich zwei deutsche Schiffe eingekesselt und festgehalten wur-

den. Hatte ich 1965 Sorge gehabt, wegen der indo-pakistanischen Auseinandersetzungen über Sri Lanka nach Indien reisen zu müssen, so wurde jetzt zu meinem Schrecken an Bord spekuliert, dass das Schiff möglicherweise ganz Afrika umrunden müsse. Der Nahe und Mittlere Osten war schon in den Jahren meiner ereignisreichen Indienreise ein unruhiges Gebiet. Am 6. Juni 1967 gelangten wir nach Marseilles, zwei Tage später kam ich glücklich zu Hause an.



Meine Reiseroute in Indien (für mehr Details gibt es Atlanten))

Résumé

Bei diesen Erinnerungen stütze ich mich auf die vielen Bilder in meinem Gedächtnis, die vielleicht durch regelmäßige spätere Indienbesuche insofern an Genauigkeit verloren haben, dass ich meine Erlebnisse möglicherweise nicht mehr klar zeitlich zuordnen kann, selbst wenn das Verständnis für Land und Leute sich vertiefte. Sie wurden ergänzt durch mein Tagebuch und durch regelmäßige, ausführliche Briefe nach Hause, die meine Mutter für mich sammelte und aufbewahrte. Die hier gezeigten Fotos stammen zum Teil von späteren Besuchen.

Zunächst eine Zusammenfassung der indischen Daten: Am 8. September 1965 traf ich in Bombay ein und kam am 15. September in Mysore an. Meine Experimente begann ich am 6. Dezember desselben Jahres. Am Teresian College unterrichtete ich neun Monate lang, vom 15. Juni 1966 bis zum 6. März 1967. Am 25. Mai 1967 reiste ich zurück nach Deutschland. Mehr als neunzehn Monate hatte ich in Indien verbracht, davon sieben Wochen auf der Abschlussreise von der Südspitze bis Kaschmir.

Ich habe in den Texten die geographischen Namen verwendet, die damals gebraucht wurden. Beispielsweise wurden Bombay, Puna und Madras erst dreißig Jahre später 1996 in Mumbai, Pune und Chennai umbenannt, und Mysore und Bangalore wurden noch viel später, nämlich 2014, zu Mysuru und Bengaluru. Die Ortsnamen und die Namen der Gottheiten gebe ich in der üblichen englischen Schreibweise wieder. Die meisten Vogelarten, die ich im Wesentlichen nach Dr. Salim Alis *Book of Indian Birds* identifizierte, kenne ich auch heute besser mit ihren englischen Namen, habe mir aber Mühe gegeben, die korrekten deutschen Namen herauszufinden.

Die Überlegung, ein interessantes Forschungsthema in einem fremden Land besser als in Deutschland bearbeiten können, motivierte mich dazu, das außergewöhnliche, dankenswerte Angebot meines Doktorvaters Professor Rudolf Altevogt anzunehmen und den Sprung nach Südindien zu wagen. Dazu brachte ich ein gesundes Selbstvertrauen mit, gleichzeitig jedoch erfüllte mich auch Zweifel, ob ich in dem fernen Land wohl gut zurechtkommen würde. Professor Angela Nolte ermunterte mich und half mit nützlichen Adressen.

Ohne fremde Hilfe wäre es nicht möglich gewesen, meine Aufgaben zu meistern. Als erstes bin ich Dr. Salim Ali von der *Bombay Natural History Society* ausgesprochen dankbar, dass er die Verbindung zum Zoo von Mysore hergestellt hat. Dort erfuhr ich alle Unterstützung und viel Freundlichkeit durch den Kurator Krishne Gowda und seine Mannschaft sowie durch Dr. M.H. Marigowda und seine liebenswerte Familie. Das waren die wichtigsten Voraussetzungen für meine Experimente zum Sehvermögen und Verhalten von Altvogeln. Ihnen gilt mein herzlicher Dank. Meine Dissertation wurde dann 1969 publiziert (Zool. Jb. Syst. 96, 81-132).

Das zweite Ziel meines Indienaufenthaltes war es, eine fremde Kultur kennenzulernen. Die Mitglieder von *Maharani's College* gaben mir die erste Einführung in die indische Umwelt und Lebensweise und haben mir den Einstieg sehr erleichtert. Eine ebenso unschätzbare Erfahrung war die Dozentenzeit im *Teresian College* bei den freundlichen Schwestern und den aufgeschlossenen, begeisterungsfähigen Studentinnen. Ich hatte großes Glück, in Mysore zu landen, nicht nur wegen des günstigen physischen Klimas sondern auch wegen des angenehmen menschlichen Klimas. Den Nonnen, Dozentinnen und Studentinnen, allen bin ich außerordentlich zu Dank verpflichtet.

Die indischen Menschen waren mir von Anfang an nicht fremd. Ich erlebte sie in einer Umwelt, die mir durchaus neu war, hatte aber keine grundsätzlichen Probleme mit Verhalten oder Denkweise. Meine guten Erfahrungen in Mysore lehrten mich, auch später an anderen Orten furchtlos zu sein, beispielsweise alleine lange Zug- und Busreisen zu unternehmen und mich in Kalkutta und Benares neugierig in Nebenstraßen zu wagen. Natürlich gibt es in Indien auch riskante Orte, die ich nach Möglichkeit vermied, doch meine innere Sicherheit und das Gefühl, dass ich mich selbstverständlich in alle Ecken wagen könne, haben sich bestimmt den Menschen mitgeteilt.

Ohne Zweifel war Indien ein fremdes, unvertrautes Land. Manche Dinge sprachen mich unmittelbar an, vieles musste ich mehrmals sehen, um es zu begreifen. Jedoch alles brauchte ich nicht zu verstehen, nicht alles musste mir erklärt werden. Mir gefiel die Lebensfülle, besonders die intensiven Farben ringsum, nicht immer dagegen die Gerüche und Geräusche. Armut, Krankheit, Behinderung und Tod werden weniger als bei uns versteckt. Es kann irritieren, dass Menschen, die Lepra gehabt haben, ihre verstümmelten Gliedmaßen vorweisen, aber sie werden als Teil des Lebens akzeptiert. Insgesamt machen die Menschen einen fröhlicheren Eindruck als bei uns, vielleicht weil sie stärker in der Gegenwart leben.

Das Zeitgefühl ist überhaupt ein anderes, man hat weniger Eile als wir, ist gelassener. Mir ging es so, dass ich zu Beginn relativ viel Geduld aufbrachte, weil ich wusste, dass alles langsamer gehen würde. Dann jedoch kam eine Phase, in der mich Aufschübe mehr Nerven kosteten, bis ich mich endgültig (?) an den langsameren Rhythmus gewöhnte. Ich hatte zuweilen die Impression, von einer Zeitmaschine einige Jahrhunderte in die Vergangenheit geschossen worden

zu sein, sowohl in der Stadt als auch vor allem auf dem Land. Auch die Frömmigkeit, die bei Alt und Jung zu erkennen war – bis zum Aberglauben – erinnerte an frühere Zeiten. Ob die Menschen spiritueller waren oder sind als wir, wage ich nicht zu beurteilen. Inzwischen hat sich in diesem Land viel verändert, Indien ist „westlicher“ geworden, wobei lange nicht alle Bevölkerungskreise daran teilhaben oder von den Neuerungen profitieren.

Meine Beobachtungen und die Bemühungen, die fremde Umwelt zu verstehen, führten notgedrungen zu Vergleichen und dem Versuch einer Bewertung – oder gar der Versuchung einer Abwertung. Ich fand es respektvoll, das Andersartige zunächst erst einmal als anders anzuerkennen und mit einer Beurteilung abzuwarten, zumal ich mir meiner bescheidenen Kenntnissen und mangelnden Erfahrung deutlich bewusst war. Diese Einstellung wurde mir dadurch erleichtert, dass ich selbst stets sehr verständnisvoll und tolerant behandelt wurde, was mich ebenfalls mit Respekt und Dankbarkeit erfüllte.

Ich kam mit wichtigen Zeugnissen der historischen Kulturen in Berührung und konnte auch einige lebende, praktizierte Ausprägungen dieser alten Kulturen erleben. So einfach wie ich Kontakt zu verschiedenen Menschen gewann, so langsam musste ich mich einigen Aspekte der traditionellen indischen Denkweisen annähern. Ich war auf Beobachtungen und persönliche Gespräche beschränkt, Bücher waren mir kaum zugänglich. Dafür durfte ich mir viel Zeit nehmen, um Eindrücke zu verarbeiten und zu interpretieren, die ich bei dem langen Aufenthalt ja auch zur Verfügung hatte. Ich hatte das Glück, dass mir zunächst die einheimischen Menschen Land und Leute nahebrachten, dann aber auch Personen anderer Herkunft weitere Perspektiven beisteuerten, um das komplexe Bild zu ergänzen.

Bei den Beobachtungen der Menschen in meinem Umfeld wurde mir wiederholt klar, dass wir dazu neigen, die Dinge entsprechend unserer gegenwärtigen Ansichten zu beurteilen; dabei hatten wir ein paar Jahre zuvor möglicherweise noch bedeutend andere Ansichten und gewinnen in der Zukunft – hoffentlich – weitere Einsichten, die unser Weltbild abrunden. Auch in unserer Welt gibt es ständige Veränderungen der Vorstellungen von einem gelungenen Leben. In der Religion der Jains gibt es die Philosophie des „Vielleicht“, nach der man aus verschiedenen Perspektiven zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen kommen kann: Wir bemühen uns, alles so gut zu begründen, wie es von unserer Warte aus möglich ist, doch „vielleicht“ kommen andere Denker von einem anderen Standpunkt aus zu abweichenden, ebenfalls schlüssigen Ansichten.

Die Inder, die ich kennenlernte, lebten – natürlich – gemäß ihren Weltanschauungen von Anstand und Sitte. Ihnen bedeutet ihr Land das Zentrum der Welt. Der Fortschritt, der das Land erfasst hat, hat inzwischen teilweise zu einer Desorientierung und Materialisierung geführt, andererseits aber auch zu einer größeren Offenheit. All das hat sich schon bei meinem ersten Aufenthalt angebahnt. Zugleich möchte ich anfügen, dass mir inzwischen wiederholte Aufenthalte in Indien verdeutlicht haben, welche Privilegien wir als Bürger unseres Landes genießen: eine gute staatliche Struktur mit funktionierendem Rechtswesen, Sicherheit, sozialer Absicherung, freier Meinungsäußerung, Gleichberechtigung der Frauen. Diese Errungenschaften stehen in Indien leider zum großen Teil bloß auf dem Papier oder fehlen vollkommen. Die Menschen sind in einem höheren Maße für sich und ihre Angehörigen verantwortlich, daher sind Familieninteressen wichtiger als individuelle Wünsche und Bedürfnisse. Die überkommenen Vorstellungen werden noch lange beharren neben freieren

Auffassungen. Die traditionelle Toleranz könnte diese Widersprüche auffangen.

Integration ist heute ein Schlagwort. Einen Aspekt zu diesem Punkt möchte ich ansprechen. An mir selbst konnte ich merken, dass es gar nicht so einfach ist, sich in der Fremde zu integrieren. Obwohl ich viele gute Kontakte hatte und glaube, dass meine indischen Bekannten mit mir leicht umgehen konnten, zeigte es sich doch, dass ich nicht eine der ihren war. Dies war insgesamt auch angenehm, da man von mir nicht erwartete, dass ich mich nach ihren Sitten und Bräuchen richtete. Ich trug andere Kleidung, mir wurde Alkohol angeboten, ich konnte längere Strecken ohne Begleitung reisen, insgesamt gestand man mir eine wesentlich größere Freiheit als den indischen Frauen zu. Darin zeigte sich eine beachtliche Toleranz. Ich stellte fest, dass ich engere Beziehungen zu Menschen meines eigenen Kulturkreises knüpfte und mich – im Grunde wie zu Hause – eher mit den Personen befreundete, mit denen ich gemeinsame Interessen teilte. Dass das primär nichts mit der Nationalität zu tun hat, erwies sich während meiner Zeit an der Universität Gießen, als sich zu einigen indischen Wissenschaftlern herzliche Beziehungen entwickelten, die heute noch bestehen.

Wenn ich von meiner Zeit in Indien erzähle, werde ich häufig auf das Kastenwesen angesprochen, das als ungerecht angesehen wird. Es gibt, regional abhängig, unzählige Kasten und Unterkasten, die ursprünglich – neben hierarchischen und historisch bedingten Unterscheidungen – vornehmlich die Berufswahl bestimmten, ähnlich den Gilden bei uns im Mittelalter. Gemäß der indischen Verfassung darf seit 1950 kein Inder mehr wegen seiner Kaste diskriminiert werden, doch die traditionellen Vorstellungen sind, besonders auf dem Lande, noch heute außerordentlich präsent. In den Städten gel-

ten diese Unterscheidungen weniger; sie beeinflussen vor allem weiterhin die Partnerwahl bei den meistens arrangierten Heiraten (Endogamie). Nach meiner – zweifellos begrenzten – Erfahrung fühlen sich Kastenhindus durch die Zugehörigkeit zu ihren Kasten nicht behindert. Bedenkenswert finde ich die Ausführungen des amerikanischen Anthropologen und Biogeographen Jared Diamond. In seinem Buch „*Kollaps: Warum Gesellschaften überleben oder untergehen*“ (2005) vertritt er die Ansicht, dass durch das traditionelle indische Kastenwesen, indem kritische Ressourcen allein gewissen Gruppen zur Verfügung standen, deren Übernutzung vermieden und somit die Umwelt geschont wurde.

Ein ganz anderer, problematischer Fall sind die kastenlosen, „unberühmbaren“ *Dalits*, die vor allem in einigen nordindischen Bundesstaaten, aber nicht nur dort, noch gravierende Diskriminierungen erleiden. Ein Quotensystem, das unter anderem privilegierte Zugänge zu Studienplätzen und Stellen im öffentlichen Dienst beinhaltet, sollte diese Benachteiligungen ausgleichen, hat jedoch die Unterschiede formell zementiert. Da ihre soziale Situation bis heute sehr ungerecht ist, kämpfen die *Dalits* mittlerweile in selbstbewusster Weise für gleiche Rechte und gleiches Ansehen. Aus ähnlicher Benachteiligung bemüht sich die Urbevölkerung, die *Adivasis*, obwohl sie aus zahlreichen Stämmen ganz unterschiedlicher Lebensweise und Kultur zusammengesetzt ist, ihre Anliegen öffentlich zu verteidigen.

Zur Rolle der Frauen kann ich einige Beobachtungen anfügen. In Mysore-Stadt sah man oft einfache Frauen, die als Straßenhändlerinnen, Bauarbeiterinnen, Straßenfegerinnen oder Haushaltshilfen ihr eigenes Geld verdienen und sich so eine gewisse Selbständigkeit erworben hatten. Man könnte einwenden, dass diese Tätigkeiten nur gezwungenermaßen aufgenommen wurden, doch habe ich gerade

von solchen Frauen gehört, dass sie ihre Arbeit als Schritt zu größerer Eigenständigkeit betrachteten. Viele Frauen waren in mittleren Positionen sichtbar – in Buchhandlungen, Banken, im Postamt, in Apotheken und Krankenhäusern – und traten meistens recht selbstsicher auf. In Mysore schienen ebenso viele Mädchen in die Schule zu gehen wie Jungen; über die Situation auf dem Lande habe ich zu wenige Informationen. Aus eigener Erfahrung lernte ich das Leben von Studentinnen, Dozentinnen und Professorinnen kennen. Zweifellos eröffnet eine gute Bildung den Frauen zunehmend bessere Möglichkeiten. Die Situation in Südindien erscheint mir günstiger als diejenige in Nordindien, wo Töchter auch heute noch anscheinend wesentlich geringere Chancen bekommen als Söhne, denn als ihr Hauptziel gilt es, Ehefrau zu werden.

Sogar heute noch werden die Ehen überwiegend von den Eltern arrangiert. Unsere Kultur ist vom Individualismus geprägt, aber in Indien spielt die Familie die wichtigste Rolle. Doch das Bild ändert sich. Die Tochter einer Freundin erzählte mir, dass ihre Tante ihr geraten habe, sich selbst während des Studiums einen Mann zu suchen, denn die besten seien danach schon vergeben. Sie hat sich an den guten Rat gehalten und einen sehr netten Lebenspartner gefunden. Als zweites ähnliches Beispiel kann ich anführen, dass ich mich vor etwa zehn Jahren in Puna mit zwei College-Studentinnen unterhielt, die in einem Park offensichtlich auf ihre Freunde warteten. Die eine sagte klipp und klar, dass es für sie das Allerwichtigste an ihrer Studienzeit sei, die männlichen Kommilitonen kennenzulernen. Eine andere Freundin dagegen, deren Ehe ich als außerordentlich gelungen einschätze, fragte mich, wo und wie sie denn einen Mann hätte finden sollen. Sie hatte gemäß ihrer Erziehung ganz ihren Eltern vertraut, das Richtige für sie zu tun. Traditionell ziehen die Frauen nach

der Heirat in die Familie des Mannes und werden nicht in jedem Fall liebevoll aufgenommen, denn es gibt auch in Indien böse Schwiegermütter – erstaunlich, wie oft Frauen für sie ungünstige Situationen verinnerlichen und tradieren. Wenn dann Kinder geboren werden, wächst das Ansehen der jungen Frau, aber die erste Zeit kann wirklich hart sein. Inzwischen machen sich viele junge Paare selbständig, aus beruflichen Gründen und weil sie dem westlichen Vorbild folgen. Es ist ohne Zweifel immer noch eine patriarchale Welt, in der die Frauen allerdings aufholen, nicht durchgehend zur Freude des „starken Geschlechts“. Heute haben die Ehepaare weniger Kinder, weil die Kindersterblichkeit stark zurückgegangen ist und weil die Ausbildung der Kinder teuer ist. Nun werden auch die Töchter für die Familien wichtiger.

Bei den Mohammedanern sah die Situation der Frauen unterschiedlich aus. Mein Eindruck war, dass in Mysore eher die einfachen Leute zur Verschleierung neigten. In der gebildeten Mittel- und Oberschicht konnte man hinduistische, christliche und muslimische Frauen ihrem Aussehen nach häufig nicht unterscheiden. Beispielsweise trugen die muslimischen Polizistinnen fesche Khakianzüge wie alle anderen Kolleginnen. Manche Muslimas schmückten sich sogar mit dem für Hindus typischen Stirnfleck, passend zum Nagellack. Übrigens zeigen die Südinderinnen ihr schönes Haar, während in Nordindien das Ende des Saris meistens züchtig über den Kopf gezogen wird – auch Indira Gandhi präsentierte sich bei Wahlveranstaltungen mit der Bescheidenheit ausdrückenden Kopfbedeckung. Hier zeigt sich möglicherweise der Einfluss der muslimischen Eroberung Nordindiens, der dazu führte, dass sich auch die hinduistischen Frauen nicht mehr frei zeigen konnten. Das erfuhr ich besonders drastisch im ländlichen Haryana, wo die Landfrauen ihr Gesicht ständig mit

einem leichten, bunten Tuch bedeckten, das sie nur im privaten Kreise zurückschlügen. Zudem sind als Reaktion auf die direkte Konfrontation mit den islamischen Herrschern die nordindischen Hindus insgesamt deutlich konservativer geworden; diese Aussage gilt natürlich mit Einschränkungen, die der enormen strukturellen, sozialen und gesellschaftlichen Vielfalt des riesigen Subkontinents geschuldet sind.

Wenn ich muslimische Männer mit ihren charakteristischen Käppchen auf dem Markt beim Einkauf sah, dann wusste ich, sie „ersparten“ so ihrer Frau, sich außer Haus zu zeigen. In den letzten Jahren sind in Mysore deutlich mehr Frauen in den schwarzen Burkas im Stadtbild aufgetaucht, die nur ihr Gesicht freilassen. Wahrscheinlich verdienen ihre Männer im Golf gutes Geld, wodurch sie gezwungenermaßen die Freiheit gewonnen haben, selber ihre familiären Angelegenheiten zu regeln. Andererseits kann es auch sein, dass durch den arabischen Einfluss, der aus dieser Auslandstätigkeit resultiert, die Verschleierung stärker als früher praktiziert wird. Mir tun die „armen, schwarzen Krähen“, wie eine deutsche Bekannte sie titulierte, eigentlich stets leid, obwohl ich weiß, dass die individuelle Lebensqualität nicht mit der Verschleierung zusammenhängen muss.

Die Freundesgruppe des Zookurators traf sich beinahe täglich. Nach einem Tässchen Kaffee und langen Gesprächen im Büro zogen sie am Feierabend gemeinsam zur Innenstadt, wobei sie sich gern an den Händen hielten oder umfassten. Diesen vertrauten Umgang sah man häufig bei männlichen Jugendlichen. Der Grund kann sein, dass die Geschlechter sich nicht so begegneten wie bei uns und die Männer ihr Bedürfnis nach Nähe auf diese Weise auslebten. Da die Ehen von den Eltern arrangiert wurden, konnten bzw. durften sie sich nicht selber nach einer Lebenspartnerin umsehen. Ich empfand

es als angenehm, dass die jungen Männer nicht versuchten, mich „anzubaggern“ sondern freundlich und respektvoll mit mir umgingen. In Nordindien habe ich später die Erfahrung gemacht und auch von Bekannten gehört, dass die Situation zuzeiten weniger angenehm war als im Süden. Zur Belästigung von Frauen, dem sogenannten „*Eve-teasing*“, erzählte mir ein Kollege aus dem vorwiegend muslimischen Lucknow eine bezeichnende Geschichte: Als dieser unerfreuliche Zeitvertreib von Jugendlichen überhandnahm, verschleierte man junge Polizisten und ließ sie jeweils zu zweit gehen, wie bei den Frauen üblich. Wenn sie die Rüpel in Nebengassen gelockt hatten, verpassten sie ihnen eine unerwartete Tracht Prügel.

Über die Mitglieder der Familie van Ingen erhielt ich Einblicke in Bereiche, die mir sonst weitgehend verschlossen geblieben wären. Ich erfuhr etwas von dem kolonialen Lebensstil, spezielle Fakten über die indische Tierwelt, erlebte die ländliche Umgebung von Mysore und die Bergwelt der Westghats mit den interessanten Kaffeepflanzungen. Ihre Gastlichkeit und Großherzigkeit haben sich bis heute fortgesetzt, obwohl die drei Brüder, die ich damals kennenlernte, schon lange „in die ewigen Jagdgründe eingegangen“ sind. John De Wet, der Älteste, starb 1993, Henry Botha 1996 und Edwin Joubert 2013. Sie wurden einundneunzig, zweiundneunzig und hundertundein Jahre alt. Der Tierpräparationsbetrieb wurde 1999 endgültig geschlossen, „*Bissal Munti*“ und die Plantage „*Kathikolam and Alathur*“ wurden veräußert. Ich bekam ein Leopardenfell geschenkt, das ich glücklich aus dem Land schmuggelte. Die Produkte aus der Werkstatt sind heute noch über ganz Indien verstreut. In Mysore kann man sie sich im Trophäenraum des Palastes zeigen lassen. Im Palast des Maharadschas von Rewa in Madhya Pradesh begegneten mir zwei weiße Tiger aus der Produktion in Mysore. Weil ich mich mit van Ingens so gut

verstand, konnte ich sie in den darauffolgenden Jahren wiederholt besuchen. Die ersten Male verbrachte ich die gesamte Urlaubszeit bei ihnen, dann erkundete ich öfter zusammen mit Freunden oder Verwandten verschiedene indische Regionen, steuerte aber fast jedes Mal auch Mysore an. Besonders schön war eine Reise mit meinen Vater, der begeistert war von dem wunderbaren kolonialen Haus, der Werkstatt mit den eindrucksvollen Arbeitsgängen an den Wildtieren, der sehenswerten Kaffeeplantage und vor allem von unseren großzügigen, liebenswürdigen Gastgebern und den gemeinsamen Exkursionen an die Kaveri und andere Lieblingsplätze von De Wet und Joubert. Bothas Sohn Michael kann ich weiterhin jederzeit in Mysore aufsuchen, selbst die inzwischen alt gewordenen Diener Mayanna und Abdul sind immer noch bei ihm. Meinen Dank an sie alle kann ich nicht mit Worten ausdrücken.

Diese Freunde ermöglichten mir durch die vielen gemeinsamen Unternehmungen auch einen tieferen Einblick in die indische Vogelwelt, als ich auf eigene Faust geschafft hätte. Zudem bereitete mir das Studium der ornithologischen alten Wälzer im Wohnzimmer von *Bissal Munti* ungeheuren Spaß, die eingehende Auskunft gaben über die Wasser- und Hühnervögel, welche als erste während der Kolonialzeit naturkundlich gebildete Briten interessiert hatten. Dort fanden sich detaillierte wissenschaftliche Beschreibungen, ergänzt durch persönliche Beobachtungen und Überlegungen der Autoren sowie ausführliche Jagdgeschichten. Kostbare, liebevoll kolorierte Stiche bereiteten mir ein zusätzliches ästhetisches Vergnügen.

Für die Bestimmung der meisten Arten war ich allerdings vorwiegend auf Salim Alis Vogelbuch angewiesen. Zusammen mit Dillon Ripley und nach dessen Tod alleine hat er die von den Engländern begonnene Tradition fortgesetzt und ein mehrbändiges Hand-

buch der Vögel von Indien und Pakistan verfasst, ein verdienstvolles Lebenswerk. Sein *Book of Indian Birds* für Laien, das 1996 eine erweiterte Auflage erfuhr und nun mit fünfhundertachtunddreißig Arten ungefähr doppelt so viele Arten wie die frühen Editionen beinhaltet, war mir bei allen meinen Indienreisen eine große Hilfe. Von dem gesamten Vogelreichtum konnte ich natürlich nur einen kleinen Zipfel erhaschen. Als ich 1984 Salim Ali in der *Bombay Natural History Society* aufsuchte und froh war, auf jener Reise mehr als einhundert verschiedene Vögel beobachtet zu haben, dämpfte er meinen Stolz, indem er für das von mir bereiste Gebiet eine Schätzung von annähernd zweihundert Arten angab.

Die einzigartige indische Vogelwelt fasziniert mich weiterhin. Hier habe ich nur einige auffallende Vertreter geschildert, die auch andere Naturfreunde ansprechen können, obwohl ich beim erneuten Studium meiner Vogelbücher Lust verspürte, auf weitere gefiederte Geschöpfe einzugehen. Inzwischen ist in Indien – ähnlich wie bei uns – die Vogelfauna aufgrund des starken Bevölkerungsdruckes und die Intensivierung der Landwirtschaft deutlich zurückgegangen, aber es gibt dort immer noch zahlreiche ornithologische Kostbarkeiten. Leider sind gerade meine Lieblinge, die Geier, fast ausgestorben. Als Ursache wird der Einsatz des Schmerzmittels Diclophenac bei Großtieren diskutiert, dessen Metaboliten von diesen nützlichen Vögeln nicht vertragen werden, die durch die Beseitigung von toten Tieren eine wichtige Funktion als Gesundheitspolizei ausüben.

Die Kunstschatze, die ich während meines Indienaufenthaltes sah, berührten mich stark, obwohl ich sie zunächst nur ansatzweise begreifen konnte. Manche der religiösen Orte erschienen mir wie echte „Kraftplätze“. Wichtig war mir – wie auch im täglichen Leben um mich herum –, erst einmal alles zu betrachten und

auf mich einwirken zu lassen. Mit der Literatur über Architektur, Bildhauerkunst und ihre Symbolik konnte ich mir anschließend zu Hause befassen. Die kunsthistorischen Orte auf meiner Abschlussreise, die ich mithilfe eines amerikanischen Reiseführers ausgesucht hatte, waren Zeugnisse einer viele Jahrhunderte alten Kulturgeschichte und werden heute fast alle als Weltkulturerbe gelistet. Ich empfand es bisweilen als einen deutlichen Unterschied, ob die Tempel noch genutzt wurden oder allein als archäologische Denkmäler die Besucher anzogen. Bei den lebendigen Tempeln wird die Atmosphäre zusätzlich zu der religiösen Energie der Erbauer durch die der Gläubigen geprägt. Aus der Perspektive der Bevölkerung erscheint es plausibel, dass man alte, vergessene Kulturdenkmäler ignorierte, weil die Menschen zu ihnen in ihrem Glauben keine Beziehung herstellen konnten, und ihnen ihre Bedeutung erst dann bewusst wurde, als sie von westlichen Fachleuten wiederentdeckt und gewürdigt wurden.

Durch die Begegnung mit S. Radhakrishnan wurde ich motiviert, einige seiner Texte zu studieren, vor allem seine Kommentare zu der *Bhagavadgita*, die wissenschaftlich und zugleich poetisch-emphatisch sind. Die Gita ist vermutlich zwischen dem zweiten und fünften vorchristlichen Jahrhundert entstanden. Die Hindus betrachten das Buch als wichtigen ethischen Ratgeber. Auch für viele Nicht-Hindus gehört die Gita zu den bedeutenden religionsphilosophischen Dichtungen der Weltliteratur; nicht nur Wilhelm von Humboldt zollte dem Werk außerordentliche Anerkennung, Goethe und Schopenhauer haben sich ebenfalls mit ihm befasst.

Die Episoden der großen Epen *Mahabharata* und *Ramayana* werden in Tanz, Tanztheater und den Tempelskulpturen und -bildern dargestellt, sogar in den indischen Filmen und Fernsehserien, die die reinsten Gassenfeger sind. Die Geschichten über die einzelnen Götter

werden überall bildlich erfahrbar. Meine Einbildungskraft und mein Erinnerungsvermögen wurden durch diese Fülle, oft auch Überfülle von Eindrücken stets aufs Neue gefordert.

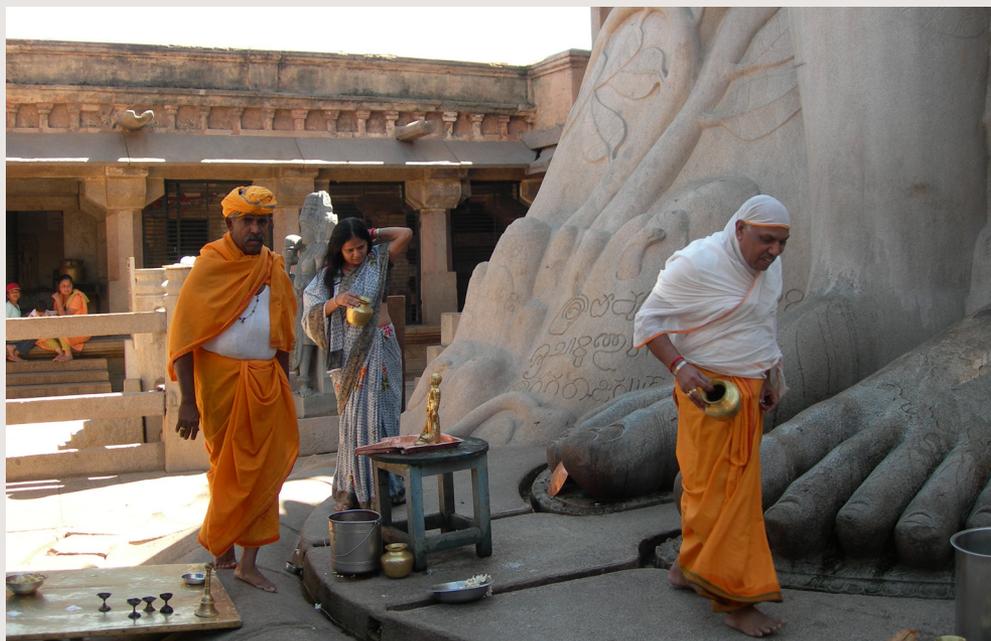
In Gießen erhielt ich ab 1979 durch die Arbeit in der Deutsch-Indischen Gesellschaft (DIG) immer wieder Gelegenheit, mich weiter mit indischen Themen zu befassen. Ich wurde zur Vorsitzenden gewählt und konnte zusammen mit den übrigen Mitgliedern zweiunddreißig Jahre lang Programme organisieren, in denen verschiedene Aspekte von Literatur, Kunst, Religion, Philosophie, Landeskunde und sozialen Fragen behandelt wurden. Unter unseren indischen Mitgliedern waren Studenten und Universitätsabsolventen, die in Deutschland geblieben waren und deutsche Frauen gefunden hatten. Außerdem kümmerte ich mich gern um Gastwissenschaftler während ihrer ein bis zwei Forschungsjahre an der Universität. Durch die Menschen, die ich in dieser Zeit näher kennenlernte, erhielt ich vielfältige Anregungen und auch herzliche Einladungen, sie in ihrer Heimat zu besuchen. So konnte ich mir weitere indische Städte, Regionen und Bundesländer erschließen und neue gesellschaftliche und kulturelle Erfahrungen sammeln.

Ich hätte mir nie vorgestellt, dass die indische Musik mich so ansprechen würde, wie sie es tatsächlich getan hat. Außer dem einen Kammerkonzert bei Bekannten aus dem Punjab habe ich bei meinem ersten Aufenthalt wenig gehört, aber dieses Konzert weckte meine Neugierde. Ich hatte die Chance, mit Hilfe des Akademischen Auslandsamtes in Gießen für die DIG ein erstes klassisches Konzert mit einem ausgezeichneten Ensemble zu organisieren, dem weitere folgten. Die DIG-Muttergesellschaft in Stuttgart holte hervorragende Künstler für Ringveranstaltungen nach Deutschland. Auch den klassischen indischen Tanz und indisches Tanztheater mit verschiedenen

Stilen und regionalen Traditionen konnte ich erst richtig würdigen, nachdem wir zusammen mit den übrigen Zweigstellen gute Solisten und Gruppen einladen konnten. In den achtziger und neunziger Jahren war das Publikumsinteresse an indischen Themen sehr lebendig, und wir hatten viele aufgeschlossene Besucher.

Die Freundlichkeit und Herzlichkeit, die ich in Indien erfahren habe, haben in mir weitergewirkt. Ich habe viel unverdiente Zuwendung und Hilfe erhalten, die ich weitergeben möchte mit der Idee, dass so eine immer weiterlaufende Kette entstehen möge. Es war mir wichtig, die in Gießen lebenden Inder in die Aktivitäten der DIG einzubeziehen und mich um indische Besucher der Universität zu kümmern. Die Gastwissenschaftler wurden von der Gesellschaft zu Treffen und Veranstaltungen eingeladen, viele empfing ich auch bei mir zu Hause. Indische Musiker, die in Gießen Konzerte gaben, habe ich manches Mal bei mir untergebracht. Diese Begegnungen waren für beide Seiten wertvoll. Einige meiner Gäste meinten, ich sei in einem früheren Leben wohl Inderin gewesen, wer weiß... Jedenfalls hat mein erster Indienaufenthalt mein Leben deutlich geprägt, und das Land hat mich bis heute nicht losgelassen.

Um die Sehnsüchte der Geier experimentell zu erkunden, lebte die Autorin fast zwei Jahre in Mysore, in Südindien. Neben Geiern und anderen Vögeln lernte sie Studenten, Dozenten, Entwicklungshelfer, postkoloniale Engländer und Familienmitglieder des Maharadschas kennen, erlebte spektakuläre Feste. Nahe der Stadt beeindruckte sie der Kaveri-Fluss mit Bauernland und unberührten Landschaften, einer reichen Vogelwelt und alten Tempeln. In den Westghats besuchte sie Kaffeeplantagen und Nationalparks. Den Abschluss bildete eine Reise zu wichtigen Kulturdenkmälern, vom Kap Kormorin bis nach Kaschmir.



Verlag: tredition € 27,99 [D]

ISBN 978-3-347-19404-5



9783347194045